

GENEVA LEE



ROYAL

Forever

ROMAN

blanvalet

Buch

Die Geister seiner dunklen Vergangenheit überschatten das Leben von Smith und Belle wie ein Albtraum. Um ihnen zu entfliehen, verlassen sie London und suchen Ruhe auf dem Landsitz von Belles Eltern – ein Ort, der schlimme Erinnerungen birgt. Die Verbindung zwischen Belle und Smith ist so stark wie nie zuvor, dennoch scheint sie etwas vor ihm zu verbergen. Smith tut alles, um Belle zu beschützen, doch kann er ihr helfen, ihre eigenen Albträume zu überwinden?

Autorin

Geneva Lee lebt gemeinsam mit ihrer Familie im Mittleren Westen der USA. Sie war schon immer eine hoffnungslose Romantikerin, die Fantasien der Realität vorzieht – vor allem Fantasien, in denen starke, gefährliche, sexy Männer vorkommen. Mit ihrer ersten Royals-Trilogie, der Liebesgeschichte zwischen dem englischen Kronprinzen Alexander und der bürgerlichen Clara, begeisterte Geneva Lee die amerikanischen Leserinnen und eroberte auch die deutsche Bestsellerliste.

Die Royals-Saga von Geneva Lee

Royal Passion (Clara & Alexander)

Royal Desire (Clara & Alexander)

Royal Love (Clara & Alexander)

Royal Dream (Belle & Smith)

Royal Kiss (Belle & Smith)

Royal Forever (Belle & Smith)

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

GENEVA LEE



ROYAL

Forever

Roman

Band 6

Deutsch von Charlotte Seydel

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Capture me«
bei Westminster Press, Louisville.

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Geneva Lee

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Blanvalet Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign

Umschlagmotive: Shutterstock.com

WR · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-19914-2

V001

www.blanvalet-verlag.de

*Für Sharon,
die es im Tausch gegen Smith mit mir aushält.
Danke*



1

Die Musik verstummte, als ich das Telefonat beendete. Das Handy fiel zu Boden, und ich sackte gegen die Wand. Ich öffnete mein Jackett und fummelte an meinen Hemdknöpfen herum, bis auch der letzte offen war, dann hob ich stöhnend den klebrigen, blutgetränkten Stoff an.

Verdammt, das war tief. Es musste genäht werden.

»Du brauchst deutlich mehr als das«, rief ich zu Jake hinüber. Er antwortete nicht. Wahrscheinlich, weil er tot war.

Wir sehen uns in der Hölle wieder.

Er hatte es nicht anders verdient. Jake hatte den gestrigen brutalen Überfall auf meine Frau zu verantworten. Dann war er zurückgekehrt, um sein Werk zu vollenden. Aber ich hatte ihn gestoppt. Für immer. Es spielte keine Rolle, dass er im Auftrag meines abgefeimten Exchefs gehandelt hatte. Er hatte sein Schicksal selbst gewählt, als er sich mit Hammond einließ.

Genau wie ich.

Aber ein Toter mehr bedeutete auch einen Zeugen weniger im

bevorstehenden Prozess gegen Hammond. Da Georgia ebenfalls tot war, blieben uns nur noch wenige Optionen. Wir hatten E-Mails und ein paar Gesprächsmitschnitte, aber Alexander war sicher nicht davon überzeugt, dass das reichen würde. Nach dem heutigen Abend und seinen Angriffen auf Belle wollte ich alles in meiner Macht Stehende tun, Hammond vor Gericht zu bringen. Und wenn ich am Ende selbst über ihn würde richten müssen.

Ich war lange genug Anwalt gewesen, um zu wissen, dass sich Gerichte eher auf die Seite der Macht und des großen Geldes stellen. Hammond verfügte über beides und setzte es ein, um systematisch alle Menschen auszuschalten, die er als Bedrohung ansah. Offensichtlich stand ich ebenfalls auf seiner Abschussliste.

Ich betrachtete die Verwüstung um mich herum und wartete auf die Ankunft der Polizei. Zerbrochenes Glas, umgestoßene Möbel, eine zersplitterte Tür und eine Leiche. Entweder ein Tatort oder eine verdammt gute Party.

Natürlich musste ich das teuerste Hotelzimmer in London ruinieren. Die Kosten überschritten mit Sicherheit die hinterlegte Kautions, was bedeutete, dass meine nächste Kreditkartenabrechnung verheerend ausfallen würde.

Du verlierst die Kontrolle, Price.

Ich wusste es. Ich konnte es spüren. Denn von den vielen Gedanken, die mir durch den Kopf schossen, bekam ich keinen mehr zu fassen. Auf dem Boden breitete sich eine Blutlache aus, und ich sah fasziniert zu, wie es in Zeitlupe von meinem Oberkörper tropfte.

Mein Handy klingelte und zeigte Hammonds Nummer an. Ich strich mit dem Daumen über das Display und nahm das Gespräch an. »Price gegen Jake, eins zu null«, verkündete ich. »Wie konntest du nur Margot benutzen, um ihn aufzustacheln. Das war das Letzte.«

»Im Krieg und in der Liebe ...«

Ich klemmte mir das Handy zwischen Kopf und Schulter, weil es so unendlich schwer war, dass ich es kaum halten konnte. »Wenn das so ist, sollte ich dir wohl ausrichten, dass Jake einen tüchtigen Bestatter braucht.«

Hammond kicherte. »Das war auch kein Gegner für dich. Hast du wirklich gedacht, ich lasse dich von ihm erledigen?«

»Was ist mit meiner Frau?« Ich presste kurz die Lider zusammen, um wieder scharf sehen zu können.

»Sie ist mir völlig egal«, knurrte Hammond. »Das hier ist eine Sache zwischen uns beiden.«

»Dann lass sie aus dem Spiel.«

»Wie gesagt: Das ist ein Krieg, mein Sohn.«

»Und wer siegt?«, fragte ich. Ich kannte den aktuellen Spielstand, aber der Rest war unklar.

»Nun ja, du wirst jeden Moment für den Mord an Jake verhaftet. Ein Punkt Vorsprung für mich.« Hammond schüttete sich am anderen Ende der Leitung vor Lachen aus.

Ich nicht. Der Witz war nicht besonders lustig. »Für Jake bekomme ich keinen Punkt?«

»Das Kleinvieh zählt nicht. Schließlich kommst du ins Gefängnis. Dann bleiben nur noch drei übrig, die ich von der Liste abhaken muss, und freundlicherweise hast du deine Frau ja gerade zu den anderen beiden Zielpersonen geschickt. Ich habe mich noch nicht entschieden, ob ich heute Nacht zuschlagen soll, wenn sie alle zusammen sind, oder ob ich dich lieber noch ein bisschen in der Zelle schmoren lasse. Es wäre lustig, in der Zeitung alles über die Verhaftung eines geisteskranken Mörders zu lesen, der behauptet, es gebe ein Mordkomplott gegen die britische Monarchie.«

»Ja. Aber das britische Königshaus ist auf meiner Seite.« Ich musste blinzeln, denn die Tür war mal da und dann wieder nicht. Ich legte den Kopf schief und versuchte herauszufinden, wohin sie verschwand.

»Im Moment. Aber glaubst du etwa, du bist der Einzige, der den Palast mit Informationen versorgt? Alexander setzt doch nicht alles auf ein einziges Pferd. Sobald er Beweise erhält, dass du die ganze Zeit für mich gearbeitet hast, wird er kaum noch daran interessiert sein, deinen Namen reinzuwaschen. Und solange du hinter Gittern sitzt, nützt du keinem von ihnen etwas.«

»Interessante Intrige. Nur wird dir das niemand abkaufen.«

»Ich bin ein sehr überzeugender Geschichtenerzähler, Smith. Viel Spaß mit Detective Spade. Er freut sich schon sehr darauf, dich kennenzulernen.«

Das Gespräch wurde unterbrochen, und meine Hand sank zu Boden. Es fiel mir immer schwerer, klar zu denken. Warum war es so dunkel? Hatte Belle beim Hinausgehen das Licht ausgeschaltet?

Belle.

Ihr schönes Gesicht schwebte durch den Nebel, der sich in meinem Hirn ausbreitete. Es war, als stünde sie vor mir. Porzellanteint, umrahmt von einer Flut blonder Locken, und dazu dieses hochnäsige Grinsen, bei dem mir selbst die Mundwinkel zuckten.

Belle.

Ganz gleich, welche Pläne er mit mir verfolgte, sie stellte für Hammond ein Problem dar, um das er sich kümmern musste. Ganz gleich, wie viele Beweise Alexander gegen mich in die Hand bekäme, Belle würde sie niemals glauben und alles daransetzen, damit Alexander das auch nicht tat.

Und das hieß, dass sie die nächste Kandidatin auf Hammonds Todesliste war. Nur aus diesem Grund war sie überhaupt erst darauf gelandet.

Ich zwang mich aufzustehen. Warum war ich bloß so höflich gewesen, Belle zu bitten, die Cops zu rufen? Ich sollte wirklich etwas gegen dieses permanente schlechte Gewissen tun. Ich nahm mein Telefon und steckte es ein. Dann taumelte ich zur Tür und fiel

dagegen. Ich hinterließ Blutspuren am polierten weißen Holzrahmen.
DNA. Überall DNA.

Herrje, da hätte ich auch gleich eine Spur von Brotkrumen hinter mir auslegen können.

Im Vorbeigehen schnappte ich mir ein Kissen vom Sofa, riss den Bezug ab und presste ihn auf meine Wunde. Jemand musste sich darum kümmern, aber momentan konnte ich nur versuchen, die Blutung zu stoppen, damit die Spuren nicht direkt zu mir führten. Aber es war zwecklos. Als ich den Flur entlanghumpelte, tropfte es neben meinen Füßen auf den Boden. Als ich den Fahrstuhl betrat, zog ich das Jackett zusammen. Das Paar, das neben mir stand, redete unentwegt, sogar noch, als der erste Blutstropfen auf den Fahrstuhlboden fiel. Hier würde ich nicht mehr herauskommen. Ich streckte die Hand aus, strich mit den tauben Fingern über die Tasten und wählte so viele Etagen, wie es nur ging.

Als beim nächsten Halt die Türen zur Seite glitten, stieg ich aus. Ich taumelte hinaus. Meine Knie gaben bereits nach, da entdeckte ich eine Putzkammer und stürzte auf die Tür zu. Ich drehte den Knauf, dann wurde es schwarz um mich.



2

Ich betrat die Lobby des Westminster Royal in einem blutbefleckten Seidenmorgenrock. Offensichtlich wusste ich, was ein gelungener Auftritt war. Rasch ging ich zur Rezeption und lehnte mich an den Tresen, um einen festeren Stand zu bekommen. Meine Beine zitterten. Die Frau, die dort arbeitete, erstarrte, als sie meinen aufgelösten Zustand erkannte. Es verschlug ihr völlig die Sprache.

»Ich würde gern mit dem Manager sprechen«, sagte ich leise. Ich wollte hier keine große Szene hinlegen. Wir waren am Leben, alles Weitere konnte man so diskret wie möglich klären.

In ihrem Gesicht zeichnete sich spürbar Erleichterung ab. Zweifellos war sie heilfroh, mich an jemand anderen weiterreichen zu können. Und das ging mir gehörig gegen den Strich. Irgendwie wollte ich, dass sie sich um die traumatisierte Frau kümmerte, die vor ihr stand. Hätte sie sich nicht erkundigen müssen, ob alles in Ordnung war? Die Antwort darauf wäre mir allerdings leichter gefallen, wenn nicht gerade jemand umgebracht worden wäre, und sei es auch aus Notwehr.

Das war alles zu viel für mich. Das war der wahre Grund meines Zorns. Ich stand zwar hier, aber meine Gedanken waren noch immer in dem Hotelzimmer, das ich gerade verlassen hatte.

Ich warf einen kurzen Blick in die entsetzten Gesichter der Gäste, die an mir vorbeigingen. Smith hatte mich mit dem Privatfahrstuhl zu unserer Suite gebracht, der wichtigen Gästen vorbehalten war, und mir so die Peinlichkeit erspart, mich von Fremden angaffern zu lassen. Was gab ich nur für ein Bild ab – immer noch grün und blau geschlagen von meiner ersten Begegnung mit Jake und jetzt von frischen Schnittwunden übersät? Ich zog den Morgenrock enger zusammen und hörte ein feines Klirren, als Glassplitter aus den Stofffalten auf den Marmorboden rieselten.

Und ich machte mir Sorgen, dass ich die Aufmerksamkeit auf mich ziehen könnte.

Was zum Teufel mache ich hier überhaupt? Ich hatte keine Ahnung. Oben war Smith und wartete neben einer Leiche auf die Polizei. Ich sollte bei ihm sein. Mein Mann hatte panische Angst, dass Hammond aufkreuzte, um den Job zu Ende zu bringen, aber der würde sich doch nie an einem Tatort blicken lassen. Dazu war er viel zu schlau. Zum Teufel, das würde nicht mal einer seiner bezahlten Helfershelfer riskieren. Und auch Smith war viel zu schlau, um anzunehmen, dass eine echte Gefahr bestand. Das bedeutete, dass er mich ganz bewusst weggeschickt hatte. Als ich das begriff, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Es gab eine Menge vernünftiger Erklärungen, warum er mich weggeschickt haben könnte, aber in unserer Beziehung hatte noch nie die Vernunft regiert.

Nachdem ich der unmittelbaren Gefahr entronnen war, wurde mein Kopf mit jeder Sekunde klarer.

Die Frau, mit der ich gesprochen hatte, hatte sich inzwischen einen gut gekleideten Mann gegriffen. Die beiden standen so weit entfernt, dass ich sie nicht hören konnte, aber mir entging nicht, wie

sie in einer merkwürdigen Mischung aus Sorge und Gereiztheit zu mir herüberstarrten.

Wie ich schienen sie eine Szene vermeiden zu wollen.

Andererseits war es auch möglich, dass sie genau wussten, was vor sich ging. Irgendwie musste Jake in unser Hotelzimmer gekommen sein. Hatte ihm ein Angestellter des Westminster Royal den Zugang ermöglicht? Hammond konnte sich überall Freunde kaufen, und es war zu vermuten, dass er für Situationen wie diese noch ein paar Leute in der Hinterhand hatte.

Ich musste hier verschwinden. Smith hatte mir aufgetragen, die Polizei zu rufen, aber wollte er wirklich dort sitzen bleiben und ihre Ankunft abwarten?

Er hatte mich weggeschickt, weil er etwas vor mir verbergen wollte.

Ohne lange zu überlegen, hastete ich zum Fahrstuhl, drängte mich an einem Paar vorbei und murmelte eine Entschuldigung, während ich in die Fahrstuhlkabine sprang und den Knopf zum Türeenschließen drückte, bevor sie reagieren konnten.

In meinem jetzigen Zustand hatten mich schon genug Leute gesehen. Mich auch noch im Fahrstuhl angaffern zu lassen, wollte ich mir ersparen. Wenigstens befand sich das Penthouse in einer gesonderten Etage. Falls die Polizei noch nicht da war, hatte auch niemand den Tatort gesehen.

Aber als sich die Fahrstuhltüren öffneten, stockte mir der Atem. Eine Spur von Blutspritzern führte bis zur offen stehenden Tür der Suite. Jemand musste geblutet haben, als er sie verließ, und ich wusste, dass ich es nicht gewesen war. Jedenfalls nicht so schlimm. Entweder war Jake noch am Leben, oder ...

An die andere Möglichkeit wollte ich gar nicht erst denken.

Ich eilte zur offenen Tür, lief in das Zimmer und wäre fast über den leblosen Körper meines Angreifers gestolpert.

Er war tot. Das wäre eine Erleichterung gewesen, wäre ich nicht

gerade an der Blutspur entlanggelaufen. Da Jake tot war, musste das Smiths Blut sein.

Denk nach.

Jetzt panisch zu reagieren, würde mir in dieser Situation nicht helfen. Mit zitterigen Fingern streifte ich den Morgenmantel ab und versuchte, die Leiche zu ignorieren, die im Zimmer lag. Mein ganzer Körper zitterte wie Espenlaub, weshalb ich große Mühe hatte, die Sachen anzuziehen, die ich mir vorhin auf dem Bett zurechtgelegt hatte. In blutiger Seide herumzulaufen, schien keine gute Idee zu sein, und das war ein Problem, das ich zumindest lösen konnte. Ich holte tief Luft und band mir das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. Ich musste mich wieder fangen, das war jetzt das Wichtigste. Ich stopfte den Morgenmantel in meine Tasche und schaute mich um, ob noch mehr von meinen Sachen herumlagen.

Wir hatten nur sehr wenig mitgebracht. Das war Smiths Idee gewesen. Als hätte er damit gerechnet, dass so etwas passieren würde. Doch den deutlichsten Beweis konnte ich nicht einfach in einen Beutel stopfen. Und Zeit zum Aufräumen hatte ich auch nicht.

Als ich sicher war, alle meine Habseligkeiten zusammenzuhaben, wandte ich mich langsam Richtung Korridor. Diesmal sah ich das verschmierte Blut am Türrahmen. Gern hätte ich geglaubt, dass es Jakes Blut war, aber er hätte seine Hände darin baden müssen, um im Kampf solche Spuren zu hinterlassen.

Smith blutete, und zwar stark.

Vielleicht benötigte er einen Krankenwagen, aber wenn das der Grund dafür war, dass er mich losgeschickt und gebeten hatte, die Polizei zu alarmieren, warum war er dann weggegangen? Jeder normale Mensch würde dennoch einen Krankenwagen rufen, aber ich konnte nur daran denken, dass ich meinen Mann finden musste.

Was hätte ich den Sanitätern auch erzählen sollen? Dass er verletzt worden war und sich bei dem Versuch, die Polizei zu rufen, verlaufen hatte? Smith war auf der Flucht. Er wusste es, und die

Polizei wusste es vermutlich auch. Auch wenn er verletzt war, hätte ich ihn trotzdem am liebsten umgebracht.

Wenn er nicht schon tot war.

Bei dem Gedanken lief es mir eiskalt den Rücken hinunter, aber ich verdrängte ihn und ging rasch zu den Fahrstühlen am Ende des Korridors. Wie sollte ich erkennen, welchen er genommen hatte? Den Blutflecken nach zu urteilen, war er in einen der Fahrstühle zum Erdgeschoss gestiegen anstatt in den Privatfahrstuhl zur Tiefgarage. Ich hatte keine Ahnung, warum.

Doch in welchen genau? Als ich die Wand betrachtete, entdeckte ich Blut an den Knöpfen. Und dann hatte ich eine Idee. Als ich etwas genauer hinschaute, bemerkte ich einen weiteren Blutfleck am Rahmen des rechten Fahrstuhls. Den musste er genommen haben. Ich schloss die Augen und konzentrierte mich auf meinen Wunsch, ihn zu finden. Dann drückte ich den Knopf, um den Lift anzufordern. Es kostete mich fünf Minuten und mehrere verwirrte Fahrgäste, bis der ankam, auf den ich aus war. Erleichtert stellte ich fest, dass er leer war. Das Problem war nur, dass die Hälfte aller Knöpfe an der inneren Schalttafel blutverschmiert war.

Denk nach, Belle.

Ich drückte jeden einzelnen Knopf und betete, dass ich ihn schnell finden würde. Ich *musste* ihn sehen, ihn berühren. Er war das einzige reale, greifbare Element in diesem Albtraum, in dem wir gefangen waren. Ich *musste* ihn finden. Bestimmt war er eher früher als später ausgestiegen. Als die Lifttüren zwei Etagen tiefer auseinanderglitten, entdeckte ich dort noch mehr Blut. Ich folgte den Spuren und machte mich auf alles gefasst. Doch sie führten nur zu einer Putzkammer. Schnell öffnete ich die Tür. Das Licht aus dem Korridor fiel schräg über das dunkle Regal und schließlich auf Smiths zusammengesunkenen Körper.

Ich legte meine Finger um sein Handgelenk, fühlte seinen Puls und unterdrückte ein Schluchzen, als ich das leichte Pochen spürte.

Es war nur schwach, aber es war vorhanden.

Hätte ich doch nur gewusst, was ich tun sollte.

Der Wärme nach zu urteilen, die sich in meinen Augen ausbreitete, stimmte mein Körper für *Weinen*. Aber zum Glück erwachte die kaltblütige Krisenmanagerin in mir und rettete mich.

Ich legte die Arme um seinen Oberkörper und versuchte, ihn anzuheben. Er war zu schwer. All diese verdammten sexy Muskeln. Ich wischte eine flüchtige Träne fort und sank neben ihm zu Boden.

»Wach auf!«, verlangte ich. »Ich weiß, du bist ein störrischer Esel, aber dieses eine Mal musst du auf mich hören.«

Wütend wischte ich gegen die Tränen an, die mir jetzt ungehemmt die Wangen hinunterliefen. »Für immer, haben wir gesagt, und das musst du mir jetzt beweisen, Price.«

Ich wartete auf eine Reaktion; ich betete darum.

Smith rührte sich nicht, von dem schwachen Heben und Senken seiner Brust bei unregelmäßiger Atmung einmal abgesehen. Ich brauchte Hilfe und hatte keine Ahnung, woher ich sie bekommen sollte.

Ich schob ihn wieder von mir herunter, kniete mich in der Dunkelheit neben ihn und klopfte ihn ab. Dann berührten meine Finger etwas Glattes, Kühles. Sein Handy.

Es gab einen Menschen, der sofort kommen würde, ohne mir irgendwelche Fragen zu stellen. Jedenfalls nicht sofort.

Ohne weiter nachzudenken, wählte ich die Nummer, zog die Tür von innen zu und hüllte uns in Dunkelheit. Ich lehnte mich gegen den warmen Körper meines Mannes, als das Freizeichen ertönte.



Ein leises Klopfen an der Tür riss mich aus einem traumlosen Schlaf. Das Klopfen verhiess Rettung oder Verdammnis – aufmachen musste ich in jedem Fall. Die Zeit wurde knapp. Ich stieß mit dem Fuß die

Tür auf und blinzelte in das helle Flurlicht, bis ein vertrautes und willkommenes Gesicht erschien.

Edwards Miene verriet kein Gefühl bei dem Anblick zu seinen Füßen. Er schob seine Schildpattbrille auf der Nase nach oben und schüttelte den Lockenkopf. »Das war aber eine heftige Party.«

Keiner von uns konnte über den Witz lachen. Es brauchte schon etwas mehr, um die Spannung zu beseitigen, die zwischen uns in der Luft lag.

»Danke.« Später würden Fragen folgen. Ernste Fragen. Fragen, die ich nicht beantworten wollte. Aber jetzt zählte nur eines: dass er gekommen war.

»Du hast bestimmt einen Plan.«

Nicht wirklich. Pläne waren was für Leute, die reagieren, die handeln oder nachdenken konnten. Bis vor einer Minute war ich mir nicht einmal sicher gewesen, ob ich diesem Ort entkommen konnte. Aber jetzt musste ich mir etwas einfallen lassen. Ich schaltete Smiths Handy ein und suchte die Kontaktliste. Es war ziemlich ins Blaue getippt – und keine Wahl, die mir leichtfiel –, aber vielleicht konnte Georgia uns helfen. Doch noch bevor ich zum G hinuntergescrollt hatte, entdeckte ich einen anderen Namen.

»Hier ist ein Dr. Roget in seiner Telefonliste«, meldete ich Edward. »Wenn wir es schaffen, hier herauszukommen, rufe ich ihn an.«

»Nicht gerade ausgefeilt, dein Plan«, bemerkte er.

Ich erzählte ihm lieber nicht, dass Plan B mit Georgia Kincaid zu tun hatte, sondern bedachte ihn lediglich mit einem warnenden Blick. »Momentan will ich nur die nächsten fünf Minuten überleben. Wenn wir das geschafft haben, konzentriere ich mich auf die nächsten zehn.«

»Wir könnten Alexander anrufen«, schlug er vor.

»Nein!« Meine Antwort war barsch, aber sie entsprach meinem Bauchgefühl. Vielleicht hätte Alexander uns helfen können –

schließlich hatte er uns diesen Mist eingebrockt –, aber mein Instinkt sagte mir, dass ich Clara und ihr Baby so weit wie möglich vor den Ereignissen des heutigen Abends abschirmen musste. Es war schon schlimm genug, dass ich Edward in diese Sache hineingezogen hatte.

»Wie du wünschst.«

Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Hilf mir auf.«

Edward verlangte keine weiteren Erklärungen. Er griff einfach nach unten und zog mich auf die Beine hoch. Doch sobald ich ins Licht kam, verstärkte sich sein Griff um meine Handgelenke. »Was zum Teufel ist passiert, Belle?«

Er hatte mich noch gar nicht gesehen seit dem Überfall. Ich hatte gehofft, ihn erst wiederzutreffen, nachdem alle meine Blessuren verheilt waren.

»Das ist jetzt unwichtig.« Ich schüttelte den Kopf. »Smith ist schwer verletzt. Wir müssen uns auf ihn konzentrieren.«

Edward rührte sich nicht. »Hat er dir das angetan?«

»Gott, nein!«, antwortete ich überrascht. »Er hat mich gerettet.«

Mehr wollte Edward nicht wissen, bevor er Smith über seine Schulter hievte. »Okay, wir haben also einen bewusstlosen Mann dabei, und du siehst aus, als hättest du gerade zehn Runden geboxt. Ich schätze, wir nehmen den Lift in die Lobby?«

»Dein Sarkasmus ist überflüssig.« Aber er hatte nicht unrecht. Edward sorgte schon für Aufsehen, wenn er niemanden über der Schulter trug. Einfach durch den Haupteingang zu verduften, war undenkbar.

Ich schnippte mit den Fingern, als mir eine Idee kam. »Der Bugatti. Er hat ihn sicher in der Privatgarage gelassen.«

»Zeig mir den Weg.«

Den normalen Fahrstuhl zu benutzen, kam nicht infrage. Ich durfte es nicht riskieren, der Polizei über den Weg zu laufen, falls die schon da war. Auf der Treppe nach oben machte ich mich darauf

gefasst, wieder in mein Hotelzimmer zu gehen und Jake erneut zu sehen. Doch als ich die Treppenhaustür öffnete, warf ich sie sofort wieder zu. Dort oben wimmelte es schon von Polizisten. Es würde nicht lange dauern, bis sie die Blutspur entdeckten und ihr folgten.

Smith hatte in Notwehr gehandelt. Das – und nicht zuletzt seine Verbindung zu Alexander – sollte reichen, um ihn vor Strafverfolgung zu bewahren. Ich hegte nicht die leiseste Befürchtung, dass er ins Gefängnis musste. Aber solange Hammond noch lebte, war er nirgends in London sicher – nicht einmal in einer Gefängniszelle. Wir mussten komplett von Hammonds Radar verschwinden, und das hieß, dass ich nur mir selbst trauen konnte.

»Und jetzt?«, wollte Edward wissen. »Ich will dich ja nicht beunruhigen, aber die werden den Laden sehr schnell abriegeln. Wir müssen sofort hier verschwinden.«

»Die Treppen.«

Er beklagte sich nicht, dass er Smith bis in die unterirdischen Etagen des Hotels tragen musste. Als wir endlich unten ankamen, schloss ich die Augen und drehte den Türknauf.

Edward murmelte etwas, das wie »Wunder« klang, als die Tür aufschwang.

»Da ist er!«, schrie ich und zeigte auf Smiths einzigartigen Sportwagen.

Bei seinem Anblick hob Edward eine Braue.

»Das ist ein Zweisitzer«, stellte er fest.

»Du fährst.«

Edward packte Smith auf den Beifahrersitz, und ich kletterte auf den Schoß meines Mannes. Im Dunkeln hatte ich seine Verletzungen nicht sehen können. Jetzt wollte ich nicht hinschauen. Aber ich drückte meine Hände auf das heiße, verkrustete Blut. Meine medizinischen Kenntnisse beschränkten sich auf gesunden Menschenverstand und auf das, was ich in Filmen gesehen hatte.

»Wo soll's hingehen?«, fragte Edward, legte den Rückwärtsgang

ein und rührte auf die Ausfahrt zu.

Hoffentlich war Dr. Roget ein Freund – ein sehr guter Freund.

Nach dem zweiten Klingeln meldete sich am anderen Ende eine müde Stimme. »Price?«

»Hier spricht seine Frau«, sagte ich hastig und ignorierte das heftige Schuldgefühl, das mich durchzuckte, als mir Edward einen ungläubigen Blick zuwarf. »Ich weiß nicht, ob es ein Fehler ist, Sie anzurufen, aber Smith braucht dringend Hilfe. *Diskrete Hilfe.*«

Entweder hatte ich den Richtigen angerufen, oder ich führte uns in eine Falle. Mir blieb kaum etwas anderes übrig.

»Schaffen Sie es bis zum St. Mary's Hospital?«

»Ja, aber ...«, ich zögerte. Eigentlich wollte ich ein Krankenhaus und all die bohrenden Fragen vermeiden, die damit verbunden waren.

»Im Ostflügel befindet sich die Onkologie. Sie ist abends geschlossen. Wir treffen uns dort.«

»Danke«, flüsterte ich, aber da hatte er schon aufgelegt.

Ich wiederholte die Anweisungen für Edward Wort für Wort. Er nickte nur, biss die Zähne zusammen und enthielt sich jeden Kommentars. Dann beschleunigte er, und wir fuhren unserem Ziel und unserem ungewissen Schicksal entgegen. Er hatte Fragen, und vermutlich hatte er sich mehr als nur ein paar deutliche Worte für mich aufgespart.

Ich wagte es nicht, über die Antworten nachzudenken, die er womöglich verlangen würde. Lieber konzentrierte ich mich darauf, dass Smiths Blut an meiner Haut noch immer warm war, denn das hieß, dass er lebte.

Jedenfalls noch.



3

Wie versprochen war die onkologische Abteilung von St. Mary's nicht erleuchtet, als wir dort eintrafen. Im Dunkeln wirkte sie ganz unscheinbar. Nur ein weiteres langweiliges, anonymes Gebäude, das abends geschlossen war. Mich überlief eine Gänsehaut. Die nüchterne Zweckdienlichkeit der Anlage ließ unser eigenes Vorhaben umso beängstigender wirken. Ich schaute nervös zu Edward hinüber, als er den Bugatti beim Eingang parkte. Das kümmerliche Licht einer einzelnen Straßenlaterne fiel in den Wagen und ließ seinen Lockenkopf an den Rändern blass schimmern wie einen Heiligenschein.

Das schien mir passend. Man musste schon außerordentlich loyal sein, um einen schon bald Mordverdächtigen quer durch die Stadt zu schleppen, besonders eingedenk des Umstandes, dass ihm Smith nicht besonders sympathisch war. In diesem Augenblick hätte ich mich nicht gewundert, wenn ich ein verborgenes Flügelpaar an ihm entdeckt hätte.

»Bist du dir sicher?«, fragte er und schaute durch die getönten

Scheiben zu dem unheimlichen, stillen Gebäude hinüber.

»Ja.« Doch das stimmte nicht. Nicht wirklich. Wäre Smith bei Bewusstsein, würde er mir wahrscheinlich erzählen, dass ich einen Fehler beging, wenn ich Dr. Roget vertraute. Aber genau das war ja das Problem. Er war nicht bei Bewusstsein, und die Gefahr, die von seinen Verletzungen ausging, wuchs mit jeder Sekunde. Ich hatte keine Wahl, ich musste eine Entscheidung treffen und fand, dass es das Risiko wert war.

Edward atmete hörbar aus und nickte knapp, dann stieg er aus, ging ums Auto herum und half mir ebenfalls hinaus. Ich passte auf, dass er nicht noch mehr Blut abbekam, doch kam mir gleich ziemlich dumm dabei vor, schließlich war er schon damit besudelt. Aber je mehr Blutflecken er mit nach Hause brachte, desto mehr Fragen waren zu erwarten, und momentan war es besser, nicht noch jemanden in die Sache hineinzuziehen.

Als Edward bemerkte, dass Smith totenblass war, wirkte er besorgt, sagte jedoch nichts. Was hätte er auch sagen sollen? Dass die Lage ernst war? Dass es zu spät sein konnte? Das alles war mir längst selbst durch den Kopf gegangen. Gott sei Dank kannte mich mein bester Freund gut genug, um das zu wissen. Ich rettete mich in praktische, konkrete Handlungen und würde es nicht ertragen, wenn jemand die Wahrheit ausspräche. Nicht jetzt.

Edward hob Smiths Körper aus dem Wagen, dann wandte er sich zu mir um. »Falls sich herausstellt, dass es ein Fehler war ...«

»Ist es nicht«, versicherte ich ihm – und zugleich mir selbst.

»Falls es einer ist«, fuhr er fort und ignorierte mich, »dann siehst du zu, dass du hier verschwindest!«

»Edward, ich bin doch kein ...«

Diesmal fiel er mir ins Wort. »Darüber diskutiere ich nicht mit dir. Smith würde das genauso wollen.«

Ich zuckte überrascht zusammen. Er hatte recht. Smith würde wollen, dass ich weglief. Mein bester Freund und mein Ehemann

zogen sonst nie am selben Strang. Es war seltsam, dass ausgerechnet Edward jetzt seinen Part übernahm, und das erinnerte mich einmal mehr daran, dass Smith nicht imstande war, die Warnung selbst auszusprechen.

Und obwohl ich es hasste, wenn man mir sagte, was ich zu tun hatte, konnte ich seine Warnung nicht ignorieren. Heute Nacht musste ich abwägen, wann ich dickköpfig sein durfte und wann ich besser clever war – ganz besonders, da unser aller Sicherheit auf dem Spiel stand.

»In Ordnung«, sagte ich und sah ihn durchdringend an. »Aber nur, wenn du auch abhaust.«

»Und Smith?« Edward klang gestresst.

»Er würde darauf bestehen, dass wir uns beide in Sicherheit bringen.«

»Ich weiß ja nicht, ob seine Sorge mich einschließen würde«, erwiderte er knapp.

Ich hatte noch keine Gelegenheit, Edward über Smiths Verbindung zu unserem Freundeskreis reinen Wein einzuschenken. Nach der heutigen Nacht verdiente er es, Bescheid zu wissen. Aber das musste warten. »Vielleicht wärst du überrascht.«

Dabei ließ ich es bewenden.

Edward bedachte mich mit einem frustrierten Blick, dann deutete er mit dem Kopf auf den Eingang. »Ich folge dir.«

Ich holte tief Luft und schritt voran. An den Glastüren angelangt, legte ich eine kurze Pause ein, um neuen Mut zu sammeln. Ich hob die Hand und klopfte zaghaft an die Scheibe. Die Empfangshalle war dunkel. Dort hätte jeder auf uns warten können. Ich warf einen raschen Seitenblick auf Smith und Edward und flehte im Stillen zu allen Heiligen, dass ich die beiden nicht in eine Falle führte. Als sich drinnen etwas bewegte, wandte ich den Blick wieder zur Klinik und sah, wie ein Mann aus einem dunklen Flur kam.

Mir stockte der Atem, während ich darauf wartete, dass er die Tür

aufschloss. Als er es geschafft hatte, verzog er bei Smiths Anblick resigniert das Gesicht. Er winkte uns herein. »Mrs. Price, nehme ich an?«

»Ja.« Ich bekam einen trockenen Mund, als ich ihm antwortete. Ich war es nicht gewohnt, mit Smiths Namen angesprochen zu werden. Es war noch zu neu, und unter den gegebenen Umständen klang es noch eigenartiger. Eine Frischangetraute wäre zu diesem Zeitpunkt normalerweise auf Hochzeitsreise, anstatt mit ihrem Ehemann zu einer heimlichen medizinischen Notversorgung zu hetzen.

Roget führte uns in einen Raum, der mit grellem Neonlicht ausgeleuchtet war, und deutete auf einen papierbezogenen Untersuchungstisch. Edward legte Smith vorsichtig darauf ab und trat einen Schritt zurück, damit Roget ihn versorgen konnte. Ich sah ihm bei seiner Arbeit zu und biss mir dabei selbstvergessen auf den Fingernägeln herum. Dem Grau an seinen Schläfen nach zu urteilen, war er schon älter. Der Arbeitsstress hatte eine tiefe Furche zwischen seine Augen gegraben, die immer tiefer zu werden schien, je länger er sich um Smith kümmerte. Ich zweifelte keine Sekunde daran, dass er Arzt war und die professionelle Verantwortung für seinen Patienten sehr ernst nahm. Das änderte aber nichts daran, dass sich auch gute Leute kaufen ließen. Eine Tatsache, die ich künftig nie mehr vergessen wollte.

»Kommt er wieder in Ordnung?«, fragte Edward und sprach damit die einzige Frage aus, die mir ebenfalls im Kopf herumging.

»Erst mal muss ich ihn stabilisieren«, bellte Roget über seine Schulter. »Und sofern sich unter Ihnen keine medizinische Fachkraft befindet, würde ich es vorziehen, ohne Publikum zu arbeiten. Ich melde mich, sobald ich Ihnen mehr sagen kann.«

»Ich gehe nicht.« Ich verschränkte die Arme und merkte, dass ich wie ein bockiges Kind aussehen musste. Aber das war mir egal.

»Mrs. Price. Sie wollen etwas von *mir*!«, rief mir Roget in

Erinnerung, ohne seinen Blick von der Infusion zu lösen, die er gerade in Smiths Armbeuge legte.

»Er hat recht, *Mrs. Price*.« Edward nahm mich am Arm und zog mich aus dem Raum hinaus in den Flur.

Ich ignorierte seine unverkennbare Spitze, was meinen Familienstatus betraf, und entwand mich seinem Griff. »Vertraust du ihm?«

»Wir haben keine andere Wahl, aber das weißt du selbst.« Edward trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf. »Sieht aus, als müssten wir jetzt irgendwie die Zeit totschiagen. Lass uns doch mal das Zwanzig-Fragen-Spiel spielen.«

Offenbar war jetzt der Moment gekommen, in dem ich die Karten auf den Tisch legen musste, und in Anbetracht der Situation sah ich keine Möglichkeit, es noch länger zu vermeiden. »Willst du, oder soll ich anfangen?«

»Ich fange an«, sagte er und lachte finster. »Sobald ich weiß, wo ich überhaupt anfangen soll.«

»Wie wäre es damit, dass ich geheiratet habe?«, bot ich kleinlaut an.

Edward ging zu einer Stuhlreihe und setzte sich.

»Ich muss zugeben, dass ich gehofft habe, für *Mrs. Price* gäbe es eine andere Erklärung.«

»Welche zum Beispiel?«, fragte ich und setzte mich auf den Sitz neben seinem.

»Soweit ich weiß, haben Freundinnen nicht das Recht, Entscheidungen über die medizinische Behandlung ihrer Partner zu treffen, Ehefrauen aber schon.«

»Du hast recht. Vielleicht hätte ich lügen sollen.« Ich rutschte im Sitz zurück und stieß mit dem Kopf sachte gegen die Wand.

»Das tut fast genauso weh wie die Tatsache, dass du mir es nicht gleich erzählt hast. Wie? Wann?«

Ich schloss die Augen und rieb mir über den Nasenrücken, in

dem vergeblichen Versuch, einen beginnenden Stresskopfschmerz zu vertreiben. »In New York. Unser Butler hat uns in der Suite getraut.«

»Damit kommt ihr aber nicht in die Klatschpresse.« Ich vermisste den ironischen Unterton, den ich eigentlich bei ihm erwartet hatte.

»Ich war so fertig, dass du nicht da warst.« Ich streckte den Arm aus und nahm seine Hand, weil ich das Bedürfnis nach Körperkontakt hatte. Ich musste mich vergewissern, dass trotz des Vertrauensbruches immer noch eine Verbindung zwischen uns bestand. »Es fühlt sich immer noch ganz unreal an.«

»Wer weiß noch davon?«

»Clara«, gab ich seufzend zu.

»Das ist wohl fair.«

Ich kannte Clara schon viel länger als Edward, aber das war nicht der Grund, warum sie es vor ihm erfahren hatte.

»Eigentlich weiß sie es durch Alexander. Ich glaube, wenn die beste Freundin mit einem der mächtigsten Männer der Welt verheiratet ist, muss man wohl damit rechnen, dass er einem auf die Schliche kommt. Er wusste es eher als sie.«

»Also hast du im Grunde alle deine besten Freunde gegen dich aufgebracht, ihre Gefühle verletzt und einen Kerl geheiratet, den wir kaum kennen. Außerdem wirst du von Mördern gejagt. Habe ich noch etwas vergessen?« Diesmal war mir, als könnte ich trotz seines düsteren Tonfalls ein ganz leichtes amüsiertes Funkeln in seinen Augen entdecken.

Ich stieß mit der Schulter gegen seine. »Du hast das Wesentliche erfasst.«

»Und trotzdem habe ich noch so viele Fragen.«

»Ich auch.« Es tat weh zuzugeben, dass ständig neue und unsägliche Informationen an den Tag kamen, selbst nachdem ich so viel mehr über Smith und seine Beziehung zu Hammond wusste. Der Mann, der mich überfallen hatte, war weitaus mehr als ein

bezahlter Schläger. Der Grund, warum er mich umbringen wollte, hatte nichts mit Geschäften zu tun. Es war etwas zutiefst Persönliches. Wie viele von Smiths alten »Freunden« würden noch aus der Versenkung auftauchen und dasselbe im Schilde führen?

Aber das war nichts, worüber ich mit Edward sprechen wollte, was bedeutete, dass ich diesen Gedanken – wie so viele andere – für mich behalten musste.

»Welche denn?«, fragte Edward.

Anscheinend war es ihm ernst damit gewesen, als er das Zwanzig-Fragen-Spiel vorschlug. »Ehrlich gesagt, weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll.«

»Wie wäre es denn mit heute Abend?«, schlug er vor. »Was zum Teufel ist passiert? Die Hälfte von dem Blut war nicht sein eigenes.«

»Nein, das stimmt«, schluckte ich. Wenigstens dafür schuldete ich ihm eine Erklärung, aber ich war mir nicht sicher, ob ich noch einmal durchleben wollte, was passiert war. »Ich bin gestern überfallen worden. Der Kerl hat mich zusammengeschlagen.«

»Oh Gott, Belle.« Edward legte mir den Arm um die Schultern. Ich spürte die Frage, die ihm auf der Zunge brannte.

»Das war's auch schon«, versicherte ich ihm. »Er hat mich nicht ...«

»Genug gesagt.«

Ich war ihm dankbar, dass er mich nicht zwang, mich wieder an jedes schreckliche Detail meines Erlebnisses zu erinnern. Oder daran zu denken, was passiert wäre, wenn nicht ein guter Samariter die Polizei gerufen hätte.

»Es war ziemlich schlimm«, sagte ich und spürte, wie mich die Erinnerung wieder in die dunkle Stunde zurückziehen wollte. Ich kuschelte mich enger an Edward und spürte die Wärme seines Körpers.

»Warum hast du mich nicht angerufen?« Der Vorwurf war nur verhalten und trotzdem unüberhörbar.

»Smith war davon überzeugt, dass mehr dahintersteckte als ein Straßenraub. Deshalb hat er uns im Westminster Royal eingecheckt und ist dann losgezogen, um ein paar Dinge zu klären.«

»Und hat dich dort allein gelassen?«, stieß Edward hervor.

»Nein. Er hat Tante Jane angerufen.« Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, gefror mir das Blut in den Adern.

Tante Jane.

In dem ganzen Chaos hatte ich völlig vergessen, mich bei ihr zu melden. Sie war bestimmt zum Hotel zurückgegangen, und ... Der Gedanke war zu schrecklich. Ich wedelte wild mit der Hand, schließlich brachte ich das Wort »Handy« zustande.

Edward wühlte in seiner Tasche und holte sein Telefon heraus. Er sagte kein Wort, als ich ihre Nummer wählte. Dann zählte ich die Klingelzeichen.

Beim dritten Klingeln ging sie ran.

»Ich bin's.« Ich unterdrückte einen Schluchzer und zwang mich, so normal wie möglich zu klingen.

»Gott sei Dank!« Im Hintergrund hörte ich eine Kakophonie von Geräuschen. »Das ganze Hotel ist abgeriegelt. Sie lassen mich nicht nach oben in dein Zimmer. Alle wurden evakuiert, aber ich kann dich nicht finden.«

Mir schwirrte der Kopf, weil ich nach einer Erklärung suchte, mit der ich sie beruhigen konnte, ohne sie misstrauisch zu machen. Mir fiel nichts ein. »Ich bin nicht dort.«

»Ich kann nicht gerade sagen, dass mir das leidtut.« Doch noch während sie sprach, kletterte ihre Stimme in eine höhere Tonlage. »Wo bist du?«

»Das kann ich dir nicht sagen«, antwortete ich mit Bedauern. Es ihr zu verraten, würde sie nur in Gefahr bringen, aber das machte es nicht leichter, das Geheimnis zu bewahren.

»Ich verstehe.« Jane schwieg einen Moment lang. »Bist du in Sicherheit? Ist Edward bei dir?«

Natürlich hatte sie seine Nummer in ihrem Handy gespeichert.
»Er ist hier, und ich bin in Sicherheit.«

»Und Smith?«

»Er ist auch hier.« Ich brachte es nicht über mich zu behaupten, dass er in Sicherheit war. Nicht in diesem Moment. »Ich kann dir nicht mehr sagen, aber das eine musst du mir glauben: Ich werde dich so bald wie möglich anrufen.«

»Ich weiß, Liebes. Ich bin Tag und Nacht erreichbar.«

Ich konnte kaum ertragen, wie verzweifelt sie sich anhörte. Wie immer hatte Tante Jane Verständnis, doch ich wusste, dass ich ihr Angst gemacht hatte. Ich konnte nur hoffen, dass die Furcht nicht lange vorhielt und sich alles eher früher als später aufklärte. »Ich muss jetzt auflegen.«

»Pass auf dich auf.«

Als ich aufblickte, sah Edward mich erwartungsvoll an.

»Was weißt du über Hammond und seine Beziehung zu deinem Bruder?«

Als ich Hammonds Namen aussprach, erstarrte er. Er räusperte sich. »Genug.«

Keiner, der etwas über Hammond wusste, wurde damit fertig. Das lag zum großen Teil daran, dass man mit jedem neuen Puzzleteilchen immer deutlicher begriff, wie viel man *nicht* wusste. Dieser Mann war ein Rätsel. Dass er gefährlich war, war das Einzige, was ich nicht bezweifelte.

»Wir müssen verschwinden«, flüsterte ich Edward zu. »Und ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll.«

»Alexander ...«

Ich hielt eine Hand hoch, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sosehr ich meine beste Freundin auch liebte und ihrem Urteil traute – ihr Ehemann sollte aus der Sache herausgehalten werden. »Er darf nichts davon erfahren.«

»Er ist hinter Hammond her«, sagte Edward, als ob das etwas

ändern würde.

»Ich weiß.« Ich rieb mir über die Stirn und legte mir passende Worte zurecht, um meine Ablehnung zu begründen. »Das war Smith auch.«

»Aber dann ...« Er verstummte, als er begriff.

»Dein Bruder ist so besessen, dass er das Maß verloren hat. Ich muss untertauchen, bis ich mehr weiß – und mit Smith reden kann.«

»Wohin du willst, darf ich dich wohl nicht fragen«, erwiderte er mit gequälter Stimme.

»Wenn du es wissen willst, sage ich es dir, aber vielleicht ist es besser, wenn du es nicht weißt.« Mir gefiel der Gedanke nicht, dass Edward für mich mehr als nötig lügen musste.

»Ich werde ein paar Telefonate führen müssen.«

Ich kam nicht dazu, ihn zu fragen, wen er anrufen wollte, weil Dr. Roget in der Tür erschien.

»Was sind Ihre Blutgruppen?«

»Hm. A, glaube ich.« Es hörte sich richtig an.

»Null negativ.«

Dr. Roget bat Edward, zu ihm zu kommen.

»Das hat man davon, wenn man als Universalspender infrage kommt«, murmelte er und krepelte sich schon auf dem Weg in den Raum die Ärmel hoch.

Ich folgte ihnen und schlug mir entsetzt die Hand vor den Mund, um nicht aufzuschreien, als ich Smith sah, der unter einer Sauerstoffmaske lag und an einem Venentropf hing.

»Er braucht eine Transfusion«, erklärte der Arzt und deutete auf einen Stuhl neben dem Bett, auf den Edward sich setzen sollte. »Ich kann nicht riskieren, Blutkonserven aus dem Krankenhaus zu holen.«

»Gut, dass ich da bin«, sagte Edward mit zusammengebißenem Zähnen.

Ich warf ihm einen dankbaren Blick zu. Ein paar Minuten später

floss Edwards Blut durch einen Schlauch in einen Sammelbeutel.

»Und nun sehen wir uns mal Sie an«, schlug Dr. Roget vor.
»Vielleicht, wo wir etwas ungestörter sind.«

Mein Herzschlag beschleunigte sich, als ich begriff, dass er mich in ein anderes Zimmer mitnehmen wollte. Hier mit Edward zusammen war Smith in Sicherheit, und in der Klinik war es ruhig. Wenn die Sache aus dem Ruder laufen sollte, brauchte ich nur einmal laut zu schreien.

»Natürlich.«

Edwards anfängliches Misstrauen klang mir noch im Ohr. Ich machte mich auf alles gefasst, als ich auf der anderen Seite des Flurs hinter Dr. Roget in ein Untersuchungszimmer trat. Der Doktor schaltete das Licht an.

»Ihre Schulter blutet«, stellte er fest.

Ich nickte benommen. Beinahe war ich überrascht, dass es keine Falle war. Hatte sich meine Weltsicht wirklich so verengt, dass ich in jedem Fremden gleich einen Feind witterte? Ich zog mir die Bluse über den Kopf und stöhnte, als der Stoff die Wunde streifte, die ich mir bei dem Versuch, aus dem Badezimmerfenster zu klettern, zugezogen hatte.

»Adrenalin«, erklärte er.

Ich blinzelte und schüttelte den Kopf. »Wie bitte?«

»Sie funktionieren nur noch über Adrenalin. Das hat Sie am Laufen gehalten«, klärte er mich auf. »Deshalb haben Sie vergessen, dass Sie verletzt sind.«

»Ich habe mir Sorgen um Smith gemacht«, flüsterte ich.

»Verständlich.« Er wischte den Schnitt mit einem Wattebausch aus, der anfangs kalt und feucht, aber beim Kontakt sofort glühend heiß wurde. »Sie haben Grund zur Sorge.«

»Wird er es schaffen?« Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich die Worte ausgesprochen hatte, so leise war meine Stimme.

»Das wird er. Sie haben schnell reagiert. Sobald die Transfusion

durch ist, wird er stabil sein. Fürs Erste jedenfalls.«

»Und später?«

»Leider kann er nicht hierbleiben.« Roget lächelte traurig. »Als Arzt muss ich sagen, dass es nicht ideal ist, einen Patienten zu behandeln und dann gleich wieder rauszuwerfen. Aber es gibt einfach keine andere Möglichkeit.«

»Ich verstehe.«

»Sind Sie sicher, Mrs. Price?«, fragte er noch einmal mit Nachdruck. »Ich könnte mir eine Rechtfertigung ausdenken und ihn binnen einer Stunde einweisen lassen, aber dann wäre er morgen tot. Verstehen Sie *wirklich*, was ich damit sagen will?«

»Ja.« Fast hätte ich mich an dem Wort verschluckt. Es war schon das zweite Mal in dieser Woche, dass ich jemandem mein Jawort gab. Und jedes Mal steckte etwas Schwerwiegendes dahinter.

»Mehr will ich Sie auch gar nicht fragen.« Als er den Schnitt fertig verbunden hatte, ging er zum Waschbecken. »Es ist besser, wenn ich nichts weiß.«

»Was werden Sie denen erzählen?«

»Dass Smith mich wegen eines medizinischen Notfalls aufgesucht hat und ich im Rahmen meiner Vereinbarungen mit Hammond tätig geworden bin.«

»Sie wollen sich dumm stellen«, hakte ich nach.

Er nickte. »Ich habe Sie nicht behandelt, als Sie ins Krankenhaus eingeliefert wurden, Mrs. Price. Aber ich habe mir Ihr Krankenblatt angesehen. Mehr brauchen Sie mir nicht zu sagen.«

Er konnte es sich also denken. Er wusste, dass Smith nicht mehr Hammonds Liebling war, sondern ganz oben auf seiner schwarzen Liste stand.

»Je weniger Ihr Freund davon erfährt, desto besser. Gerade er, in seiner Position.«

Ich biss mir auf die Lippe, damit sie nicht zitterte. Ich hatte ja vorher schon gewusst, dass es noch lange nicht vorbei war. Zwar

hatte ich einen Plan ausgeheckt, war jedoch nicht darauf vorbereitet, ihn mit halsbrecherischer Geschwindigkeit und allein umsetzen zu müssen.

»Wenn man mich fragt, werde ich sagen, dass Smith und seine Frau gekommen sind.« Roget wischte sich die Hände an einem Handtuch ab und ließ es in einen Wäschekorb fallen. »Ich muss jetzt nach unserem Blutspender sehen.«

Edward würde aus allem herausgehalten. Das war zwar nur ein kleines Entgegenkommen, aber besser als nichts. Von heute Nacht an war ich auf mich selbst gestellt. Es sei denn, Smith kam zu sich.

Er kommt wieder zu sich, dachte ich und nahm mir fest vor, daran zu glauben.



4

Jeder Atemzug war ein Kampf. Und gleichzeitig ein Segen. Doch nichts konnte die Endlosschleife von Albträumen anhalten, die in der bleiernen Schwärze abgespult wurden, in der mein Körper gefangen war.

Mach die Augen auf.

Ich wiederholte den Befehl so lange, bis sich meine Lider zuckend öffneten.

Über mir sah ich weiße Deckenfliesen, und es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass ich unter einer Sauerstoffmaske atmete. Ich zerrte an dem verschwitzten Plastik und versuchte, sie wegzuziehen. Millionen Fragen schossen mir durch den Kopf, die alle nur um einen einzigen Menschen kreisten.

Belle.

Ich stützte mich auf den Ellenbogen hoch, doch sofort durchfuhr mich ein rasender Schmerz und ließ mich wieder auf den Operationstisch sinken.

»Ich an Ihrer Stelle würde liegen bleiben«, riet mir eine kalte

Stimme. »Sie kommt gleich zurück.«

Diesmal gelang es mir, die Maske herunterzureißen. Ich drehte mich nach der Stimme um und ignorierte die zweite heiße Schmerzwohle. Edward war ein Medienstar, die Massen liebten ihn, weil er so lieb und nett war. Irgendwie verkörperte der Prinz Englands das Ideal des netten Jungen von nebenan. Wenn ihn die Journalisten in diesem Augenblick zu Gesicht bekämen, würden sie ihm diesen Titel jedoch womöglich entziehen.

Er starrte mich an, in seinem Gesicht von der berühmten Freundlichkeit keine Spur. Die Botschaft war deutlich: Er war ihretwegen hier, nicht meinetwegen.

Als ob mir das etwas ausmachte. Ich hatte lange genug mit dem Standesdünkel seiner Familie zu tun, um zu wissen, wie diese Leute tickten. Da sie mir helfen konnten, Hammond zu vernichten, hatte ich sie ertragen. Jetzt musste ich sie aus neuen Gründen tolerieren – deshalb brauchte ich Edward aber noch lange nicht zu mögen. Die Abneigung beruhte sicherlich auf Gegenseitigkeit.

»Was zum Teufel haben Sie hier zu suchen?«, krächzte ich, bevor mir eine Hustenattacke die Stimme nahm.

»Gern geschehen«, erwiderte er tonlos und streckte seinen Arm vor, um mir den roten Schlauch zu zeigen, der dort mit Pflaster befestigt war. »Sie brauchten Blut.«

Mehr verriet er nicht, aber seine Anwesenheit reichte mir als Anhaltspunkt, um meine Erinnerungslücken zu schließen. Allerdings fehlte ein Hinweis darauf, wo ich mich eigentlich befand. Oder wo meine Frau steckte. Ich versuchte wieder, vom Tisch hochzukommen, aber diesmal drückte Edward mich zurück.

»Sind Sie verrückt?«, fragte er. »Können Sie wenigstens fünf Minuten lang aufhören, sich umbringen zu wollen?«

»Wo ist sie?«, fragte ich leise.

»Ihr Arzt untersucht sie gerade.«

Diesmal konnte er mich nicht zurückhalten. Ich schwang die

Beine über den Rand des OP-Tisches und sah plötzlich nur noch Sterne. Ich schüttelte den Kopf, um die Benommenheit loszuwerden.

»Es geht ihr gut.« Edward fasste mich an der Schulter. »Was ich von Ihnen nicht gerade behaupten kann.«

»Er ist ein Dickschädel«, tönte Rogets Bariton von der Türschwelle. »Smith, Ihre reizende Frau ist hier. Es geht ihr gut.«

Ich blickte hinter ihn, und das Herz schlug in meiner Brust wie ein eingesperrtes Tier. Ich glaubte, sie in Sicherheit gebracht zu haben, bis Hammond meine Hoffnung durchkreuzte. Dass sie nach meinem Anruf nicht zu Alexander und Clara gefahren war, hätte mich beruhigen sollen. Doch jetzt war sie hier und ließ sich, ohne es zu ahnen, ausgerechnet von Hammonds Leibarzt untersuchen. Mein Wunsch, sie so weit wie möglich aus London fortzubringen, verstärkte sich sekundlich.

Belle steckte den Kopf hinter Roget hervor, dann kam sie zu mir geeilt. Ihre Nähe beruhigte mich fürs Erste, und ich ließ mich zurück auf den knisternden Papierbezug des OP-Tisches sinken.

»Du brauchst eine Transfusion«, sagte sie besorgt und strich mir das Haar aus der Stirn. Sie wich meinem Blick aus, und als ich ihr Gesicht schließlich berührte und am Kinn zu mir drehte, sah ich Tränen an ihren Wimpern glänzen.

»Hey, meine Schöne«, sagte ich leise. Ich wollte nicht versuchen, ihr gut zuzureden, das war unangebracht. Ich hatte mich in eine intelligente Frau verliebt, und es wäre eine Beleidigung ihres Verstandes, würde ich herunterspielen, was sie durchmachen musste.

Oder was noch bevorstand.

»Du hast mir Angst gemacht, Price«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, ob ich dir eine reinhauen oder dich küssen soll.«

»Du weißt, dass ich es gern etwas härter habe«, erinnerte ich sie und strich mit dem Handrücken zärtlich über ihre Wange, die nichts abbekommen hatte.

Keinen Meter entfernt stöhnte Edward auf, und über Belles hübsches Gesicht huschte ein verlegenes Grinsen. Sogar mit ihren Verletzungen war sie die atemberaubendste Frau der Welt. Sie war eine klassische Schönheit mit hohen Wangenknochen, hatte einen wunderbaren Teint und verband diese Vorzüge mit der Empfindsamkeit eines kleinen Mädchens. Normalerweise bekam ich schon eine Erektion, wenn ich sie mir mit kirschrotem Lippenstift vorstellte.

Aber das war es nicht, was mich zuerst neugierig auf sie gemacht und dann für sie entflammt hatte. Ihr Feuer hatte mich überwältigt. Bevor ich sie kennenlernte, war ich an einer Partnerschaft nicht interessiert gewesen. Ich hätte nie gedacht, dass ich jemals wieder einer Frau vertrauen könnte. Aber sie hatte etwas in mir entfacht, das ich bereits für immer erloschen geglaubt hatte. Sie hatte mir etwas gegeben, an das ich glauben konnte, war mein Lebenssinn und der Grund, warum ich kämpfen wollte.

Und sie war in Gefahr.

»Ich möchte gern unter vier Augen mit Dr. Roget sprechen.«

Belle biss sich auf die Unterlippe und musterte mich, bevor sie die Arme über der Brust verschränkte. »Du hast mich heute schon einmal weggeschickt, und jetzt sieh dir an, was dabei herausgekommen ist.«

»Ich bitte dich nur, in den Flur zu gehen.« Ich setzte ein Lächeln auf. Belle schnaubte und wandte sich widerwillig zum Gehen.

Dr. Roget hatte inzwischen den Schlauch von Edwards Arm entfernt und bereitete den Katheter für die Transfusion vor. Ich warf Belles bestem Freund einen Blick zu. Edward neigte zum Zeichen, dass er verstanden hatte, kurz das Kinn.

»Am Ende des Korridors ist ein Eisautomat«, instruierte Roget Belle. »Er sollte sich hinsetzen und etwas Süßes zu sich nehmen.«

»Schön. Na dann, komm.« Belle legte den Arm um Edwards Taille, und die beiden lächelten sich so herzlich an, dass ich

Eifersucht in mir aufziehen spürte. Da Edward schwul war, hätte ich mir eigentlich dumm vorkommen müssen. Doch was ich zwischen ihnen sah, wirkte wie das, was ich mir mit ihr so wünschte: eine ganz unverkrampfte Beziehung. Ich wollte sie aufheitern und nicht belasten. Zum Lachen wollte ich sie bringen, nicht zum Weinen. Heute Nacht war es mir nicht gelungen, sie zu beschützen. Als Ehemann hatte ich versagt.

Der Arzt klopfte auf der Suche nach einer Vene meinen Arm ab, aber das spürte ich kaum. »Wie schlimm ist es?«

»Könnte schlimmer sein«, sagte er, zuckte mit den Schultern und stach ohne Vorwarnung zu.

»Wie das?«, fragte ich trocken.

»Sie könnten tot sein«, erklärte er. »Und in dem Fall wäre sie auch tot.«

»Soll das eine Drohung sein?«, zischte ich und packte ihn am Ärmel seines Arztkittels.

Roget entzog sich gelassen meinem Griff und kümmerte sich weiter um die Transfusion. »Wir haben beide einen Berufseid abgelegt, Smith. Meinen einzuhalten war viel einfacher.«

»Niemandem zu schaden?«, fragte ich lachend. Er hatte jede Menge Schaden angerichtet. Das hatten wir alle.

»Ich bin für Gesundheit und Wohlergehen jedes Patienten verantwortlich. Dabei spielt es keine Rolle, wer er ist, oder welches Verbrechen er begangen hat. Wenn mir die Polizei einen verletzten Verbrecher vorbeibringt, dann ist es meine Pflicht als Arzt, ihn zu behandeln.«

»Ich habe mich immer gefragt, wie Sie nachts ruhig schlafen können«, murmelte ich.

»Das habe ich mich in Bezug auf Sie auch oft gefragt«, erwiderte er ohne Zögern. »Auch Sie sind Ihren Mandanten verpflichtet.«

»In diesem Punkt unterscheiden wir uns, Doktor. Ich weiß, dass ich Abschaum bin.«

»Ich weiß es auch.« Roget setzte sich neben dem Bett auf einen Hocker. »Hammond hat dem Krankenhaus finanzielle Hilfen angeboten, die der Staat nicht gewähren konnte. Ich musste mich entscheiden.«

Wir hatten alle vor der Wahl gestanden. Und unsere Seele verkauft. In London bot niemand so viel wie Hammond. So war es immer gewesen.

»Ich bereue es nicht. Seine Zuwendungen haben mir geholfen, unzählige Leben zu retten.«

»Und was ist mit den Leben, die er genommen hat?«, fragte ich.

»Bedauerlich.« Diesmal zögerte er allerdings. Letzten Endes konnten wir uns der Tatsache nicht verschließen, dass wir uns schuldig gemacht hatten. Dabei spielte es keine Rolle, wie wir uns rechtfertigten und wie viel Gutes wir taten.

»Georgia ist tot«, informierte ich ihn. »Er hat sie umgebracht.«

Ich sah, wie Rogets Adamsapfel bei dieser Nachricht zuckte.
»Das tut mir leid.«

»Mich will er auch umbringen ... und Belle.«

»Ihre Frau ist nicht dumm, Smith. Ich habe schon mit ihr gesprochen und sie gewarnt.«

Ich durchbohrte ihn mit meinen Blicken. »Was soll das hier für ein Spielchen werden?«

»Das ist kein Spiel, Smith. Ich werde jetzt keine ethischen Grundsatzdiskussionen mit Ihnen führen. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich Hammond nicht gemeldet habe, dass Sie heute Abend hier waren.« Roget spreizte die Hände, als ob er mir ein Geschenk überreichte.

Doch wir wussten beide, dass es damit nicht getan war. »Er wird es herausfinden.«

»Wenn es dazu kommt, werde ich ihn daran erinnern, dass ich die Anweisung hatte, mich unter allen Umständen um seine Familie zu kümmern.«

»Ich gehöre nicht mehr zu seiner Familie. Damit ist es vorbei.«

Er hob eine buschige Augenbraue. »Das wusste ich nicht. Sie sind hier einfach zusammen mit Ihrer Frau aufgekreuzt und brauchten einen Arzt. Ich habe Sie versorgt und mir nichts dabei gedacht.«

»Es spielt sowieso keine Rolle«, sagte ich seufzend. »Wir werden es nicht mal schaffen, die Stadt zu verlassen.«

»Ich war überrascht, dass Sie Freunde in derart *gehobenen* Kreisen haben. Vielleicht bleibt Ihnen mehr Zeit, als Sie denken.«

»Heißt das, Sie wollen ihn gar nicht informieren?« Ich machte keinen Hehl daraus, dass mich diese Aussicht überraschte. Hammond war nicht gerade für einen kühlen Kopf und stoische Gelassenheit bekannt. Wenn ihm Roget Informationen vorenthielt, ging er damit ein großes Risiko ein.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich mich meinen Patienten verpflichtet fühle. Ich bin für Ihr Wohlergehen verantwortlich. Und soweit ich weiß, wird es Hammond nicht schlechter gehen, wenn Sie wieder gesund werden.«

Wenn es nach mir ginge, schon. Roget presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen und schaute mich an, als wüsste er, was mir durch den Kopf ging.

»Das weiß ich zu schätzen.« Auch wenn sich Roget auf seine Berufsehre berief, war es schwer, einem Mann dankbar zu sein, dessen Hauptaufgabe in dieser Welt darin bestand, einen schlechten Mann munter und lebendig zu erhalten.

Ich hörte ihm halbherzig zu, während er mir Dinge erzählte, die ich bereits wusste. Dass ich nicht hierbleiben konnte, dass es auch zu gefährlich wäre, mich ins Krankenhaus einweisen zu lassen. Dass ich gehen musste, sobald die Transfusion abgeschlossen war. Ich nickte an den richtigen Stellen, obwohl das alles völlig sinnlos war. Wenn Hammond im Detail erfuhr, was in dieser Nacht geschehen war, würde er zuerst Roget aufsuchen. Uns blieb nicht

viel Zeit bis zum nächsten Angriff aus dem Hinterhalt.

»Würden Sie Edward bitten hereinzukommen?«, unterbrach ich ihn mitten im Satz.

»Natürlich«, erwiderte er schmallippig.

Edward musterte mich, als er den Raum betrat. Der Argwohn von vorhin zeigte sich erneut in seinem Blick.

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken«, sagte ich, und diesmal konnte kein Zweifel daran bestehen, dass ich es ernst meinte. »Sie waren für Belle da, als ich es nicht konnte.«

»Man kann den Eindruck gewinnen, dass es Ihnen generell sehr schwerfällt, für sie da zu sein«, sagte Edward. »Vielleicht sind Sie nicht der Richtige für diese Aufgabe.«

Dafür hätte ich ihn am liebsten in der Luft zerrissen. Aber ich konnte mich beherrschen. Ich ballte die Hände zu Fäusten und zwang mich dazu, ruhig zu bleiben. »Von jetzt an werde ich mich um nichts anderes mehr kümmern.«

»Und was ist mit Ihren anderen Verpflichtungen?« Edward blickte angewidert auf mich herunter.

Ich hatte keine Lust mehr, es durch die Blume zu sagen. »Erzählen Sie Ihrem Bruder, was ich gesagt habe. Er hat schon seit Monaten genug Informationen, um Hammond dranzukriegen. Ich bin raus aus dem Spiel.«

»Darüber wird er nicht erfreut sein.«

»Ich vermute, Sie sind da anderer Ansicht«, mutmaßte ich. Bis eben war ich mir nicht sicher gewesen, ob Edward über Alexanders persönlichen Rachefeldzug Bescheid wusste.

»Ein Sohn hat die Pflicht, seinen Vater zu rächen. Bitte verzeihen Sie mir das Klischee, aber es steckt in unseren Genen. Doch meine wahre Sorge galt immer dem Schutz von Clara und Belle.«

»Hat Alexander das anders gesehen?«

»Er würde für Clara sein Leben geben«, versicherte mir Edward. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob er für Belle zum selben Opfer bereit

wäre.«

»Das braucht er nicht zu sein«, erwiderte ich scharf. »Das ist meine Aufgabe.«

Edward wandte den Blick ab und sagte leise: »Er hat Ihnen befohlen, sich von ihr zu trennen.«

»Zum Befehlsempfänger habe ich noch nie getaugt«, erinnerte ich ihn.

»Wenn ihr irgendetwas zustößt ...«

»Sparen Sie sich Ihre Drohungen«, unterbrach ich ihn. »Falls Belle irgendetwas zustoßen sollte, brauchen Sie nicht nach mir zu suchen. Sie müssen mich nicht umbringen, das werde ich dann schon selbst tun.«

Ich streckte ihm die Hand hin, um mein Versprechen zu besiegeln. Edward nahm sie und gab mir einen festen Händedruck. Es war mir egal, ob er mir glaubte. Ich wusste, dass er mich jagen würde, wenn ich mein Versprechen nicht einhielt. Aber das würde nicht nötig sein – ich war ein Mann, der zu seinem Wort stand.



5

Seit wir die Klinik verlassen hatten, schwieg Belle, und ich rang mit mir, ob ich sie zum Reden zwingen oder meinen eigenen Gedanken nachhängen sollte. Je weiter wir uns von London entfernten, desto dunkler wurde es draußen vor den Fenstern des Wagens. Die M4 war nicht beleuchtet, und von ein paar Siedlungen an den Ausläufern Londons abgesehen, war ringsum alles stockduster. Während wir der Stadt, die wir unsere Heimat nannten, schweigend den Rücken zukehrten und einem unbekannten Ziel entgegensteuerten, verlor die Zeit an Bedeutung.

Ich hatte eine Vermutung, wohin sie mich bringen wollte, aber ich verstand, warum sie mit ihren Plänen hinterm Berg hielt, bis wir den Großraum London sicher hinter uns gelassen hatten. Wir hatten gegenwärtig keinen Anlass, uns akut bedroht zu fühlen, aber ich wusste, dass dasselbe ungute Gefühl, das mir in den Knochen saß, jetzt auch sie befallen hatte. Irgendwie schien es mir ratsam, nicht über die zurückliegenden Ereignisse zu reden – oder über das, was uns vermutlich noch bevorstand. Fürs Erste zumindest. In der kalten,

rabenschwarzen Nacht fühlte sich die Realität seltsam weit entfernt an, als wären wir in ein dunkles Loch gefallen. Und zumindest auf unsere Gefühle bezogen, waren wir das. Es gab vermutlich nicht viele Ehepaare, die dieses »bis dass der Tod uns scheidet« so rasch einer Belastungsprobe unterzogen. Ich streckte den Arm aus und nahm Belles Hand, ohne den Blick von der anonymen Welt da draußen abzuwenden. Es reichte zu wissen, dass sie da war. Sie glaubte, *mich* in Sicherheit zu bringen. Doch da irrte sie sich.

Ich war es, der *sie* aus der Gefahrenzone brachte.

Meine Verletzungen waren der nötige Anstoß, der sie zur Abreise motiviert hatte, und sobald ich mich überzeugt hatte, dass sie in Sicherheit war, würde ich nach London zurückkehren und zu Ende bringen, was ich begonnen hatte. Ein Vorhaben, das mich durchaus hinter Gitter oder unter die Erde bringen konnte.

Irgendwann auf der Fahrt kündigte ein violetter Streifen am Horizont die Morgendämmerung an. Der Streifen wurde heller und tauchte den Himmel in ein liebliches Rosé. Ich hatte mich noch nie am Sonnenaufgang gestört, aber als das Morgenlicht allmählich die unbekannte Landschaft hervortreten ließ, hasste ich ihn. Ich spürte, wie sich Belles Griff um meine Hand verstärkte, als ob auch sie fürchtete, was uns der Tag bringen würde. Die letzte Nacht hatten wir überlebt. Früher hatte ein neuer Tag womöglich viele Chancen verheißen, heute jedoch nur die Aussicht auf neue Bedrohungen. In der Nacht waren wir zusammen mit dem Rest der Welt unsichtbar geworden. Doch nun spiegelten sich die ersten Sonnenstrahlen auf der Motorhaube des Bugatti und machten uns wieder sichtbar. Das Morgengrauen hatte uns eingeholt.

Wir konnten der Zeit nicht davonlaufen. Uns blieb nur die Hoffnung, dass wir wenigstens der Vergangenheit entkamen.

Über uns funkelte ein Strahlenreigen, und ich bemerkte, dass er von Belle stammte. Sonnenlicht fing sich in den Diamanten ihres Eheringes.

Sie trug ihn. Den durchlittenen Schrecken zum Trotz und obwohl sie spüren musste, wie schwer die Versprechen, die wir einander gegeben hatten, zu halten sein würden, hatte sie endlich den verdammt Ring über ihren Finger gestreift. Hätte ich an ein höheres Wesen geglaubt, dann hätte ich darin vielleicht ein Zeichen gesehen. Gerade als ein neuer Tag anbrach, um mich zu verhöhnen, rief es mir ins Gedächtnis, dass es Dinge gab, für die es sich zu kämpfen lohnte. Aufgenommen hatte ich den Kampf schon lange, bevor ich Belle kennenlernte.

Doch jetzt wusste ich, warum und wofür ich kämpfte.

Alle meine Entscheidungen hatten mich dahin gebracht, wo ich mich in diesem Augenblick befand. Und obwohl ich mir wünschte, die Situation wäre weniger verfahren, liebte ich, was ich nun hatte: sie. Belle war aus den denkbar schlechtesten Motiven in mein Leben getreten, doch trotz aller hässlichen Umstände, von denen unser Kennenlernen begleitet war, hatte sie mir gegeben, was ich zuvor nicht für möglich gehalten hatte. Liebe. Meinem Leben einen Sinn.

Und Hoffnung.

Auch wenn es mir schwerfiel, Sinn und Hoffnung anzunehmen, war die Liebe immer da. Und die Liebe war es, die mich lehrte, wieder zu glauben.

»Du bist so still«, sagte Belle leise.

Das musste sie gerade sagen. »Du bist aufs Fahren konzentriert. Ich wollte dich nicht ablenken.«

»Du darfst es gern versuchen«, parierte sie und lächelte ein kleines bisschen. Aber die Heiterkeit erstarb ebenso plötzlich, wie sie gekommen war.

»Fahr mal rechts ran, dann tue ich's«, versuchte ich scherzhaft, sie wieder aufzumuntern. Aber es war zwecklos. Wir würden auf absehbare Zeit wohl nicht viele heitere Momente haben.

»Was macht dein Verband?«, fragte sie in einem scharfen Ton und lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die Probleme, in denen

wir steckten.

Ich hob das Hemd und schüttelte den Kopf. »Kein Grund zur Beunruhigung.«

»Willst du gar nicht wissen, wohin die Reise geht?«, fragte sie und bedachte mich mit einem kurzen Seitenblick aus ihren blauen Augen, bevor sie wieder auf die Straße sah.

Doch ich brauchte nicht zu fragen. In der letzten Stunde hatte ich mehrfach Wegweiser nach Somerset gesehen, und ich wusste genau, was uns dort erwartete.

»Ich könnte dich ja entführen«, setzte sie nach, als ich nicht reagierte.

»Meine Schöne, da ich dir sowieso überallhin folge, ist das kein Verbrechen.« Ich zeichnete eine Acht auf ihren Handrücken.

»Ich nehme dich mit nach Hause.« Sie sprach es aus wie ein Geständnis, auf das unweigerlich eine Strafe folgen würde. Angesichts dessen, was sie mit dem Stammsitz ihrer Familie erlebt hatte, konnte ich ihr das kaum verübeln.

»Ich weiß.«

»Ich bin nicht sicher, ob wir dort außer Gefahr sind.«

»Auf jeden Fall ist es besser als London«, sagte ich.

Sie schnaubte und schüttelte den Kopf. »Du kennst meine Mutter noch nicht.«

»Sie hat dich zur Welt gebracht. So schlecht kann sie nicht sein.« Der Blick, den Belle mir zuwarf, ließ mich ernsthaft an meiner Behauptung zweifeln.

»Stuart Hall ist über Weihnachten herrlich«, sagte sie abwesend.

Es gab vor unserer Ankunft noch eine Million Dinge zu bereden. Wir mussten einen Schlachtplan entwerfen. Und uns eine Geschichte für ihre Mutter ausdenken. Belle musste wissen, wer mein Anwalt war, falls ich im Zusammenhang mit dem gewaltsamen Tod Jakes verhaftet wurde. Aber das alles konnte noch warten. Belle hatte sich meiner Vergangenheit gestellt, jetzt konnte ich ihr helfen,

ihre zu bewältigen. Denn nur so konnten wir einer gemeinsamen Zukunft entgegensehen.



6

Manchen Menschen mag das Herz aufgehen, wenn sie nach Hause kommen, ich kannte dieses Gefühl noch am ehesten vom Schuhkauf. Mein Elternhaus hatte nie einen Rückzugsort für mich dargestellt. Von dort war ich geflohen, sobald ich mit sechs Jahren alt genug fürs Internat war. Ein Jahr zu spät, um meine kindliche Seele zu bewahren – dieser Ort hatte sie mir genommen. Das Haus hatte mir die Jugend geraubt. Ich wünschte, ich würde meinem Vater nicht zum Vorwurf machen, dass er so schwach gewesen war, ihm zum Opfer zu fallen. Ich hatte seine Leiche entdeckt, und auch wenn ich noch Jahre brauchen sollte, bis ich begriff, dass er für immer tot war, hatte mir der Anblick seines aufgequollenen, blau gefärbten Gesichts bereits mehr als nur eine blasse Ahnung davon vermittelt.

»Es ist beeindruckend«, bemerkte Smith vom Beifahrersitz aus.

Ich versuchte, es mit seinen Augen zu sehen: die langgestreckte Backsteinfassade des im siebzehnten Jahrhundert errichteten Haupthauses. Die von gestutzten Hecken gesäumte kreisförmige Zufahrt, auf der einst Kutschen und Reiter verkehrt waren. Und

natürlich das Anwesen an sich, das mit seinen Stallungen und diversen Nebengebäuden zu weitläufig war, um es ganz überblicken zu können.

»Clara findet, hier wäre es immer, als ob man in einen Jane-Austen-Roman hineinsteigt«, erzählte ich ihm.

Er nickte. »Das stimmt.«

Meine Mutter entsprach ganz sicher dem Bild der ruppigen Gutsherrin. Bestimmt hätte die gute alte Jane eine Menge über sie zu erzählen.

Ich parkte den Bugatti vor dem Haupteingang und schaltete den Motor aus. So hatte ich mir die erste Begegnung zwischen Smith und meiner Mutter sicher nicht vorgestellt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Ich hatte fantasiert, nie wieder ein Wort mit ihr zu wechseln. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, die beiden einander vorzustellen.

»Ich gehe davon aus, dass deine Mutter nichts von unserer Hochzeit weiß«, mutmaßte Smith und runzelte besorgt die Stirn, während er meinen Gesichtsausdruck studierte.

»Wahrscheinlich nicht. Es sei denn, du hast eine Anzeige in die Zeitung gesetzt.« Ich sagte ihm nicht, dass sie die unheimliche Begabung besaß, alles über mein Privatleben herauszufinden. Wir hatten so schon genug Probleme, und ich hatte keine Lust, mir noch den Kopf darüber zu zerbrechen, wie viel sie über mich und Smith wusste.

»Hat ihr deine Tante nichts erzählt?«

Als er Tante Jane erwähnte, befiel mich ein beklommenes Gefühl. Nicht einmal ihr hatte ich gesagt, dass ich geheiratet hatte. Es schien mir allerdings, als sei sie schon von selbst darauf gekommen.

»Ganz bestimmt nicht.«

Ich öffnete den Mund, um ihm die Familienkonstellation zu erläutern, doch er hielt mich zurück.

»Du brauchst mir nichts zu erklären. Ich weiß genug.«

Zum Beispiel wusste er, dass meine Mutter mich derzeit verklagte, um an meine Geschäftsanteile heranzukommen, und dass sie meinen Vater dazu gebracht hatte, meinen Halbbruder zu enterben. Smith war ihr zwar noch nicht begegnet, hatte sich jedoch eine Meinung über sie gebildet.

Ein freundliches, rundes Gesicht begrüßte mich an der Tür. »Miss Belle!«

Ich warf Smith einen warnenden Seitenblick zu. Er sollte jetzt bloß nicht jedem auf die Nase binden, dass ich inzwischen eine verheiratete Mrs. war.

»Belinda!«

Sie umarmte mich, ehe ich dazu kam, meine unerwartete Ankunft zu erklären.

»So eine Überraschung! Kommt doch erst mal aus der Kälte«, rief sie und winkte uns in die große Eingangshalle. Ich trat ein, und mir ging es sofort besser in Gegenwart dieser ansteckend fröhlichen Frau, die mich großgezogen hatte. Belinda stand schon seit Jahren im Dienst meiner Familie, und ich hatte oft gedacht, dass sie eine gute Fee sein musste, die man mir geschickt hatte, um mich vor meiner bösen Mutter zu beschützen. Einen anderen Grund konnte ich mir nicht vorstellen, warum diese warmherzige Frau als Hausangestellte sowohl beide Ehen meines Vaters als auch seinen Suizid überdauert hatte.

»Sie erwartet uns nicht«, warnte ich sie und warf einen Blick zur Treppe, wo meine Mutter jeden Augenblick auftauchen konnte.

»Deine Mutter ist unterwegs. Sie wollte die Nachbarn besuchen und wird sicher nicht vor dem Nachmittag zurückkommen.« Belinda sah sich suchend nach unserem Gepäck um. Dann hielt sie inne und betrachtete uns eingehender. »Was ist denn mit dir passiert, Kind?«

Schnell tastete ich nach den Wunden in meinem Gesicht.

»Ein Autounfall«, log Smith geistesgegenwärtig und legte mir beruhigend eine Hand auf den Rücken. »Ich fürchte, wir sind beide

ziemlich mitgenommen. Der Arzt hat uns Ruhe verordnet, aber ich war nicht überzeugt, dass Belle sie in der Stadt finden würde. Ich war froh, als sie vorschlug hierherzukommen.«

Es war eine absolut vernünftige Erklärung für unser Aussehen, überzeugend wurde sie aber vor allem durch das strahlende Lächeln meines Mannes. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass er mit seinem Charme jede Frau herumkriegen konnte.

»Hoffentlich passen mir meine alten Sachen noch.« Ich konnte mich nicht mehr erinnern, was ich vor dem Studium hiergelassen hatte, aber ein paar Sachen waren auf jeden Fall da.

»Natürlich passen sie noch, mein Liebes.« Belinda nahm mich in Augenschein. »Du hast immer noch deine alte Figur.«

»Aber du ...« Ich blickte zu Smith und fragte mich, ob ich einen Abstecher in die nächste Ortschaft riskieren konnte.

»Ich hole ein paar Sachen aus dem Kleiderschrank deines Vaters«, unterbrach Belinda meine Gedanken.

Ich wollte protestieren, aber mir blieben kaum andere Optionen.

Nachdem uns Belinda heißen Tee und ein leichtes Frühstück serviert hatte, vergaß ich meine Besorgnis. Ihr war es zu verdanken, dass ich mich hier zu Hause fühlte, was vermutlich auch der Grund dafür war, dass meine Mutter schon seit Jahren damit drohte, sie auf die Straße zu setzen.

Doch als die schrille Stimme meiner Mutter durchs Esszimmer gellte, erinnerte ich mich wieder daran, warum ich hier kein Zuhause hatte. »Wer hat diesen Protzschlitten in meiner Einfahrt geparkt?«

Es war sinnlos, mich zusammenreißen zu wollen, so viel hatte ich schon gelernt. Stattdessen hob ich die Teetasse, prostete Smith damit zu und nahm einen Schluck. Ich machte mir nicht die Mühe aufzublicken, als sie in die Tür trat und wie angewurzelt stehen blieb.

Sie öffnete schon den Mund, um etwas zu sagen, ließ es dann jedoch bleiben, als sie bemerkte, dass ich nicht allein war. Stattdessen streckte sie nur ihre magere Hand aus und machte mir

ein Zeichen, ihr zu folgen.

»Du hast meine Einladung, mich zu besuchen, ausgeschlagen«, zischte sie, als wir außer Sichtweite waren. Es war typisch für meine Mutter, dass sie versuchte, den Schein zu wahren.

»Er kann dich immer noch hören, wenn du so schreist«, warnte ich sie und versuchte, ruhig zu bleiben.

»Ich weiß nicht, wer dieser Mann ist oder was dir einfällt, einfach hier hereinzuschneien, als wäre das dein Haus ...«

»Es ist mein Haus«, unterbrach ich sie, was sie aber nicht vom Reden abhielt.

»Es ist allgemein üblich anzurufen, bevor man bei jemandem aufkreuzt.« Meine Mutter rang die Hände, als würde sie einen Feudel auswringen. Ich stellte mir unwillkürlich vor, dasselbe mit ihrem Hals zu tun.

»Es ist weiß Gott keine große Zumutung«, behauptete ich und spürte, wie mir die Hitze in die Wangen schoss. »Du hast hier über dreißig Zimmer. Du wirst gar nicht merken, dass wir da sind.«

»Darum geht es überhaupt nicht.« Sie zielte mit dem Finger auf meine Brust. »Ich nehme an, du hast die Papiere erhalten, die ich dir geschickt habe.«

»Du meinst die Klage, die du mir hast zustellen lassen?«, gab ich zurück. Bis jetzt hatte sie kein Wort über meine offensichtlichen Verletzungen verloren. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht zu fragen, wer Smith war oder warum wir gekommen waren. Sie hatte mir ausschließlich klargemacht, dass wir in meinem Elternhaus unerwünscht waren – einem Haus, das mir gehörte.

»Wir wollen doch jetzt nicht hässlich werden«, sagte sie leise.

»Hast du Angst, unser Gast könnte es hören?«, fragte ich, so laut es ging.

»Ich habe keine Ahnung, wer dieser Mann ist.«

Ich dachte kurz daran, Smith als meinen Anwalt auszugeben, nur um ihr einen Schreck einzujagen. »Smith Price.«

»Dein früherer Arbeitgeber?« Selbstverständlich wusste sie, wer er war. »Das ist eine heikle Situation, Belle. Ich glaube, das verstehst du nicht.«

»Das glaube ich aber doch«, widersprach ich. »Wir wollen nicht, dass andere etwas von unseren finanziellen Schwierigkeiten erfahren oder davon, dass du deine eigene Tochter verklagt hast, um an ihr Betriebsvermögen heranzukommen. Zu spät, Mutter. Du hast selbst dafür gesorgt, dass es hässlich wird.«

»Falls du dir ernsthafte Hoffnungen gemacht hast, bei diesem Mann zu landen, hast du deine Aussichten gerade erheblich verringert«, zischte sie. »Kein Mann will eine Frau mit finanziellen Problemen.«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst.« Oder hatte sie vielleicht recht? Ich hatte Smith über das Ausmaß der finanziellen Schwierigkeiten des Anwesens im Unklaren gelassen. Ich wollte nicht, dass er sich einmischte, weil ich fürchtete, er würde aus Mitleid versuchen, mich freizukaufen. Welche Konsequenzen diesbezüglich meine Ehe mit ihm haben konnte, hatte ich gar nicht bedacht. Bislang führten wir in vielen Bereichen noch immer getrennte Leben. Doch eine Ehe bedeutete etwas anderes – und das wollte ich auch mit Smith. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, konnte ich mir nicht mehr vorstellen, etwas vor ihm geheim zu halten. Allerdings sollte er diese Dinge nicht unbedingt durch das Geschrei meiner Mutter erfahren. Dies war gewiss keine angemessene Weise, ihn ins Bild zu setzen.

»Vielleicht ist er ja auch nur hinter dem Anwesen oder hinter dem Land her«, grollte sie.

Ich lachte finster. »Unsere Schulden kann er kaum brauchen.«

»Du würdest dich wundern, was Männer alles tun würden für die Chance ...«

»Ich bitte um Verzeihung.« Ich wirbelte herum und sah Smiths muskulösen Körper, der hinter uns den Türrahmen ausfüllte. »Ich

musste unweigerlich alles mitanhören.«

Meine Mutter starrte ihn wütend an, aber er grinste bloß. Es war das arrogante Grinsen, das ich einst verabscheut hatte, obwohl ich weiche Knie davon bekam. Doch jetzt liebte ich es, erst recht, wenn er meine Mutter damit bedachte.

»Vielleicht hätte ich auch weghören können«, räumte er ein. »Aber wenn es um Belle geht, möchte ich alles erfahren. Deshalb wollte ich natürlich auch bei ihr sein, wenn sie zu ihrem Familienbesitz zurückkehrt.«

»Natürlich«, wiederholte meine Mutter trocken. »Stalker wollen immer alles über eine Frau wissen. Sind Sie ein Stalker, Mr. Price?«

»Wohl kaum.« Bei dieser Anschuldigung funkelten seine Augen amüsiert.

»Sie werden sicher Verständnis dafür haben, wenn ich Ihnen sage, dass Sie das alles nichts angeht«, sagte meine Mutter kalt.

»Das tut es sehr wohl, denn schließlich bin ich mit Ihrer Tochter verheiratet.«

Es war ein Wunder, dass bei dem Blick, mit dem sie ihn jetzt bedachte, in diesem alten Haus nichts in Flammen aufging. Ihr Blick verlor nichts von seiner Schärfe, als sie ihn danach auf mich richtete. »Klär mich auf.«

»Wenn sich ein Mann und eine Frau sehr lieb haben ...«, begann ich mit tonloser Stimme.

»Ich verbitte mir diese Unverschämtheiten, junge Dame.«

Smith stellte sich zwischen uns. »Reden Sie nicht in diesem Ton mit meiner Frau, Ma'am.«

Sie zuckte zurück und presste eine Hand an die Brust. Eine Weile war sie wie betäubt, doch schließlich richtete sie sich auf. »Nehmt den Südflügel.«

Es war ein Schlag ins Gesicht, in den hintersten Winkel des Hauses geschickt zu werden, der selbst für unbedeutende Gäste als zu schäbig galt.

»In den anderen Flügeln bereiten wir die Filmarbeiten vor«, erklärte sie, als sie mein Gesicht sah.

»Auch im Nordsalon?«

»Der Salon ist Familienmitgliedern vorbehalten«, sagte sie knapp. Sollte ich noch irgendwelche Zweifel gehabt haben, wusste ich nun genau, wie es zwischen uns stand.



Belinda, deren telepathische Fähigkeiten unübertroffen waren, hatte uns schon vor der befremdlichen Audienz mit meiner Mutter den Südflügel zugewiesen. Binnen Minuten hatte sie in der größten Suite des Gästetrakts die Betten hergerichtet und Staub gewischt. Als ich noch ein Kind war, hatte ich mich oft dort versteckt, weil ich wusste, dass sich meine Mutter nie in diesen Teil des Hauses verirrt. Es war ein kleiner Trost, dass sie uns hier auch jetzt nicht heimsuchen würde.

»Danke«, sagte ich aufrichtig.

Belinda winkte nur ab. »Ihr zwei müsst euch bestimmt ausruhen. Frischverheiratete sind immer erschöpft.«

Smith drehte sich gerade rechtzeitig um, um zu sehen, wie sie mir zuzwinkerte. Offenbar hatte sie aufgeschnappt, dass wir seit Neuestem ein Ehepaar waren. Dennoch war ich froh, als sie ging. Nach dem Zusammenstoß mit meiner Mutter wollte ich mit ihm allein sein.

»Jetzt verstehe ich, wem du deine Hartnäckigkeit zu verdanken hast«, sagte Smith, setzte sich aufs Bett und streifte seine Schuhe von den Füßen.

Ich wirbelte herum und zeigte mit zitterndem Zeigefinger auf ihn: »Das nimmst du zurück, Price.«

»Das ist keine Beleidigung, meine Schöne.«

Mir verschlug es die Sprache. Hatte er mich wirklich gerade mit

ihr verglichen?

»Ich wünschte, dein Vater wäre hier«, fuhr er fort. »Denn ich bin sicher, dass du dein Herz von ihm hast.«

Ich presste die Lippen aufeinander und zog die Brauen hoch. Ich war noch immer gekränkt.

»Du siehst ihr ähnlich, und du verstellst dich nicht. Aber das war's dann auch mit den Ähnlichkeiten, meine Schöne.«

Widerwillig setzte ich mich neben ihn aufs Bett, aber ich konnte ihm nicht lange böse sein. Teilweise hatte er ja recht, aber mit meinem Vater lag er falsch. Meine Erinnerungen an ihn waren zu verschwommen, um einen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben. »Tante Jane war die Einzige, die sich wirklich um mich gekümmert hat. Ich wäre lieber so wie sie.«

»Ich bin schon darauf gespannt, sie näher kennenzulernen. Sobald wir zurück in London sind, müssen wir das möglich machen.«

Wir streckten uns nebeneinander auf dem Bett aus und legten die Arme aneinander. Nach den letzten beiden Tagen fehlte mir die Energie für irgendetwas anderes.

»Das fände ich auch schön.« Die Worte kamen krächzend aus meiner trockenen Kehle. Würden wir jemals die Gelegenheit dazu haben? Wer konnte das wissen?

»Eines Tages«, versprach er.

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich und starrte an die Decke. »Wie kannst du dir sicher sein, dass wir das hier alles überstehen?«

»Wir sind zusammen. Wenn du jemanden liebst, dann stehst du auch die schweren Zeiten mit ihm durch. So funktioniert die Liebe. Dafür ist die Liebe da.« Smith wandte mir das Gesicht zu und hauchte mir einen Kuss auf die Stirn. »Und jetzt schlaf.«



7

Ich schlief tief und traumlos, und als ich aufwachte, stellte ich fest, dass es schon wieder dunkel geworden war. Wir hatten den ganzen Tag verschlafen. Ich tappte im Dunkeln zum Bad und tastete nach dem Lichtschalter. Kurz war ich überrascht, als ich feststellte, dass ich mich im Haus meiner Mutter befand. Fast im selben Moment holte mich die Erinnerung an die vergangenen Tage ein.

Ich starrte in den Spiegel, aber diesmal sah ich nicht die blauen Flecken oder die Wunden. Ich sah die Erschöpfung, die sich auf meinem Gesicht abzeichnete. Ich spürte ein Hämmern hinter meiner Stirn, Schmerzen im gesamten Körper und empfand nichts als Verzweiflung. Ich war am Leben, was unbestreitbar etwas Gutes war – aber wieso konnte ich dann nicht frei durchatmen?

Es war wie bei diesen Reportagen, die man nach Naturkatastrophen oder Bombenanschlägen im Fernsehen sieht. Die Hälfte der Leute schreit vor Glück, in Sicherheit zu sein, und dankt Gott dafür. Die andere Hälfte ist immer noch im Schockzustand und zu benommen, um zu begreifen, was geschehen ist. Das hatte ich

schon tausendfach gesehen, es nach den blutigen Ereignissen bei Claras Hochzeit sogar hautnah miterlebt.

Doch es war etwas ganz anderes, es am eigenen Leib zu spüren – beziehungsweise, es nicht zu spüren.



Solange Smith in Gefahr geschwebt hatte, war ich hochkonzentriert gewesen und hatte meine Aufmerksamkeit nur auf den Moment gerichtet. Ich hatte mir eine kurze Auszeit mit ihm im Bett zugestanden, weil ich dummerweise geglaubt hatte, Sex könnte helfen, den Schmerz, die Wut und die Angst zu vergessen, die ich empfand, seit wir nach London zurückgekehrt waren.

Aber jetzt hatte mich alles eingeholt und starrte mich buchstäblich aus dem Spiegel an. Ich musste der Wahrheit ins Auge sehen. Die ganze Situation war heillos verfahren. Als ich Jonathan verlassen hatte, dachte ich, jetzt müsste ein neues Leben mit einer selbstbestimmten Zukunft für mich anbrechen. Aber vielleicht hatte ich mir etwas vorgemacht? Jetzt war ich dorthin zurückgekehrt, wo ich am wenigsten sein wollte, und musste mich nicht nur den Schreckgespenstern der jüngsten Vergangenheit stellen, sondern auch noch denen meiner Kindheit. Der Tod schien mich zu verfolgen. Mein Vater hatte den Tod gewählt. Ich war an der Seite meiner besten Freundin gewesen, als sie an ihrem Hochzeitstag erleben musste, wie der Tod versuchte, ihr den Ehemann zu rauben. Vor ein paar Nächten wollte mich ein Fremder auf direktem Weg ins Jenseits schicken. Ich war dem Tod um ein Haar entkommen, nur um mitzuerleben, wie der Fremde kurz darauf starb.

All das ließ nur eine schmerzliche und ganz offensichtliche Schlussfolgerung zu: Der Tod suchte meine Nähe.

Fast hätte ich letzte Nacht Smith verloren. Ich hatte gespürt, wie sein Blut mit jedem Herzschlag über meine Hände strömte. Dass er

überlebt hatte, war ein Wunder, und ich fürchtete, dass mir kein zweites geschenkt würde.

Meine Hand glitt von der Marmorkonsole, und ich sackte nahezu ungebremsst zu Boden. Anscheinend wollte ich einen Rekord in puncto spontane, tränenreiche Zusammenbrüche aufstellen. Zum Glück hatte ich mich nicht noch mehr verletzt. Mutlos kauerte ich auf dem Boden. Ich konnte mir noch so sehr die Augen reiben und tief Luft holen – die Tränen flossen unvermindert. So langsam sollten keine mehr übrig sein, doch die Ereignisse der letzten Woche hatten tief in mir neue emotionale Quellen zum Sprudeln gebracht. Vielleicht würde ich nie wieder aufhören zu weinen. All die Gefühle, die ich verdrängt, all die Ängste, die ich unter Kontrolle gehalten hatte, brachen hervor und erwischten mich zum ersten Mal mit voller Härte. Sie nahmen mir die Luft zum Atmen und begruben mich unter sich.

Es fühlte sich an, als würde ich unter Wasser gedrückt, und der eine Mensch, der mein Lebensretter sein sollte, ginge mit mir zusammen unter.

Wir sind zusammen. Wenn du jemanden liebst, dann stehst du auch die schweren Zeiten mit ihm durch. So funktioniert die Liebe. Dafür ist die Liebe da.

Smiths Worte von vorhin kamen mir in den Sinn. Sie gaben mir die Kraft, mich wieder aufzurichten, und den Mut, in die Dunkelheit zurückzugehen.

Smith regte sich. Seine Stimme klang rau und schlaftrunken, als er die Stille durchbrach. »Guten Morgen, meine Schöne.«

»Es ist Nacht«, erwiderte ich schniefend.

»Ich kann eben nicht klar denken, wenn ich neben dir aufwache.« Er rollte herum und streckte die Hand nach mir aus.

Er brauchte mich nicht lange zu überreden. Ich ließ mich neben ihm auf das Bett fallen und schmiegte mich an ihn. Die Dunkelheit verbarg meine Tränen, aber er bemerkte sie sofort und wischte sie

mir von den Wangen. Smith hob mein Kinn, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich ihn deutlicher erkennen. Als ich ihn zum ersten Mal sah, wäre mir fast der Slip heruntergerutscht. Inzwischen hatte ich gelernt, mir gar nicht erst die Mühe zu machen, einen anzuziehen. Außerdem verbarg sich hinter seiner brutalen Schönheit, hinter dem durchdringenden Blick aus seinen grünen Augen und der Kinnpartie, die wie gemeißelt wirkte, eine dermaßen kraftvolle Männlichkeit, dass es mir immer wieder den Atem raubte. Smith war ein anständiger Mann, der andere beschützte. Er hatte keine Angst zu kämpfen, und er hatte sich entschieden, für mich zu kämpfen.

»Ich will nicht, dass du weinst«, flüsterte er.

»Ich kann nichts dagegen machen.«

»Vielleicht kann ich dich mit irgendwas beschäftigen.« Ich spürte seinen heißen Atem an meinem Ohr. »Schreien? Stöhnen?«

»Du darfst nicht ...« Ich brachte es nicht über mich, es auszusprechen. Die Vorstellung, dass wir keinen Sex haben dürften, war fast undenkbar. Smiths forderndes Begehren gab mir ein Gefühl von Sicherheit, das ich jetzt mehr brauchte als je zuvor.

»Würde es dir nach einem Orgasmus besser gehen, meine Schöne? Denn wirklich, ich muss deinen kleinen festen Körper jetzt erobern. Ich kann schon an gar nichts anderes mehr denken.« Ich hörte die Erregung in seiner erotischen rauen Stimme, woraufhin sich meine Mitte freudig zusammenzog. »Willst du es auch?«

»Aber wir ...«

»Ich brauche meinen Schwanz nicht, um dich zu vögeln. Ich kann dich auch so kommen lassen. Und davon abgesehen: Willst du etwa nicht mehr gehorchen?«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich »doch« keuchte.

»So ist es recht.« Er ließ mich los und setzte sich auf. »Mach das Licht an.«

Ich kroch auf allen vieren zur Nachttischlampe und knipste sie an.

»Du hast viel zu viel an.« Er betonte jedes Wort und sprach langsam und genüsslich.

Ich streifte das T-Shirt, mein einziges Kleidungsstück, über den Kopf, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, eine Braue zu lüpfen. »Ein T-Shirt ist jetzt schon zu viel?«

»Alles, was diese perfekten Brüste bedeckt, ist zu viel.«

Er lehnte sich in die Kissen und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

Als ich mich neben ihn kniete, sanken meine Knie in die Matratze. Ich wartete. Smith liebte es, mich zur Schau zu stellen und meine Geduld zu prüfen. Vermutlich, weil ich keine hatte. Wir wussten beide, dass ich schon in ein paar Minuten betteln würde. »Auf den Rücken«, befahl er mit leiser Stimme. »Ich will diese perfekte Muschi sehen.«

Mir entfuhr ein erstickter Schrei. Ich drehte mich um, stützte mich auf die Ellenbogen und spreizte die Beine. Ich wollte, dass er mich in Besitz nahm – ich brauchte es.

»So ist es gut«, knurrte er. »Du weißt, dass du mir gehörst. Das ist mein Körper, stimmt's?«

»Ja«, wimmerte ich und wartete sehnsüchtig darauf, dass er mich endlich anfasste, wagte aber nicht, ihn darum zu bitten.

»Ich bin so verdammt hart, meine Schöne. Erinnerst du dich noch an die erste Nacht, in der du dich mir hingegen hast?«

Er brauchte keine Antwort auf diese Frage. Für uns beide war das ein unvergesslicher Abend gewesen. Damals hatte ich zum ersten Mal seine Art von Dominanz erlebt, etwas, von dem ich nicht gewusst hatte, dass ich mich danach sehnte, bis er mir einen Vorgeschmack davon gegeben hatte.

»Du hast meinen Wagen gevögelt«, stöhnte er und streichelte mit der Hand den harten Stamm, der sich unter seinen Boxershorts wölbte. »Der war mein kostbarster Besitz, bis ich dich gefunden habe. Du bist unvergleichlich. Weißt du, warum du so unbezahlbar

bist?«

Die unverblünte Begierde hinter seinen Worten machte mich ganz schwindelig, ich schüttelte den Kopf.

»Ich musste dich nicht kaufen. Du hast dich mir geschenkt.«

Ich stöhnte. Meine Hand glitt zwischen meine Beine, denn ich konnte mich nicht mehr beherrschen.

»Hab ich gesagt, dass du dich anfassen darfst?«, fragte er leise.

Ich schüttelte den Kopf und unterdrückte den Impuls, die Knie zusammenzupressen, um das unerfüllte Verlangen zu lindern.

»Du wirst dich nicht streicheln«, befahl er. »Du wirst es dir besorgen. Und ich meine, richtig.«

Smith griff nach meinem Knie und hielt es fest. Die Wärme seiner Berührung reichte schon aus, um ein erstes leichtes Beben der Lust in mir auszulösen. Ich bewegte meine Hände nach unten, zog mit einer Hand meine Schamlippen auseinander und begann, mit der anderen heftig meinen gierigen Kitzler zu massieren.

»Zeig mir, wie geil du bist, meine Schöne«, befahl er mit tiefer Stimme. »Besorg es dir mit der Hand.«

Ich ließ den Zeigefinger in mich hineingleiten und stöhnte auf, als sich meine Muskeln darum zusammenzogen.

»Mehr. Und das ist keine Bitte.«

Ich biss mir auf die Lippe und schob noch einen Finger hinterher. Ich wand die Hüften ob des Drucks, der sich in meinem Schoß aufbaute, doch ich traute mich nicht zu kommen. Ich wollte, dass es dauerte. Ich wollte mir Mühe geben es hinauszuzögern, denn ich wusste, dass ihm das gefallen würde.

»Ich habe gesehen, wie sich deine hübsche rosa Muschi über meinen Schwanz gestülpt hat. Ich weiß, wie viel sie vertragen kann.«

Ein dritter Finger kam ins Spiel, und ich bäumte mich dagegen.

»Machst du es dir so?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf, obwohl es mir zunehmend schwerfiel, mich zu konzentrieren. Wenn ich nicht aufpasste, würde ich die

Kontrolle verlieren, und dieses köstliche Zwischenspiel wäre viel zu schnell vorüber. Ich glaubte, dass die meisten Frauen sich nicht auf diese Weise befriedigten. Für den Fall, dass ich wider Erwarten noch einmal in die Verlegenheit kam, mich selbst verwöhnen zu müssen, sollte ich das hier vielleicht in mein Repertoire aufnehmen.

»Du kennst das nicht. Deshalb hast du Angst«, neckte er und streichelte zärtlich die Innenseiten meiner Oberschenkel. »Du hältst dich zurück, dann muss ich wohl übernehmen. Obwohl mir deine Vorstellung gefallen hat.«

Ich zog automatisch die Hand zurück. Fast wäre ich gekommen, als plötzlich kühlere Luft an meine empfindlichste Stelle gelangte. Smith legte einen Arm um mein Bein und zog mich näher an sich heran. Als ich mich wand, lachte er. Mit der Hand drückte er mich aufs Bett. »Sei ein braves Mädchen, und beweg dich nicht.«

Ich unterdrückte den Drang, ihn anzuschreien vor Gier. Er hatte bewiesen, dass er mehr Geduld besaß als ich. Sosehr es ihn auch gelüstete, mich kommen zu sehen, schaffte er es abzuwarten und genoss vermutlich jede einzelne Sekunde meines Kampfes. Diese Selbstkontrolle fehlte mir.

»Du hast dich für mich richtig schön nass gemacht.« Während er mich lobte, strich er an meiner Spalte entlang. »Ich werde dich jetzt auf die Probe stellen, meine Schöne. Anfangs wird es wehtun, aber danach fühlt es sich gut an.«

Das war seine Art, um Erlaubnis zu bitten. Smith brauchte kein Safewort. Er fragte auch nicht. Er informierte mich einfach. Hätte ich Einwände, sollte ich mich selbst zu Wort melden. Ich hatte es noch nie getan.

Und wollte es auch künftig nicht tun.

Ganz gleich, was er für mich bereithielt, ich würde *bitte* sagen, mich hinterher bedanken, und zwischen beidem einen Wahnsinnsorgasmus erleben.

»Morgen wirst du wund sein«, versprach er, während er den

ersten Finger fest in mich hineinschob. »Das brauchst du doch, oder? Eine kleine Erinnerung, dass alles in Ordnung ist. Und ich werde dafür sorgen, dass du mich bei jedem Schritt spürst.«

Ich schrie auf, als er weitere zwei Finger in meine Muschi schob. Das empfindliche Gewebe dehnte sich, als er sie in mich drängte und wieder herausgleiten ließ. Doch mit jedem neuen Stoß ging es leichter.

»Ich werde nicht aufhören«, brummte er.

Mir kamen die Tränen, als sich ein vierter Finger seinen Weg bahnte, doch auch wenn es brannte, wurde der Schmerz sehr bald zur Lust. Zu den Tränen, die mir die Wangen hinunterliefen, kamen Lustschreie und Stöhnen, während mich Smith mit der Hand vögelte.

»Gefällt dir das?«, stieß er hervor. Sein Atem ging stoßweise, während er zusah, wie ich mich für ihn öffnete. Er setzte sich auf, drehte die Hand um und drückte meinen Bauch aufs Bett. »Was willst du, meine Schöne?«

»Fick mich«, schluchzte ich. »Nimm mich. Mach's mir. Nimm mich richtig ran.«

Er beschleunigte seine Bewegungen gerade so weit, dass mein Körper zu zucken begann und meine Muskeln sich zusammenzogen. Und dann stieß er mit dem Daumen gegen meinen verbotenen Eingang. Er wartete kurz ab, schob ihn dann durch die enge, sensible Öffnung und gab mir damit den Rest. Ich bäumte mich auf, nur zurückgehalten von dem Druck, mit dem er mich niederhielt, und explodierte hemmungslos an seiner Hand. Als ich wieder aufs Bett sank, zuckten meine Muskeln unkontrolliert; ich atmete in kurzen, flachen Stößen und konnte mich kaum beruhigen.

»Das war wahnsinnig geil«, flüsterte Smith und ließ von mir ab. »So nass wie jetzt warst du noch nie für mich, meine Schöne. Davon muss ich einmal kosten.«

Ich warf den Kopf hin und her. Ich war völlig außerstande, mich zu rühren. Es war durchaus denkbar, dass ich hier und jetzt starb –

was für ein grandioses Ende.

»So läuft das nicht«, tadelte er mich. »Schwing deinen Arsch aus dem Bett. Ich will deine Muschi kosten.«

Ich sammelte alle Notreserven an Energie zusammen, die mein Körper noch bereithielt, und rollte mich auf den Bauch. Mit zitterigen Armen kroch ich neben ihn.

»Der Doktor hat gesagt, ich brauche ein paar Tage Ruhe«, erinnerte er mich mit einem arroganten Grinsen, »deshalb wirst du wohl noch ein bisschen näherkommen müssen.«

Seine Hände dirigierten mich zu ihm. Er zog sich mein Bein über den Oberkörper, bis ich über ihm war. Jeder seiner heißen Atemzüge an meinem Körper ließ meine überreizten Nerven flattern, doch dann, noch ehe ich begriff, was er vorhatte, packte er meinen Hintern und presste mein Geschlecht auf sein Gesicht.

Seine Zunge strich über meine nasse Scham. Sein Stöhnen vibrierte in mir, und ich sackte nach vorn und klammerte mich ans Kopfteil des Bettes, als er mit der Zunge in mich eindrang. Auch wenn ich auf Wolke Sieben schwebte, hörte ich deutlich, dass er ausgiebig seinen Schwanz bearbeitete.

Er hatte sein Gesicht in meiner Muschi vergraben und machte es sich dabei selbst. Das war zu viel für mich – und viel zu geil. Ich ließ meine Hüfte an seinem Mund kreisen und rieb mich an ihm. Ich wollte alles herauslassen. Ich gehörte ihm, aber jetzt nahm ich ihn in Besitz und markierte ihn als mein Eigentum. Ersticktes Schnaufen kündigte die ersten Tropfen seines Samens an, die mir auf den nackten Hintern spritzten. Allein das Gefühl, wie er heiß an meiner Haut heruntterrann, reichte, um mich auf den Gipfel zu treiben. Ich kam an seinem Mund, jede Woge meiner Lust beantwortete er mit einer eigenen, neuen Entladung.

Anscheinend war ich heute Abend nicht die Einzige, die ihr Revier markierte.

Hinterher half Smith mir, vorsichtig von ihm herunterzusteigen,

und stand dann langsam auf. »Beweg dich nicht.«

Ich blieb aufgerichtet und klammerte mich immer noch ans Kopfteil, während er ans andere Ende des Bettes ging. »Du siehst so süß aus. Wenn ich deinen Arsch sehe, kommt mir so einiges in den Sinn, was ich noch damit anstellen will.«

»Vielleicht erst mal abwischen?«, schlug ich vor und warf über die Schulter einen verlegenen Blick nach hinten.

Er lachte, verschwand ins Badezimmer und überließ mich meinen Fantasien, was genau er mit mir vorhatte. Aber als er zurückkam, trocknete er mich ab und zog mich an seinen muskulösen Körper. Seine Lippen hauchten Versprechungen über meine Haut, während er mich in seinen Armen in den Schlaf wiegte.



8

Die Tage vergingen, und in Stuart Hall wurde es zunehmend unfreundlicher. Am Ende der zweiten Woche waren meine blauen Flecke und Wunden kaum noch zu sehen. Die anderen Wunden schlossen sich nicht so schnell, und mit jedem weiteren Tag, den ich unter den kritischen Blicken meiner Mutter verbrachte, kamen neue hinzu. Smith hatte das Arbeitszimmer meines Vaters mit Beschlag belegt – den letzten Ort auf der Welt, an dem ich mich aufhalten wollte –, also beschloss ich, eine Lieblingsbeschäftigung meiner Kindheit wiederaufzunehmen: das Reiten.

Ich hatte gleich zu Anfang den Fehler begangen, den Sattel meiner Mutter zu benutzen, woraufhin sie uns zum Dinner eine Szene hinlegte, die mir Hören und Sehen vergehen ließ. Inzwischen achtete ich darauf, meinen Tagesplan entgegengesetzt zu dem meiner Mutter zu gestalten. Ich ritt am frühen Nachmittag aus und kehrte zum Abendessen zurück. Diese Zeit erschien mir immer mehr wie die Ruhe vor dem Sturm. Vielleicht hätten Smith und ich gemeinsam darüber gelacht, wenn er sich nicht in jeder wachen

Minute hinter dem Computer verkrochen hätte.

In Somerset war der erste Schnee gefallen. Darüber hinweg durch den Nebel zu reiten, der nahezu ständig über dem Boden schwebte, hatte diesem nachmittäglichen Ausritt etwas Traumverlorenes gegeben. Ich mied den Wald am äußersten westlichen Ende des Grundstücks und wählte lieber den Aufstieg über die sanft geschwungenen Hügel zwischen dem Familienbesitz und dem benachbarten Betford House. Heute stieg dort überraschenderweise Rauch aus dem Schornstein auf. Das Anwesen war schon seit vielen Jahren unbewohnt, aber es war wohl verkauft oder vermietet worden. Den früheren Besitzern war es nicht anders ergangen als vielen von uns. Sie hatten sich viel zu lange daran geklammert, selbst noch, als es wirtschaftlich nicht mehr tragbar war. Ich nahm mir vor, mich bei Belinda nach den neuen Bewohnern zu erkundigen. Als die Sonne ihren Zenit erklommen hatte, fiel frischer Schnee in großen weichen Flocken und blieb am Zaumzeug hängen.

»Was meinst du, Tuesday?« Ich beugte mich vor, strich meinem Pferd den Schnee von der Mähne und tätschelte seinen Hals.
»Sollen wir nach Hause zurück?«

Schnee und Nebel konnten für ungeübte Reiter eine gefährliche Kombination bedeuten, und obwohl ich mich für eine ziemlich gute Reiterin hielt, waren bereits Jahre vergangen, seit ich regelmäßig geritten war. Ich trieb Tuesday in einen vollen Galopp, und wir stürmten zu den Stallungen zurück. Seine Hufe wirbelten unterwegs den pudrigen Schnee auf und hinterließen eine frische Spur, doch schon bald fielen die Flocken so dicht, dass ich nur noch wenige Meter weit sehen konnte. Und als ich schon die Umrisse der Stallungen erkannte, hätte ich beinahe Smith über den Haufen geritten, ich konnte das Pferd gerade noch rechtzeitig stoppen.

Er trug den langen Mantel meines Vaters und hatte die Hände in die Taschen geschoben. Ich war noch zu jung, als mein Vater starb,

deshalb wusste ich nicht, ob der Mantel an ihm genauso ausgesehen hatte, doch ich bezweifelte es. Der Mantel war für Arbeit im Freien gemacht und sollte vor Unwetter schützen, trotzdem betonte er Smiths schmale Taille, die breiten Schultern und die muskulösen Arme. Doch ich verspürte keinerlei fleischliche Gelüste. Vielleicht lag das an der Distanziertheit, die ich bei ihm spürte, vielleicht auch an seiner missbilligenden Miene.

Ich schwang mich vom Pferd, nahm es am Zügel und führte es an Smith vorbei. Im Stall war es warm, er war gut isoliert, um die wertvollen Tiere zu schützen, die meine Mutter so liebte. Schon immer hatte ich den Verdacht gehegt, dass sie eigentlich lieber die Tiere als ihre Tochter unter ihrem Dach schlafen lassen würde. Ich nahm den Reithelm ab und schüttelte mein Haar.

»Durch den Schneesturm galoppieren.« Smith klang regelrecht wütend.

Ich drehte mich zu ihm um, zuckte mit den Schultern und kümmerte mich dann wieder um den Sattel. »In den Weihnachtsfeiertagen bin ich hier schon oft durch den Schnee geritten.«

»Davon wird es auch nicht sicherer.« Er kochte. So aufgebracht hatte ich meinen Mann bisher nur selten erlebt. Bei einer der letzten Gelegenheiten hatte es für mich mit einer Leine und einem Halsband geendet. Dieses Glück würde mir diesmal wohl nicht zuteilwerden. Er interessierte sich schon seit Längerem mehr für seinen Computer als für meinen Körper.

»Ich bin umgekehrt, als es gefährlich wurde.« Ich huschte mit dem Sattel an ihm vorbei. Auf meinem Rückweg packte er mich am Handgelenk.

»Es geht doch nicht nur um den Schnee, meine Schöne. Ich wusste nicht, wo du warst.«

»Wenn du etwas aufmerksamer wärst, hättest du bemerkt, dass ich jeden Tag um diese Zeit einen Ausritt mache«, fertigte ich ihn

kühl ab.

Seine grünen Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. »Wir müssen nicht herausposaunen, dass du nach Hause zurückgekehrt bist, Belle.«

Darum ging es also. Hammond. Immer lief es auf Hammond hinaus. Auch nach zwei sicheren Wochen – Wochen, in denen ich mit meiner irrationalen, hasserfüllten Mutter auskommen musste – verfolgte uns Hammond noch immer.

»Vielleicht sollte ich zurückgehen und meine Spuren wegfegen. Gib mir mal den Besen dort«, sagte ich spöttisch.

»Wenn du deinen Ton nicht mäßigst, versohle ich dir damit den Hintern.«

»Das würde ich mir an deiner Stelle aber noch mal überlegen«, warnte ich ihn. »Am Ende finde ich Gefallen daran. Es wäre ja schließlich die heißeste Aktion der letzten Wochen.«

»Bist du fertig?«, fragte er gereizt.

Ich hatte nicht annähernd alles gesagt, was mir auf dem Herzen lag. Aber weiter wollte ich mich zu dem Thema lieber nicht äußern. Vielleicht war es dumm von mir, mich an die Hoffnung zu klammern, dass dies nur eine vorübergehende Irritation war. Nach allem, was wir hatten durchmachen müssen, war es völlig normal, dass wir uns gestresst fühlten. Das versuchte ich mir zumindest einzureden. Ich nickte, warf ihm noch ein finsternes Lächeln zu und machte dann auf dem Absatz kehrt, um zum Haupthaus zurückzugehen.

Smith folgte mir, fasste nach meinem Arm und zog mich zu sich. »Ich weiß, dass du mich gern provozierst.«

»Ich dachte, das gefällt dir.« Ich versuchte so zu klingen, als stünde ich über den Dingen, aber es fiel mir schwer, wenn er Erinnerungen an die Vergangenheit wachrief.

»Deine Sicherheit ist wichtiger als ...«

»Mein Glück? Meine Freiheit?« Es war ein bisschen überspannt, ihn anzusprechen, aber das kam daher, dass ich die letzten zwei

Wochen unter dem Regiment meiner Mutter verbracht hatte.

»Dein Stolz«, fuhr er mit fester Stimme fort. »Ich finde es nicht gut, dass du allein ausreitest. Früher oder später wird jemand hier nach uns suchen.«

»Wir können uns nicht einschließen.« Ich hatte ihn hergebracht, damit er wieder zu Kräften kommen konnte, und um Gras über die Sache wachsen zu lassen. Aber nicht, damit wir uns auf Dauer versteckten.

»Frag mich doch, ob ich dich begleite«, schlug er vor und stupste den Rest einer Schneeflocke von meiner Nase.

»Du bist beschäftigt«, erwiderte ich und hoffte, er würde mir endlich erzählen, womit.

»Für dich habe ich immer Zeit.«

Dass er das sagte, tat zwar gut, aber meine Fragen beantwortete es nicht.

»Du bekommst allmählich blaue Lippen«, sagte er. Ein warmes Lächeln erhellte sein Gesicht. »Wir sollten dich ins Haus bringen.«

»Vielleicht solltest du mir erst die Lippen wärmen«, hauchte ich hoffnungsvoll. Ich fühlte mich wieder wie ein junges Mädchen – mitten im Schneegestöber einen Jungen zu bitten, mich zu küssen. Nur war dieser Junge hier weder mein Kindheitsschwarm noch mein Uni-Flirt. Er war mein Ehemann, und der Blick, mit dem er mich bedachte, wischte all meine teeniehaften Tagträume beiseite.

Es gab nur noch ihn und mich und den stillen Zauber der Schneelandschaft ringsum. Er legte die Hände auf meine Wangen, und als er meinen Kopf neigte und meinen Mund eroberte, wärmte der Kuss mehr als nur meine Lippen. Mein Körper reagierte, brannte mit jeder Pore darauf, befriedigt zu werden, und das schien dieser Kuss zu versprechen. Smith hatte meinen Körper gelehrt, was ich erwarten durfte, wenn er mich nahm, und gerade jetzt brauchte ich es so sehr.

Als wir keuchend die Lippen voneinander lösten und einander mit

leidenschaftlichen Blicken verschlangen, schmiegte ich mich weiter an Smith.

»Wenn wir es gleich hier tun, wie groß sind dann die Chancen, dass wir uns was abfrieren?«, fragte er.

»Der Stall ist ganz schön warm«, schlug ich vor und biss mir auf die Unterlippe. Schon die Vorstellung, er würde mich hier nehmen, ließ mich feucht werden. Wenn wir jetzt nicht bald eine Entscheidung trafen, würde mein Höschen nicht durchnässt, sondern gefroren sein.

Smith leckte mir über die geschundene Unterlippe und schüttelte den Kopf. »Wenn du meine Bettruhe jetzt endlich für beendet erklären willst, möchte ich mir auch Zeit dafür nehmen. Ich glaube kaum, dass mir eine schnelle Nummer im Heu reicht.«

»Dann bringen Sie mich bitte zu Bett, Mr. Price«, erwiderte ich sanft.

»Mit Vergnügen, Mrs. Price.«

Als er meine Hand nahm, lief ich übermütig los und zog ihn mit mir, wobei wir fast in einer Schneewehe versanken. Ich wollte Smith die Treppen hinaufziehen, als er plötzlich stoppte.

»Wessen Auto ist das?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich wusste nicht, wem der schwarze Land Rover gehörte. »In der Gegend hier hat jeder so einen. Es scheint gesetzlich vorgeschrieben zu sein.«

Ich deutete in den herunterrieselnden Schnee, aber ich wusste, dass ich damit nichts mehr retten konnte. Die Magie war dahin, und auch ich spürte Panik in mir aufsteigen. Dass meine Mutter während der Wintermonate Besuch empfing, war ungewöhnlich.

Es muss eine Erklärung geben, dachte ich im Stillen. Trotz meiner Proteste hatte sie weitere Verhandlungen mit der BBC geführt. Es schien sie überhaupt nicht zu interessieren, dass ich mich schlichtweg weigerte, auf der gepunkteten Linie zu unterzeichnen. »Es würde mich nicht wundern, wenn sie die Fernsehleute

herbestellt hat.«

»Aber die Nummernschilder sind von hier«, sagte Smith leise.

Man kann sich darauf verlassen, dass Anwälte selbst die kleinsten Details bemerken. Nummernschilder aus der Gegend bedeuteten aber auch, dass es sich um Einheimische handeln musste. Wenn das Auto also keinem Manager aus London gehörte, kam auch kein Auftragskiller von dort infrage.

Smith fasste mich fest bei der Hand und führte mich zum Haus. Bis zur Tür sprachen wir kein Wort mehr, und mir entging nicht, dass er sich vorsichtig umschaute.

Er blieb stehen und griff nach dem Türdrücker. Dann strich er mir eine lose Strähne aus dem Gesicht. »Ich liebe dich, meine Schöne.«

»Sei nicht so theatralisch«, flüsterte ich. »Es ist doch kein Abschied.«

»Wer weiß schon, wann es so weit ist?«

Ich verdrehte die Augen und versuchte, seine Bemerkung lässig abzutun, obwohl sich mein Herzschlag rasant beschleunigte. »Und philosophisch musst du auch nicht gleich werden. Wir gehen jetzt rein und werden feststellen, dass meine Mutter gerade eine ihrer Bridgegesellschaften veranstaltet. Dann kannst du dein Versprechen wahr machen und mich ins Bett bringen.«

»Hauptsache, es läuft nicht darauf hinaus, dass wir am Ende Bridge spielen müssen.«

Ich verschwieg ihm, dass meine Mutter in ihrem ganzen Leben noch kein Kartenspiel angerührt hatte. Soweit ich wusste, bestand ihr Sozialleben aus dem Versuch, sich in mein Facebook-Konto zu hacken.

Belinda kam uns an der Tür entgegen, was ich als ein gutes Zeichen deutete.

»Ich habe mich schon gefragt, ob ihr überhaupt noch mal wiederkommt. Ihr könnt wohl die Finger nicht voneinander lassen. Das kann ich verstehen, aber ihr müsst aufpassen, dass ihr euch

beim Knutschen nicht den Tod holt.« Sie nahm uns die nassen Mäntel ab und nickte in Richtung Salon. »Mr. Jacobson ist zu Besuch.«

»Jacobson?«, wiederholte Smith beiläufig.

»Unser Nachbar von der Westseite. Ganz enge Freunde eurer Mutter. Sie spielt Bridge mit seiner Frau.«

Meine Mutter spielte Karten. Ich hätte mir eigentlich denken können, dass man sich auf gar nichts mehr verlassen konnte. Zumindest musste diese Angelegenheit nicht weiterverfolgt werden.

Ich wollte mich gerade zu Smith umwenden, als ich feststellte, dass er drauf und dran war, in den Salon zu gehen.

»Was hast du vor?«, flüsterte ich, als ich ihn eingeholt hatte.

»Es ist nie verkehrt, seine Nachbarn zu kennen«, sagte er mit bedeutungsvollem Unterton.

Als wir eintraten, schenkte meine Mutter gerade Tee nach, und der böse Blick, mit dem sie mich sogleich bedachte, machte mir deutlich, dass ich kein willkommener Gast bei ihrem Teekränzchen war. Der Mann, der ihr gegenüber saß, stand freundlich lächelnd auf und schlenderte mir entgegen, um mir die Hand zu reichen.

»Sie müssen Marys Tochter sein.«

Er drückte meine Hand so fest, dass ich fast aufgestöhnt hätte. »Ich bin Annabelle. Und das ist Smith Price, mein Mann.«

Smith erstarrte an meiner Seite. Ich hatte unsere richtigen Namen genannt – aber hätte ich etwa vor meiner Mutter lügen sollen? Schließlich war er es doch gewesen, der darauf bestanden hatte, den Nachbarn kennenzulernen.

»Oliver Jacobson«, stellte er sich vor. »Ich habe das Haus weiter oben gekauft.«

Trotz des Lächelns wirkte seine Freundlichkeit irgendwie aufgesetzt. Ich hätte nicht sagen können, was genau, aber etwas störte mich. »Reizend. Was machen Sie, Mr. Jacobson? Oder vermieten Sie auch Ihr Haus an die BBC?«

Den kleinen Seitenhieb auf die glorreiche Geschäftsidee meiner Mutter konnte ich mir nicht verkneifen.

»Leider nichts, das so spannend wäre, tut mir leid. Ich bin Mitglied im Unterhaus.«

Also ein Politiker. Das erklärte mein Unbehagen.

»Es war sehr nett, Sie kennenzulernen«, schaltete sich Smith ein, »aber ich fürchte, meine Frau war zu lange draußen in der Kälte. Sie muss jetzt wirklich aus ihren Sachen heraus.«

Bei dem Gedanken konnte ich mir gerade noch ein Stöhnen verkneifen.

»Selbstverständlich! Wir müssen uns ein anderes Mal unterhalten. Sie sind wohl kein Jäger, nehme ich an?«

»Schon seit Jahren nicht mehr«, erwiderte Smith mit einem kleinen Lächeln.

»Dann wollen wir mal sehen, ob wir Sie nicht wieder begeistern können.« Jacobson klopfte Smith auf die Schulter. »Ich freue mich schon darauf.«

»Jagen?«, wiederholte ich, als wir außer Hörweite waren.

»Die einzige Trophäe, die ich einsacken will, hast du in deinem Höschen«, versprach er mir.

»Dabei habe ich vielleicht gar keins an«, schnurrte ich.

Smith hob mich hoch und legte noch einen Zahn zu, um schnell mit mir in den Südflügel zu kommen. »Bist du etwa ohne Höschen ausgeritten?«

Ich nickte und rieb mich an seiner Wange.

»Dann muss dir aber sehr, sehr kalt sein.«

Ich nickte abermals.

»Mach dir keine Sorgen, meine Schöne. Mir juckt es schon in den Fingern, dir das Hinterteil anzuheizen.«

»Du musst dich noch schonen. Wir sollten uns zusammenreißen«, erinnerte ich ihn. Ihn zurückzuweisen, fiel mir nicht gerade leicht.

»Ich werde mich hinsetzen, während ich dir den Hintern versohle«, bemerkte er trocken.

»Aber nicht heute Abend.« Ich entwand mich ihm. Jetzt musste ich mal Stärke zeigen. Es gab zurzeit einfach zu viele Komplikationen, und er kannte nur die Hälfte davon. Ich durfte nicht egoistisch seine Gesundheit aufs Spiel setzen.

Smith versuchte nicht, mich aufzuhalten, als ich ihn verließ. Später würde er zu mir ins Bett steigen und das wilde Verlangen, das in meiner Brust loderte, wenigstens ein bisschen lindern, auch wenn er nicht meine Gier nach seinem Körper stillen würde. Ich musste nur fest daran glauben, dass wir noch reichlich Zeit hatten.

So wollte ich es.



9

Ein Gewehr zu reinigen, hat etwas Meditatives. Mein Vater hatte mich vor Jahren gelehrt, dass es bei der Jagd am wichtigsten ist, seine Waffe zu kennen. Er hatte mir beigebracht, wie man ein Gewehr in seine Einzelteile zerlegte und gründlich reinigte. Jedes Jahr nahm er mich auf ein privates Anwesen mit zur Jagd, und das bedeutete, dass ich jedes Jahr ein neues Gewehr auseinandernehmen, es reinigen und wieder zusammenbauen musste. Nach seinem Tod hatte Hammond die Tradition fortgesetzt, bis ich für die letzten Schuljahre vor der Uni auf ein Internat wechselte. Als mich meine Ausbildung schließlich auf die Uni führte, verlor ich das Interesse am alljährlichen Jagdritual.

Worauf es dabei ankam, hatte ich jedoch nicht vergessen.

Nach all den Jahren verrichtete ich die nötigen Handgriffe noch immer mit der Geschicklichkeit, die ich mir als Kind angeeignet hatte. Gewehrschaft und Zielloptik entfernen. Repetierbolzen zerlegen. Als ich es auseinandergenommen hatte, stellte ich fest, dass dies völlig unnötig gewesen war. Gunther hielt die Waffen auf seinem Anwesen

gut in Schuss. Ich hatte den Blick des Wildhüters gesehen, als ich ihn um ein Repetiergewehr, das Öl und die Putzlumpen bat, die man zur Reinigung benötigte. Er versorgte mich mit allem und gab mir auch eine Tube Lanolin, um das Futteral wasserfest zu machen.

»Hier in Stuart Hall fühlen wir uns der Tradition verpflichtet«, hatte er nicht ohne Stolz erklärt. »Ich öle diese Gewehre jede Woche, und noch nie hat eines von ihnen Rost angesetzt.«

Ich ließ mir sein traditionelles Wachs und ein modernes Gewehr geben. In früheren Zeiten hätte ich das männliche Ritual altmodisch gefunden, aber jetzt begriff ich, worum es dabei eigentlich ging. Eine Waffe war nichts, das man leichtfertig in die Hand nehmen sollte. Man musste sie pflegen und kennen, nur so verdiente man sich auch das Recht, sie zu verwenden.

Seit der Uni hatte ich auch andere Waffen in den Fingern gehalten. Waffen, bei denen ich mir nicht die Mühe gemacht hatte, mich mit ihnen hinzusetzen und sie respektvoll kennenzulernen. Es war nicht leicht, mir einzugestehen, dass mir mein Vater genau das hatte nahebringen wollen. Den verantwortungsvollen Umgang mit großer Macht.

Andererseits – falls es wirklich darum gegangen wäre, warum hatte Hammond die Scharade dann jahrelang weitergeführt? Er verknüpfte sicherlich ganz andere Gefühle damit.

In der Kammer steckte noch eine Kupferpatrone.

Ich entfernte sie und legte sie neben dem Putzlappen auf den Tisch. Als ich mich wieder an die Arbeit machte, entdeckte ich, wie ich mich leicht in dem rötlichen Metall spiegelte. Der Anblick ließ mich innehalten – auf der glatten Oberfläche wirkte mein Gesicht verzerrt und war kaum wiederzuerkennen.

Bei der Patrone stieß die ganze Philosophie der Macht an ihre Grenzen. Ich mochte das Gewehr kennen, begreifen, wie es zusammengebaut war, und es pflegen. Doch wenn es hart auf hart kam, war jedes Projektil neu und einzigartig. Jede Kugel stand für

eine Entscheidung. Verantwortung trug ich für das Gewehr, aber was ich mit den Patronen anstellte, blieb allein mir selbst überlassen. Ganz gleich, wie entschlossen ich den Putzstock in den Lauf schob – alles Putzen der Welt konnte nicht ändern, was eine einzige Kugel ausrichten konnte. Als Kind hatte ich mehr als nur ein paar Vögel erlegt. Aber darüber hatte ich mir seinerzeit nicht groß Gedanken gemacht. Wenn ich damals nach der Jagd meine Waffe reinigte, hatten keine Schuldgefühle an mir genagt. Das war nun mal mein Platz in der Nahrungskette.

Diesmal galten meine Vorbereitungen jedoch nicht der Jagd auf Wild, weshalb mich nun bedrückte, was früher beruhigend gewesen war. Ich hatte schon Männer getötet. Aus Notwehr. Weil es nicht anders ging. Diesmal würde ich es zum ersten Mal aus einer kühlen Überlegung heraus tun.

Jacobsons Auftauchen hatte mich in meinem Entschluss bestärkt. Nicht weil ich eine Bedrohung in ihm sah, sondern weil er so mühelos ins Haus gelangt war. Belles Mutter hatte keinen Grund, jemandem zu misstrauen, der an ihrer Tür auftauchte. Diesmal war es nur ein netter Nachbar gewesen, aber er hatte mich völlig unvorbereitet erwischt. Ich durfte nicht riskieren, dass Hammond hierher fand. Und das konnte ich nur verhindern, wenn ich als Erster zuschlug.

Ich baute das Gewehr wieder zusammen und legte mir einen Plan zurecht. Wenn man mich erwischte, konnte ich nicht auf Straflosigkeit hoffen. Nicht einmal Alexander könnte verhindern, dass man mich vor Gericht stellte – aber wenn dies bedeutete, dass Belle in Sicherheit war, wollte ich dafür gern im Gefängnis schmoren. Nachdem ich das Gewehr komplett montiert hatte, starrte ich auf die Patrone. Mir standen noch ein paar Schachteln davon zur Verfügung, und ich brauchte Übung mit der großen Waffe. Meine Hand war bestimmt eingerostet.

Also schob ich die Patrone nicht wieder in die Kammer. Genau

diese wollte ich mir für Hammond aufsparen. Beim Anblick genau dieser Patrone hatte ich eine Entscheidung getroffen, doch als ich gerade nach ihr greifen wollte, riss mich ein leises Räuspern aus meinen Gedanken.

»Ich dachte, du wolltest ins Bett kommen«, sagte Belle leise.

Sie war enttäuscht. Wie konnte ich ihr nur erklären, dass ich nicht wusste, wie ich mit der Situation umgehen sollte? Längst hatte sie sich von mir entfernt. Das konnte ich ihren Blicken ansehen. Ich würde sie nicht dazu zwingen, sich mir zu öffnen. Jedenfalls nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Ich konnte sehr geduldig sein, wenn es meinen Interessen nutzte, und unter den gegebenen Umständen gestand ich ihr das Recht zu, distanziert zu sein. Doch auf Dauer würde ich das nicht hinnehmen.

Ich zuckte beiläufig mit den Schultern. Es war nicht nötig, dass ich ihr die Wahrheit erzählte. Sonst würde sie nur versuchen, mir meinen Plan auszureden. »Jacobson hat was von Jagen gesagt.«

»Ich wusste gar nicht, dass du so wild auf die Hirschjagd bist«, sagte sie ironisch und näherte sich auf Zehenspitzen, um einen Blick auf meine Waffe zu werfen.

»Ich bin früher mit meinem Vater auf die Jagd gegangen.«

Sie nickte und strich mit dem Finger über den Gewehrlauf. »Ist es geladen?«

Ich nahm die Patrone und schüttelte den Kopf. »Ich lade es erst, wenn ich es benutzen will.«

Besser, wenn sie nicht mehr darüber wusste. Es entsprach weitgehend der Wahrheit.

»In meiner Kindheit hat es hier immer Waffen gegeben«, berichtete Belle. Ihr Blick driftete ab, und sie verlor sich in Erinnerungen. »Mein Vater hat mir immer erzählt, wie gefährlich sie sind.«

»Und hast du jetzt Angst vor ihnen?«, fragte ich leise.

Sie nickte, und ich spürte, wie ich eine Erektion bekam. Es war

eine unkontrollierbare, ziemlich primitive Reaktion. Wenn sie in echter Gefahr war, interessierte mich nur noch ihre Sicherheit. Aber wenn ich die Situation dominierte und sie Anzeichen von Angst zeigte, lag die Sache entschieden anders. Ihr drohte keine Gefahr. Sie konnte jederzeit gehen oder mich bitten aufzuhören. Aber wenn wir zusammen waren, wich sie ihren Ängsten nicht aus, sondern stellte sich ihnen. Ich hatte sie vor der Peitsche zittern sehen, und es war ein verdammt schöner Anblick gewesen.

Hier und jetzt gab es niemanden, der Hand an sie legen konnte. Abgesehen von mir. Vielleicht war dies der Grund, warum ich sie unbedingt vögeln wollte.

Ich hob das ungeladene Gewehr und strich mit der Hand am Lauf entlang. »Und wenn ich eins in der Hand habe? Was empfindest du dann?«

»Angst«, murmelte sie. Die Zunge schnellte über ihre Unterlippe. »Und es macht mich an.«

»Hast du schon mal eins gehalten?«

Sie nickte und blickte ständig zwischen mir und dem Gewehr hin und her.

»Hast du schon mal mit einem geschossen?«

Sie nickte erneut.

»Sag die Wahrheit, meine Schöne. Es hat dir Angst eingeflößt, aber wie war es für dich, als du geschossen hast?«

»Da hat es mir gefallen«, hauchte sie.

»Willst du es mal anfassen?« Ich hielt ihr die Waffe hin.

Ihre Hände verharrten kurz über dem Metall, dann lenkte sie die Mündung des Laufes auf ihre Brust. Als ich sie so sah, das Gewehr auf ihr Herz gerichtet, schrillten bei mir alle Alarmglocken, obwohl ich wusste, dass die Waffe nicht geladen war. Aber als ich sie ihr wegnehmen wollte, hielt sie sie fest.

»Ich bin jetzt so nass.« Ihre Stimme war nur noch ein leises Wimmern. »Du kontrollierst nicht mehr nur meine Lust, Smith, dir

gehört alles – mein Körper, mein Leben. Ich will es so. Du sollst mich ganz und gar kontrollieren.«

Ich musste schlucken, als sie vor mir auf die Knie ging.

»Was willst du?«, bettelte sie. »Du sollst zufrieden sein mit mir. Ich will alle deine Fantasien erfüllen.«

Oh Gott, und wie sie das tat. Ich blickte zu ihr hinunter, zu den weit geöffneten Augen, den vollen Lippen. Sie hob mir ihr Gesicht in aller Unschuld entgegen. Ich nahm den Gewehrlauf und strich ihr damit übers Kinn. Ich brauchte kein Gewehr, damit sie tat, was ich von ihr verlangte. Aber das hieß nicht, dass ich es nicht auch genießen konnte, meine dunkle Seite zum Vorschein kommen zu lassen.

»Mach's mir mit dem Mund«, befahl ich, ohne den Gewehrlauf zu bewegen. Sie machte sich an meinem Gürtel zu schaffen. »Langsamer.«

»Ja, Sir.« Sie war immer ganz heiß darauf, meiner Lust zu dienen und meinen Schwanz in den Mund zu nehmen. Das machte es noch viel erregender, ihr dabei zuzuschauen. Ich spürte, wie mein Schwanz ins Freie schnellte, als sie mir die Boxershorts herunterzog.

Ich wollte das Gewehr auf den Schreibtisch legen, doch sie schüttelte den Kopf. »Nicht.«

Sie genoss unser kleines Spielchen genau wie ich. Ich legte die Mündung an ihre Schulter und griff ihr mit der freien Hand ins Haar. Dann riss ich sie grob an meinen Unterleib und drückte ihren Mund an meine Hoden. Sie nahm sie für eine Minute in den Mund, dann ließ sie die Lippen an meinem Schwanz hinaufgleiten.

»Das brauchst du, oder, meine Schöne?« Ich stöhnte, als sie die Zunge um meine Eichel kreisen ließ. »Ich soll dich zwingen, stimmt's? Ich soll dich nicht in den Mund vögeln. Du willst, dass ich ihn mir nehme.«

Sie stöhnte lüstern und nickte.

»Dann nimm ihn in den Mund«, forderte ich.

Sie bekam große Augen, aber ihre Lippen schlossen sich sofort über der Spitze. Dann bewegte sie sich weiter und verschlang mich bis zur Wurzel. Ihre zarten Wangenknochen traten hervor, als sie heftig saugte. Ich hatte einen Sukkubus von der Leine gelassen und war überzeugt, dass sie erst zufrieden war, wenn sie den letzten Tropfen aus mir herausgesaugt hatte.

Aber das würde mich nicht befriedigen.

»Steh auf.« Ich bekam den Befehl kaum über die Lippen. Obwohl ich mehr als nur ihren Mund wollte, fiel es mir – wie jedem Mann – nicht leicht, mitten in einem Blowjob aufzuhören.

Belle ließ von mir ab und leckte sich die Lippen.

»Du trägst ja doch ein Höschen. Runter damit.« Diesmal klang meine Stimme heiser. Ich wollte in ihr sein, und zwar sofort.

Sie richtete sich auf und streifte es herunter. Seit wir nicht mehr in London waren und sie sich nicht epilierte, hatte ihr feines, blondes Haar wieder zu wachsen begonnen. Es lockte sich zart über ihrem Schoß. Ich nahm mir vor zu verlangen, dass sie es immer so ließ. Ich stupste sie mit dem Gewehrlauf an und bedeutete ihr, sich über den Schreibtisch zu lehnen. Als sie ihren perfekten Körper vorbeugte und mir einladend den Hintern entgegenstreckte, ließ ich die Gewehrmündung über ihren Rücken nach unten gleiten und strich zum Abschluss mit einem provozierenden Schwung durch die Spalte zwischen ihren Pobacken.

»Du hast schon so lange darauf gewartet, dass ich es tue«, sagte ich, »und heute ist es so weit. Ich werde dich in deinen süßen, engen Arsch ficken, wenn du mich darum bittest.«

»Bitte nimm meinen Arsch. Bitte, Sir«, bettelte sie mit brüchiger Stimme. Sie streckte die Arme aus und klammerte sich so an die Schreibtischplatte, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

Ich fühlte mich der Traditionspflege in Stuart Hall unversehens sehr zu Dank verpflichtet. Ich legte das Gewehr so neben sie, dass

sie es im Blick hatte, und wischte die Hände an meiner Hose ab. Danach griff ich mir das Glas mit dem Lanolin, nahm etwas auf meinen Zeigefinger und schmierte es über meinen Schwanz.

»Es wird wehtun, aber du wolltest es ja so«, warnte ich sie und strich etwas von der Fettcreme zwischen ihre Pobacken. »Und wenn ich erst einmal angefangen habe, höre ich auch nicht wieder auf.«

»Bitte, Sir. Bitte nimm mich von hinten«, bettelte sie und räumte den letzten Zweifel aus, den ich noch an ihrem Interesse haben konnte.

Ich schob meinen Zeigefinger in sie, ließ ihn mehrmals sanft in sie hinein- und wieder herausgleiten, bis sie geschmeidig und aufnahmebereit war. Ich wollte es ihr richtig besorgen, bis sie nicht mehr wusste, ob sie schreien oder ohnmächtig werden sollte. Es würde der intensivste Orgasmus ihres Lebens werden.

Ich führte meine Schwanzspitze an diese dunkle Öffnung und drückte ein wenig, damit sie sich an das Gefühl gewöhnte. Als ich ganz langsam eindrang, entspannte sie sich, öffnete sich und ließ meine Spitze in sich hingleiten. Sie keuchte vor Schmerz, und ich wartete, während ich die kleinen Bewegungen genoss, mit denen sie sich meinem Schaft anpasste.

»Mehr«, flüsterte sie schließlich.

Ich brauchte alle Selbstkontrolle, die ich mir in langen Jahren als Dom antrainiert hatte, um ihr nicht genau das zu geben, was sie von mir verlangte. »Wie bitte?«

»Gib mir bitte mehr von deinem Schwanz.«

In ihrem Flehen schwang auch ein bisschen Angst mit.

Ich strich mit der Hand über ihren Rücken. »Jetzt gehörst du mir ganz, meine Schöne. Du hast dich mir mit jedem Teil deines Körpers hingegeben. Es macht mich so stolz, meinen Schwanz in deinem Arsch zu sehen, wenn ich hinunterblicke, und zu wissen, dass du mich ausgewählt hast, ihn zu nehmen.«

Ein bisschen Lob konnte nicht schaden, außerdem brauchte sie

jetzt einen Moment Zeit, um sich an das neue Gefühl zu gewöhnen. Als ich schließlich tiefer vordrang, schrie sie und bäumte sich auf. Diesmal wusste ich, dass sich Lust und Furcht in ihr zu gleichen Teilen mischten.

Ich strich ihr das Haar über die Schulter, beugte mich vor und küsste sie auf den Nacken. »Bist du bereit?«

»Ja, Sir.« Sie zögerte keine Sekunde. Die Antwort war deutlich, und ihre Stimme von dem lüsternen Verlangen gefärbt, das sie unwiderstehlich machte.

»Ich will, dass du kommst«, befahl ich ihr. »So oft, wie du willst. So heftig, wie du kannst. Keine Zurückhaltung. Kein Warten auf Erlaubnis.«

Diesmal äußerte sich ihre Zustimmung durch leidenschaftliches Stöhnen.

Ich fasste sie an den Schultern, ließ meinen Unterleib kreisen und genoss noch einen Moment der Zurückhaltung, bevor ich mit dem Fuß ihre Beine weiter auseinanderschoß, sodass sie sich weiter öffnete und ihr Kitzler über die Schreibtischkante rieb. Dann drang ich ganz in sie ein. Fest. Ich drückte sie auf den Tisch und nahm sie. Immer wieder verschlang mich ihr Hintern. Er war genauso lüstern wie ihre flehenden Lippen. Unter mir verwandelte sich Belle in eine wimmernde, wilde Kreatur, die schrie und sich an die Tischplatte klammerte. Unablässig zogen sich ihre Muskeln zusammen und gaben wieder nach. Die Serie kraftvoller Orgasmen hielt meinen Schwanz gefangen und melkte ihn, bis ich schließlich über ihr zusammensackte.

»Bist du okay, meine Schöne?«, fragte ich und strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

Sie seufzte befriedigt, immer noch mit glasigem, post-orgiastischem Wonneblick.

Ich half ihr hoch, zog sie mir auf den Schoß, legte die Arme um sie und flüsterte einen endlosen Lobgesang auf sie, bis sie

schließlich langsam von Wolke Sieben herunterschwebte.

»Das hattest du mir vorenthalten, Price«, tadelte sie mich mit einem schelmischen Grinsen.

»Ich war nur geduldig«, korrigierte ich sie. Seit ich sie zum ersten Mal sah, hatte ich davon geträumt, sie auf diese Weise zu nehmen.

»Findest du es seltsam, wenn ich es gut finde, dass wir bis nach der Hochzeit damit gewartet haben?«

»Ich weiß zu schätzen, dass du es für mich aufgespart hast«, neckte ich sie. »Wie geht es dir?«

»Gut, glaube ich.« Sie hielt inne, als müsste sie in sich hineinhorchen. »Genaueres werde ich dir morgen sagen.«

Dann trug ich sie ins Bett, auch wenn meine Narbe noch recht wehtat. Dass ich mich gerade körperlich so verausgabt hatte, bereute ich nicht.

»Ich muss mal kurz verschwinden.« Ich küsste sie auf die Stirn.

Belle hatte mir alles gegeben. Körperlich waren wir uns näher als je zuvor. Das machte es mir noch schwerer, damit klarzukommen, dass wir immer noch Geheimnisse voreinander hatten.

Ich musste es ihr sagen. Sie war stark genug zu verstehen, was ich tun musste. Womöglich würde sie versuchen, es mir auszureden, aber sie sollte erfahren, dass ich nach London zurückfahren wollte, um die Sache mit Hammond abzuschließen. Als ich wieder ins spärlich beleuchtete Schlafzimmer kam, schlief sie friedlich.

Unschuldig.

Das wollte ich ihr nicht nehmen. Ich wollte sie nicht in die Dinge hineinziehen, zu denen ich mich entschlossen hatte. An ihren Händen sollte kein Blut kleben. Belle verkörperte das Reinste, das es in meinem Leben gab, und ich wollte sie nicht in den Schmutz ziehen.



10

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, lag meine Frau nicht mehr neben mir, doch ich fand einen Zettel vor.

Du hast es dir verdient, liegen zu bleiben.

Meine Frau ließ sich nicht nur von mir vögeln, sondern zur Belohnung durfte ich auch noch ausschlafen. Ich hatte das große Los gezogen.

Als ich geduscht und angezogen war, spürte ich meinen Hunger. Aber ein Snack würde meinem Appetit nicht gerecht werden. Dafür brauchte ich Belle. Sie stand in der Eingangshalle mit unserem Nachbarn. Offenbar fühlte er sich hier schon ganz wie zu Hause.

»Bitte verzeihen Sie, dass ich unangemeldet vorbeischaue.« Jacobson nahm die Mütze ab und grinste uns freundlich an.

Meine Frau verschränkte die Arme und erwiderte den Gruß, allerdings mit einer gewissen Reserviertheit, die nur ich spürte.

»Was für eine nette Überraschung«, rief Mary, die nun zu uns trat. »Möchten Sie eine Tasse Tee? Ich kann dem Dienstmädchen auftragen, ein kleines Mittagessen hochzubringen.«

Mir entging keineswegs, wie sie das Wort »Mittagessen« betonte. Offenbar hatte sie bemerkt, dass ich gerade erst aufgestanden war.

»So früh esse ich nie etwas.« Er tätschelte seinen flachen Bauch. »Dadurch habe ich mir den Wanst meines Vaters erspart.«

Belles Mutter nickte, als würde das alles Sinn ergeben.

»Welchem Umstand verdanken wir das Vergnügen?«, unterbrach Belle. Diesmal war ihr Misstrauen deutlicher zu spüren, aber falls Jacobson es ebenfalls gespürt hatte, ließ er es sich nicht anmerken.

»Ich hatte gehofft, Ihnen den Gatten entführen zu können«, gestand er mit einem Zwinkern, als wäre das ein Scherz, in den wir alle eingeweiht wären.

Ihr Lächeln bröckelte und zeigte bereits Spuren von Ungeduld. Es war nur zu deutlich, dass meine Frau ihre Probleme mit Mr. Jacobson hatte. Ich nahm mir vor, mich darüber mit ihr bei Gelegenheit unter vier Augen zu unterhalten. Zunächst war es jedoch wichtig, keinerlei Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, was viel schwieriger wurde, wenn er ihre Abneigung spürte.

»Ich bin leider eine ziemlich eifersüchtige Ehefrau, Mr. Jacobson, und teile ihn grundsätzlich nicht«, scherzte sie nun. Wenigstens hatte sie bemerkt, dass sie ihre Gefühle vor ihm verbergen musste.

»Das kann ich verstehen. Mary hat erzählt, dass Sie gerade erst geheiratet haben.« Er streckte die Hand vor. »Ich hatte noch gar keine Gelegenheit, Ihnen zu gratulieren.«

Wir tauschten einen Händedruck, und ich achtete sehr darauf, nur ein klein wenig fester zu drücken als er.

»Ich hoffe, Sie überzeugen zu können, mit mir auf die Hirschjagd zu gehen. Es kommt zwar ein bisschen spontan, aber Spontaneität gehört für mich zu den größten Vorzügen des Landlebens.«

»Allerdings.« Ich schaute zu Belle hinüber, die zwar eine Braue hob, aber keine Anstalten machte, mich aufzuhalten. »Mit dem größten Vergnügen. Gestern ist es etwas spät geworden. Geben Sie mir noch einen Moment?«

»Selbstverständlich.«

»Oliver.« Mary trat an ihn heran und berührte seinen Arm. »Könnten Sie sich bitte einmal den Brief anschauen, den ich von unserem Abgeordneten bekommen habe? Ich weiß gar nicht, was ich davon halten soll.«

Belle folgte mir, als ich mich auf den Weg zum Arbeitszimmer ihres Vaters machte. Nachdem sie mich letzte Nacht auf andere Gedanken gebracht hatte, hatte ich das Gewehr dort liegen gelassen. Doch als ich jetzt den mit Büchern vollgestopften Raum wieder betrat, spürte ich eine gewisse Vertrautheit. Das Gewehr gehörte hierher, und auch die seltsamen Trophäen: eine Fossiliensammlung, diverse geschnitzte Masken und natürlich die Bücher. Die Vertrautheit konnte allerdings auch daher rühren, dass ich meine Frau auf dem Schreibtisch genommen hatte.

»Du siehst aus, als würdest du hierhergehören«, bemerkte sie mit leiser Stimme.

»Etwas konservativ für meinen Geschmack«, erwiderte ich, während ich um den Schreibtisch herumging.

Sie setzte sich auf den Tisch und strich mit der Hand über meine Schulter. »Und das sagt der Mann mit dem Bourbon und den Zigarren in seinem Büro. Mach dir nichts vor, Price. Dieser Raum macht keinen Hehl aus seiner Männlichkeit – deshalb passt du hier so gut hin.«

»Soll ich mich deiner Meinung nach etwa dafür schämen?« Ich legte ihr den Daumen auf die Unterlippe und spürte die feuchte Hitze ihres Atems auf der Hand.

»Ich finde, er steht dir ausgezeichnet«, stellte sie klar.

»Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich glatt denken, dass du es darauf anlegst, noch einmal auf diesem Schreibtisch genommen zu werden, Mrs. Price.«

»Leider hast du ja beschlossen, auf die Jagd zu gehen.«

Ihre Unterlippe drückte beim Schmollen gegen meinen Finger. Ich

verlagerte mein Gewicht, als mein Schwanz gegen den Reißverschluss zu drücken begann. »Ich kann auch bleiben, wenn du endlich offiziell das Ende der sexlosen Zeit ausrufst.«

»Es handelt sich um ärztliche Anweisungen – ich kann nichts dafür.« Sie nippte kurz an meiner Daumenspitze, dann entzog sie sich mir. »Letzte Nacht bin ich schwach geworden. Wir sollten es vermutlich lieber nicht so hart angehen, du musst dich noch etwas schonen. Das ist der eine Grund, warum du besser bleiben solltest. Der andere ist, dass wir nichts über Jacobson wissen.«

»Aber wir können auch nicht unser ganzes Leben lang Paranoia haben.« Ich verstand ihre Sorge. Wäre es umgekehrt, ich hätte sie in einem der vielen Zimmer des Anwesens eingesperrt. Aber wenn ich sowieso meine Finger von ihr lassen musste, konnte ich die Zeit auch für Schießübungen nutzen.

Ihre Augen wurden schmal. Zweifellos spürte sie, dass ich sie hinterging. Ich hatte ihr noch nie etwas vormachen können – einer der Gründe, warum ich sie anbetete.

»Einverstanden. Aber wir sollten vermutlich lieber nicht mit Fremden durch den Wald spazieren, die ein geladenes Gewehr dabeihaben.«

»Dann ist es wohl gut, dass ich auch ein Gewehr mitnehme, meine Schöne.« Ich kicherte leise über den genervten Ausdruck in ihrem wunderschönen Gesicht.

»Ich mag ihn nicht«, sagte sie leise.

Jetzt war es heraus. Ich hatte es bei ihrer frostigen Begrüßung bereits vermutet, aber ich verstand noch nicht genau, warum.

»Ich kann den Charakter von Menschen sehr gut beurteilen«, versicherte ich ihr.

»Daran habe ich keine Zweifel. An deinem Selbsterhaltungstrieb allerdings schon.« Sie legte einen Arm um meinen Hals und zog mich zu sich, bis sich unsere Lippen sanft berührten. »Du hast einen fragwürdigen Geschmack, was Freunde angeht.«

Da hatte sie nicht unrecht. »Und einen hervorragenden Geschmack, wenn es um Frauen geht.«

Ich drückte ihr meine Lippen auf den Mund und brachte sie so zum Schweigen. Fürs Erste.



Trockene Blätter knirschten unter unseren Füßen, als wir einem ausgetretenen Pfad durch den Wald folgten. Mit der Schirmmütze und seinem Jagdrock aus Tweed sah Jacobson aus, als wäre er gerade einem Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts entstiegen. Im Kleiderschrank von Belles Vater hatte ich ähnliche Kleidungsstücke gefunden, aber ich hatte keine Lust, mich als alter Geldadel auszugeben. Das würde mich bei Jacobson kaum in ein besseres Licht rücken. Ich hatte bei ihm ohnehin den Eindruck, dass er selbst darum bemüht war, irgendeiner Rolle gerecht zu werden.

»Sie sind also ein Mitglied des Unterhauses?«, fragte ich und achtete darauf, dass es wie eine ganz beiläufige Frage klang.

»Ja.« Er grinste mich an, schulterte das Gewehr etwas höher und deutete auf seine Kleidung. »Lassen Sie sich nicht von den Versuchen meiner Frau täuschen, meine Erscheinung aufzuwerten. Ich bin leider gar nicht blaublütig.«

»Dann haben wir etwas gemeinsam.« Ich bückte mich unter einem niedrig hängenden Zweig hindurch, richtete mich aber sofort wieder auf, als ein heftiger Schmerz durch meinen Bauch schoss. Der kahle Ast kratzte über den Gewehrlauf und verursachte dabei ein so grässliches Geräusch, dass ich zusammenzuckte.

»Alles okay da drüben?«, rief Jacobson.

»Ja.« Ich winkte ab und unterdrückte den Impuls, mich zusammenzukrümmen. »Ich habe mich von meinem Unfall noch nicht ganz erholt. Immer, wenn ich denke, alles ist in Ordnung, stelle ich fest, dass ich mich nicht bücken und auch nichts heben kann.«

»Da haben Sie wirklich Pech gehabt. Wurde Ihre Frau auch verletzt?«

Er musste die Spuren des Überfalls an ihr bemerkt haben, aber er war Gentleman genug, so zu tun, als hätte er sie nicht gesehen. »Nichts Ernstes.«

»Ein kleiner Rat. Nehmen Sie die Schmerzen einer Frau nie auf die leichte Schulter. Sie verstehen gut, so etwas zu verbergen. Muss etwas mit ihrer Biologie zu tun haben.«

»Mussten Sie das erst auf die harte Tour lernen?«

»Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet«, informierte er mich, »und ich habe die meisten Dinge, die ich über Frauen weiß, auf die harte Tour gelernt. Aber wer bin ich, einem Frischverheirateten Angst einzujagen? Ich bitte um Entschuldigung. Die Ehe ist eine hervorragende Einrichtung.«

»Ganz Ihrer Meinung.« Trotz allem, was geschehen war, seit ich Belle einen Antrag gemacht hatte, bereute ich die Eheschließung nicht. Oder fast nicht. Ich hatte meine Entscheidung kritisch betrachtet und mich gefragt, ob ich sie mit dieser impulsiven Aktion zusätzlichen Gefahren ausgesetzt hatte. Aber meine Liebe zu ihr hatte nie zur Debatte gestanden. Ich hatte nie daran gezweifelt, dass sie die Frau war, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen wollte – ganz gleich, wie kurz dieses Leben auch sein mochte. Und ich wusste, dass sich daran nichts ändern würde, auch wenn uns noch fünfundzwanzig Jahre vergönnt waren.

»Ich erinnere mich, dass Mary davon sprach, dass ihre Tochter verlobt sei. Aber ich dachte eigentlich, mit jemand anderem. Bitte nehmen Sie es mir nicht übel.«

Für einen Mann, der andernorts ziemlich viel Verantwortung trug, hatte Jacobson sehr gut aufgepasst.

»Das war sie auch«, antwortete ich. »Aber zu meinem Glück hat er rechtzeitig sein wahres Gesicht gezeigt.«

»Und dann konnten Sie sie sich angeln«, fügte Jacobson hinzu.

»Sie dürfen sich wirklich glücklich schätzen, Price.«

Ich hielt inne und starrte auf seinen Hinterkopf. Eine solche Bemerkung konnte man durchaus ohne Hintergedanken fallen lassen. Kein Mann aus Fleisch und Blut konnte Belle ansehen, ohne zu denken, dass ich ein Glückspilz war. Sie war das fleischgewordene Verlangen. Purer Sex auf langen Beinen.

Nein, da war noch etwas anderes, das mir unter die Haut ging, irgendein verborgener Doppelsinn in seinen Worten. Nur leider hatte ich überhaupt keine Ahnung, was er mir sagen wollte, oder wie ich damit umgehen sollte. In Anbetracht der brenzligen Situation, in der wir uns befanden, konnte ich nicht riskieren, ihn misszuverstehen. Trotz seiner verbindlichen Freundlichkeit durfte ich ihn nicht zu dicht an mich herankommen lassen. Vielleicht bildete ich mir das alles auch nur ein, weil ich so unter Druck stand. Auf absehbare Zeit würde jedenfalls niemand allzu leicht mein Vertrauen gewinnen.

»Ich bin glücklich«, sagte ich schließlich.

»Und jetzt müssen Sie sich auch noch um das Anwesen kümmern.« Er legte eine Pause ein und spähte in den Wald. Ich wartete ab. Schließlich zuckte er mit den Schultern, als wollte er sagen: »Lassen wir das fürs Erste.«

»Irgendwelche Tipps?«

»Betford House kann man kaum ein Anwesen nennen. Unterhaus, Sie erinnern sich? Ich bin nicht mit einem silbernen Löffel im Mund geboren worden.«

Ich nickte. Diese Anmerkung würde ich später durchdenken. Doch obwohl ich eigentlich vorhatte, das Thema zu wechseln, kam ich nicht über das Ressentiment hinweg, das in den letzten Worten mitschwang. »Im Gegensatz zu manch anderem?«

»In der Tat. Nichts macht den Unterschied zwischen der Aristokratie und den Normalsterblichen so deutlich wie die Parlamentsarbeit auf der Seite der Normalbürger.«

»Das ist die Seite, auf der die Dinge erledigt werden«, fügte ich

hinzu und war gespannt auf seine nächsten Worte. Zumindest hatte ich durch unseren Ausflug das Vergnügen, das interessante Thema Klassengegensätze mit ihm zu diskutieren.

»So ist es. Wie ich sehe, sind Sie ein Mann des Volkes.«

Der zufälligerweise mit der besten Freundin der halben Königsfamilie verheiratet ist.

»Ja, es gibt Leute, die sich ihren Status erst verdienen mussten«, fuhr Jacobson fort und machte an einem überwucherten Eichenstrunk Halt. »Ich habe mein Land, das auf manche eher bescheiden wirken mag, von einem dieser adeligen Idioten erworben. Wenigstens zahlt unsere Regierung keine Apanagen an diese Eliten. Er konnte sich den Familienbesitz nicht mehr leisten, sobald er gezwungen war, sein eigenes Geld zu verdienen. Da fragt man sich doch, welche Institutionen noch zusammenbrechen würden, wenn wir aufhörten, dem Adel vererbare Privilegien einzuräumen.«

Darauf hatte ich nichts zu erwidern. Ich war mit dem sprichwörtlichen Silberlöffel im Mund geboren worden, den er erwähnt hatte. Auch wenn mein Vater aus der Arbeiterklasse stammte, war mir der Wohlstand in die Wiege gelegt worden. Andererseits war Belle zur Uni gegangen, hatte gearbeitet und ihr eigenes Unternehmen gegründet – trotz des Namens, mit dem sie auf die Welt gekommen war. Diese Gedankengänge teilte ich allerdings nicht mit meinem Gesprächspartner. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man eine Menge erfahren konnte, wenn man seinem Gegenüber einfach nur zuhörte.

»Ich bin unhöflich«, sagte Jacobson plötzlich. »Ihre Frau trägt einen Titel.«

»Strenggenommen nicht. Sie kann ihn nicht vererben.« Wollte er mich ausfragen? Ich packte den Gewehrkolben fester.

»Ah ja. Alte sexistische Gepflogenheiten. Ich hoffe, dass sich daran noch während meiner Amtszeit so einiges ändern wird.«

»In dem Sinne, dass auch eine Frau einen Adelstitel erben kann? Oder soll es überhaupt keine vererbaren Titel mehr geben?«

»Touché, Mr. Price.« Er hob den Blick, schaute mir in die Augen, und in seiner braunen Iris blitzte etwas auf, worauf ich mir keinen Reim machen konnte.

Noch bevor ich seinen Blick einordnen konnte, riss er das Gewehr hoch und richtete es auf meinen Kopf.

Nun, meine Schöne, du hattest recht. Sie hatte immer recht. Diese Erkenntnis nützte mir momentan leider nichts.

Ich machte mir nicht die Mühe, etwas zu sagen und mit ihm zu diskutieren. Er hätte schon abgedrückt, bevor ich die eigene Waffe zücken konnte. Ich hatte keine Chance mehr. Mir blieb nichts, als mein plötzliches Herzrasen zu ignorieren. Belle würde sich denken können, was los war, wenn ich nicht nach Hause zurückkam. Sie kam auch allein zurecht, und wenn ich nicht mehr im Spiel war, würden sie sie vielleicht in Ruhe lassen. Das war eine Lüge, die ich mir selbst glauben musste.

Sein Zeigefinger verharrte auf dem Abzug, als wollte er mir die Gelegenheit geben, um mein Leben zu betteln oder vielleicht noch ein letztes Mal vergeblich um Gnade zu winseln. Dann drückte er ab. Ich hörte die Kugel durch die Luft pfeifen, als sie an meinem Ohr vorbei zu einem unsichtbaren Ziel schoss. Ich riss mein Gewehr von der Schulter. Im selben Moment senkte Jacobson sein Gewehr und grinste stolz.

»Danke, alter Knabe. Ich glaube, ich habe ihn erwischt.« Er ging an mir vorbei und pfiff munter vor sich hin, als ich mich umdrehte und ihm hinterherblickte.

Belle hatte recht behalten. Es war gefährlich, mit bewaffneten Fremden herumzuziehen. Fast hätte ich auf der Jagd einen Mann umgebracht.

»Ein Prachtexemplar«, rief er irgendwo in nächster Nähe.

Ich schulterte das Gewehr, atmete einmal tief durch und

versuchte, diese plötzliche Attacke auf mein Nervenkostüm abzuschütteln. Ich fand Jacobson über einen kleinen Rehbock gebeugt.

»Könnten Sie mir behilflich sein?«

Ich half ihm, sich den Bock auf die Schultern zu legen.

»Sind Sie sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte ich.

»Falls noch jemand anders in diesem Wald jagt, hat er bestimmt andere Probleme, als ausgerechnet mich zu erschießen«, bemerkte Jacobson nur trocken.

Wir trugen den Bock nach Stuart Hall zurück. Nach unserem vorangegangenen Gespräch hatte ich gehofft, einen Blick in seine Behausung zu erhaschen. Vielleicht war er nur ein Besserwisser, aber jetzt konnte ich Belles Unbehagen verstehen. Kritik an der englischen Eigenart, seine aristokratischen Traditionen zu pflegen, war kein besonders radikaler Akt. Irgendwie beruhigte mich seine Ablehnung des Erbadels und der Aristokratie sogar. Das hätte er alles nicht zur Sprache gebracht, wenn er mehr über Belle und ihre Verbindungen wüsste. Es lag den Briten einfach nicht in den Genen, so unverhohlen unhöflich zu sein.

Am Rand des Parks begegneten wir Gunther, dem Wildhüter des Anwesens, der in einem kleinen Golfwagen herumfuhr.

»Wie ich sehe, haben Sie sich eine Trophäe geschossen, Mr. Jacobson.«

»Das habe ich, Gunther. Ob Sie wohl so freundlich wären?«

Der alte Wildhüter war schon im Begriff, das Tier in seinen Wagen zu verladen, und fragte nun. »Soll ich Ihnen etwas Fleisch nach Hause bringen lassen?«

»Ja. Wir werden es wohl einfrieren müssen, weil wir schon bald wieder in die Stadt zurückfahren.«

»Ich weiß Ihre Jagderfolge sehr zu schätzen, Sir. Ich bin nicht mehr so gut am Abzug wie früher.« Gunther klopfte ihm auf die Schulter.

»Ich habe geholfen, die Rehpopulation in den Griff zu bekommen«, erklärte mir Jacobson, als wir weiter in Richtung Haupthaus gingen. »Mary weigert sich, öffentliche Jagden auf dem Besitz zuzulassen, und der arme Gunther ist der Aufgabe nicht mehr gewachsen, fürchte ich.«

»Sehr aufmerksam von Ihnen.« Der Mann blieb mir ein Rätsel. Er verachtete den Adelsstand, und trotzdem half er, das Wild der Stuarts zu kontrollieren.

»Ich genieße die Jagd. Vielleicht verbringe ich zu viel Zeit in geschlossenen Räumen. Schießen ist gut zum Stressabbau.«

»Selbst wenn Sie mit leeren Händen nach Hause kommen?«, fragte ich.

»Ich komme nie mit leeren Händen nach Hause, Mr. Price.«

Ich sah zu ihm hinüber, ohne etwas zu erwidern. Doch sein Gesicht verriet nichts. Ich sollte mir diesen Oliver Jacobson wohl doch etwas genauer anschauen. Er warf mir einen Blick zu. Diesmal hatte ich den Eindruck, wir würden einander abschätzen.

»Haben Sie jetzt Lust auf ein Mittagessen?«, fragte ich ihn. »Oder auf einen Tee?« Meine Hände waren bis auf die Knochen durchgefroren. Schuld war die trockene Kälte, die heute Morgen über Somerset lag. Er schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, ich mache mich erst mal sauber«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Schließlich klebt mir Blut an den Fingern.«

»Selbstverständlich.« Mehr hatten wir uns nicht zu sagen. Er stieg in seinen Land Rover und verließ Stuart Hall. Eine Frage blieb allerdings unbeantwortet.

Wie viel Blut klebte wirklich an seinen Händen?



11

Solange Smith in unseren Wäldern jagen war, verzichtete ich auf meinen nachmittäglichen Ausritt. Es wäre ein absurder Witz, wenn ich nach allem, was geschehen war, ausgerechnet bei einem Jagdunfall sterben würde. So blieb mir nicht viel zu tun, außer, einen Bogen um meine Mutter zu machen. Schon wegen der Größe des Anwesens war das durchaus möglich, heute jedoch kam sie mir ständig in die Quere.

Zur Mittagszeit tauchte sie in der Bibliothek auf – ich hatte noch nie zuvor erlebt, dass sie einen Fuß in diesen Raum gesetzt hätte – und verkündete, dass Belinda in der Küche Tee angerichtet habe.

Seit unserer Ankunft war das die freundlichste Geste, die meine Mutter für mich übrig hatte. Meistens hatten wir unsere Tagesabläufe so eingerichtet, dass wir einander nicht sehen mussten. Und jetzt suchte sie nach mir, um dafür zu sorgen, dass ich etwas aß.

»Danke.« Es gelang mir nicht, mein Misstrauen ganz zu verbergen.

»Nicht alles ist eine Verschwörung, Annabelle.« Sie stieß einen

tiefen Seufzer aus, und für einen Sekundenbruchteil sah ich mich selbst in ihr – älter und erschöpfter zwar, doch unverkennbar ich – mit hellblondem Haar und sanften blauen Augen. »Ich mache mir Sorgen, wenn du nichts isst. Du bist mager.«

»Es ging mir nicht gut«, räumte ich ein.

»Der Unfall?«

Unter anderem, dachte ich. Erwartete sie tatsächlich, dass ich mit ihr darüber redete? Als ich noch ein Kind war, hatte sich Belinda um mich gekümmert, wenn es mir nicht gut ging. Sie hatte die ganze Nacht an meinem Bett gewacht, als ich mit Windpocken vom Internat nach Hause geschickt wurde. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass mir meine Mutter auch nur ein Glas Wasser gebracht hätte. Mit ein paar netten Worten allein würde sie mich nicht für sich einnehmen können. »Ja.«

Das war die einfachste Antwort. Sie wusste immer noch nicht, dass es gar keinen Unfall gegeben hatte, und weil in den Nachrichten aus London mein Name nicht erwähnt wurde, hegte sie keinen Verdacht, dass sich mehr hinter der Geschichte verbarg.

»Falls du deine Meinung doch noch änderst ...« Sie winkte und verschwand durch den Flur.

Ob sie unter Drogen stand? Das war eine der wenigen Erklärungen, die einigermaßen Sinn ergaben, aber im Grunde war mir das egal. Mich interessierte nur, dass sie sich an ihren Tagesablauf hielt. Ich verließ mich auf den täglichen Nachmittagsschlaf meiner Mutter, denn in dieser Zeit konnte ich das Telefon in ihrem privaten Salon benutzen. Smith verkroch sich normalerweise in Vaters Arbeitszimmer, das sich zum Glück in der entgegengesetzten Ecke des Hauses befand. Einer der Vorteile, hier aufgewachsen zu sein – und mir fielen nur sehr wenige ein –, war es, genau zu wissen, wie ich allen aus dem Weg gehen konnte.

Heimlichkeiten hinter seinem Rücken zu haben, gefiel mir nicht, aber es war auch nicht gerecht, dass er mit Leuten in London in

Verbindung stand, während ich von meinem eigenen Leben abgeschnitten war. Dass er heute mit Jacobson unterwegs war, machte es mir sogar noch leichter.

Ich ließ mich in den Sessel meiner Mutter fallen und nahm das Telefon von ihrem antiken Schreibtisch. In diesem Zimmer fühlte ich mich zu Hause, was seltsam war, wenn man bedachte, dass es meiner Mutter gehörte. Aber da ich einen Großteil meines Lebens damit verbracht hatte, sie hinters Licht zu führen, fühlte es sich vielleicht gerade deshalb so selbstverständlich an, hier herumzustöbern.

Zuerst versuchte ich es bei Edward, doch der ging wie üblich nicht ran. Entweder wusste er noch nicht, von welcher seltsamen Telefonnummer er angerufen wurde, oder er hatte seine Nummer geändert. So oder so riskierte ich besser nicht, ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Eigentlich hätte ich an die Ansage seiner Mailbox schon gewöhnt sein müssen, doch trotzdem wurde mir jedes Mal schwer ums Herz. Ich vermisste ihn, und sein spezieller schwarzer Humor fehlte mir momentan mehr denn je.

Dass ich bei meiner Mutter eingesperrt war, ließ meinen Sinn für Humor zusehends verkümmern.

Ich überlegte, Jane anzurufen, entschied mich dann jedoch dagegen. Sie kannte die Nummer, und obwohl sie vermutlich ahnte, wohin ich gegangen war, wollte ich nicht riskieren, sie einzuweihen.

Eine Person gab es jedoch, bei der ich mir immer sicher sein konnte, dass sie ans Handy ging.

»Lola Bishop«, flötete sie.

»Erkennst du die Nummer immer noch nicht?«, fragte ich trocken.

»Ich dachte, ich soll so tun, als hätte ich keinen Kontakt zu dir«, gab sie zurück. »Merkst du, wie gut ich darin bin? Selbst du vergisst, dass ich nur meine Rolle spiele.«

Lola hatte sich als Geschäftspartnerin und als Freundin bereits bewährt, doch in den letzten Wochen war sie zu jemandem

geworden, auf den ich mich wirklich verlassen konnte. Außerdem verfügte sie über alle Informationen, die ich brauchte, um nicht durchzudrehen.

»Willst du die guten Nachrichten oder die schlechten?«, fragte sie.

»Die guten.« Zurzeit würden es nicht mal die besten Neuigkeiten schaffen, mich aufzuheitern. Es stand für mich einfach zu viel auf dem Spiel, als dass ich den Dingen gelassen entgegenblicken könnte.

Ich hörte ihr zu, als sie von den steigenden Abonnentenzahlen berichtete. Offenbar würde es in London demnächst zum guten Ton gehören, sich bei uns Kleider auszuleihen. Irgendwie hatten wir es schon vor unserer ersten offiziellen Mailing-Aktion geschafft, die Anzahl unserer zahlenden Abonnentinnen zu verdoppeln. Lola hatte es trotz der Abfuhr bei *Trend* fertiggebracht, ein Presseinteresse an uns zu entfachen, das sich sehen lassen konnte.

»Wann kommst du zurück?«

Das fragte sie jedes Mal. Ich fand es toll, dass sie immer noch glaubte, meine Antwort werde anders ausfallen als beim letzten Mal.

»Ich weiß es nicht. Bitte sag mir, dass es noch mehr gute Nachrichten gibt.«

»Edward hat einen Termin festgelegt«, teilte sie mir mit. »Nächsten Frühling.«

Ich holte tief Luft und versuchte, mir meine Aufregung nicht anmerken zu lassen, als ich nach dem genauen Datum fragte. Ich hatte schon seit Wochen nicht mit ihm gesprochen. Würde ich seine Hochzeit auch noch verpassen?

»Hast du mit ihm telefoniert?« Vergeblich versuchte ich, die Frage ganz beiläufig klingen zu lassen.

»Clara hat es mir erzählt«, sagte Lola. »Edward ist erst mal abgetaucht.«

Das hatte ich bereits gemerkt, wenn ich in letzter Zeit online auf

den Society-Seiten der Magazine herumgestöbert hatte. Ich wusste nicht, ob er nach den Ereignissen im Westminster Royal unter dem Radar bleiben wollte oder ob noch mehr dahintersteckte.

»Da wir gerade dabei sind. Kannst du eine schlechte Nachricht vertragen?«

»Schieß los.« Sie hatte keine Ahnung, dass sie mir bereits eine niederschmetternde Nachricht überbracht hatte.

»Die Polizei hat mitgeteilt, dass Smith Price nicht mehr in Haft ist.«

»W...wie bitte?«, stammelte ich. Ich konnte kaum fassen, was das zu bedeuten hatte.

»Es hieß damals, man hätte im Zusammenhang mit dem Mord im Westminster Royal einen Verdächtigen in Untersuchungshaft genommen«, fuhr sie fort. »Und jetzt haben sie seinen Namen bekanntgegeben.«

Und erklärt, dass sie ihn wieder laufen ließen. Nichts davon entsprach der Wahrheit. Aber es erklärte, warum wir uns hier schon so lange ohne Zwischenfälle aufhalten konnten. Jemand hatte zu unserem Schutz gelogen. Aber jetzt hatte uns das Glück verlassen.

Eigentlich dachte ich, ich hätte mich mit der bedrückenden Situation längst abgefunden, doch jetzt merkte ich, dass dem keineswegs so war. Wochenlang hatte ich mich misstrauisch umgeblickt, und gerade als ich anfang, mich zu entspannen, musste ich erfahren, dass ich durch eine Falschmeldung geschützt worden war. Falls Hammond davon ausgegangen war, dass sich Smith in Untersuchungshaft befand, würde er jetzt nach ihm suchen.

»Und dann ist da noch ein neuer Brief vom Rechtsanwaltsbüro«, schloss sie ihren Bericht. »Eine Menge Ergänzungen zu der ursprünglichen Klage.«

»Lies doch mal vor«, bat ich sie. Mich mit dem Rechtsstreit mit meiner Mutter zu befassen, stand auf meiner Prioritätenliste nicht gerade an erster Stelle, aber von selbst würde es sich auch nicht

erledigen. Es war grotesk, wenn man sich vorstellte, dass wir im selben Haus wohnten, sie die Unterlagen aber immer noch an mein Büro in London schicken ließ. Trotzdem hatte ich nichts gegen die Ablenkung.

Und die Goldmedaille für passive Aggression geht an Mary Stuart.

Ich hörte Lola zu, wie sie die Einzelheiten der neuesten Einigungsvorschläge herunterrattete. Meine Mutter wollte meine Anwesenheit hier zu ihrem Vorteil nutzen. Sie setzte mir das Messer auf die Brust und schlug mir einen außergerichtlichen Vergleich vor. Falls ich nicht nach London zurückkehren konnte, blieben mir kaum andere Möglichkeiten. Davon wusste sie zwar nichts, aber ich hatte den Eindruck, dass sie etwas dergleichen vermutete.

Deshalb also ihre aufgesetzte Freundlichkeit heute Morgen: die reine Häme.

»Das ist doch psycho«, meinte Lola, als sie zum Ende kam. »Ich dachte immer, *meine* Mutter ist manipulativ. Aber deine macht ja richtig eine Kunst daraus. Was soll ich mit dem Schreiben anstellen?«

»Ich vermute, dass John die Sachen schon gesehen hat?«

»Er hat sie hierhergeschickt«, bestätigte sie.

»Ich kann wohl nicht davon ausgehen, dass er irgendwelche Vorschläge hatte?« Das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein

»Er hat mir nur gesagt, dass du dich mit ihm in Verbindung setzen sollst. Ohne deine Zustimmung kann er nichts tun.«

»Selbstverständlich kann er das nicht. Ohne das Okay von einer der Frauen der Familie kriegt er nichts geregelt«, zischte ich, bekam aber sofort Schuldgefühle. »Das war gemein.«

»Du hast das Recht, dich aufzuregen. Die Situation ist einfach unmöglich.«

»Du bist so süß«, sagte ich zu ihr. »Ich werde mal sehen, ob ich ...«

Das Telefonat wurde jäh unterbrochen, als sich Smith dadurch bemerkbar machte, dass er das Telefonkabel aus der Wand riss.

»Hast du auch nur die leiseste Ahnung, wie dumm es ist, sie anzurufen?«, schnaubte er und schleuderte das Kabel auf den Boden.

Ich schüttelte den Kopf. So wütend hatte ich ihn selten erlebt, und dabei hatte sich sein Zorn meistens gegen andere gerichtet. Es gefiel mir gar nicht, im Mittelpunkt seiner beinahe Funken sprühenden Wut zu stehen. Aber ganz egal, wie stark er auch jetzt war und wie blendend er aussah – nachgeben wollte ich nicht.

»Ich habe mein eigenes Leben, Smith. Und nur, weil wir London verlassen haben ...«

»Wir haben London verlassen, damit du dieses Leben ungefährdet weiterführen kannst.«

»Dann soll ich hier also rumsitzen und abwarten, während meine Firma den Bach runtergeht?« Schon während ich ihn anschrie, warnte mich zaghaft meine innere Stimme. Er wollte nur mein Bestes. Das wusste ich, aber das schien mir momentan nicht viel zu bedeuten. »Wir waren wochenlang weg. Niemand weiß, wo wir sind. Nicht einmal Lola.«

»Ist dir denn nicht klar, dass du sie in Gefahr bringst, falls irgendjemand den Verdacht hat, sie könnte wissen, wo du bist? Ihre Sicherheit ist wichtiger als die Frage, ob du ein paar E-Mails verpassen könntest.« Seine Worte donnerten über mich hinweg wie ein Orkan.

Daran, dass ich sie in Gefahr bringen könnte, hatte ich nicht gedacht. Smith wurde still und fixierte mich misstrauisch.

»Ich will mein Leben zurück«, gab ich leise zu. Ich wollte nur noch hier weg, wollte meine Freunde zurück. Ich wollte all das in Besitz nehmen, für das ich so hart gearbeitet hatte.

Ich wollte Normalität.

Wir wussten beide, dass es so etwas wie Normalität für uns nicht

gab. Darauf hatte ich verzichtet, als ich mich auf ihn einließ. Was ich mir damit einhandelte, war mir damals zwar noch nicht ganz klar gewesen, aber es hatte mir freigestanden, mich anders zu entscheiden. Smith hatte mir im Laufe der Zeit einige Auswege geboten, aber ich hatte sie alle abgelehnt.

»Wusstest du, dass man verbreitet hat, ein Verdächtiger säße in Untersuchungshaft?«, fragte ich ihn.

Er presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen, doch er nickte.

»Und weißt du auch, dass man behauptet hat, du wärest dieser Verdächtige?« Er brauchte gar nicht erst zu antworten, und ich musste auch nicht mehr fragen, ob er von seiner »Freilassung« gehört hatte.

Während ich kaum noch auf meine eigene Website gehen durfte, war er über sämtlichen Klatsch in Großbritannien auf dem Laufenden.

»Ich werde nach London zurückfahren. Ich werde dich benachrichtigen, sobald es sicher genug für dich ist und du nachkommen kannst.« Er sprach mit leiser Stimme. Von der Überheblichkeit, die sonst stets aus seinen Augen sprach, war nichts mehr übrig.

Er war am Boden zerstört, und daran war ich schuld.

»Du kannst nicht zurück.« Schon bei dem Gedanken daran wurde mir schwindelig. »Entweder bringen sie dich um, oder ...«

Und plötzlich begriff ich, was er wirklich vorhatte. Smith wollte nicht als unser Kundschafter vorangehen. Er würde handeln.

»Das kannst du nicht machen«, flüsterte ich.

»Es ist der einzige Weg, die Sache zu beenden.«

»Aber doch nicht so.« Das würde ich nicht akzeptieren. All meine Verzweiflung und mein Zorn lösten sich auf und wichen tiefsitzender Verletzbarkeit. »Wir stehen das gemeinsam durch.«

»Aus deinem Mund klingen sogar Lügen schön.«

»Ich lüge dich nicht an«, sagte ich leise. Ich hatte Geheimnisse vor ihm gehabt. Selbst jetzt bewahrte ich eines. Aber ich hatte nie versucht, ihn zu täuschen, und wollte es auch niemals tun.

»Das weiß ich, meine Schöne.« Er strich mir mit dem Daumen über die Lippen. »Du belügst dich selbst.«

»Nein.« Mir schossen heiße Tränen in die Augen, und ich musste blinzeln. »Zusammen, nicht ohne mich. Wir haben uns etwas geschworen.«

»Ein Schwur – das sind doch nur Worte.«

Ich stieß ihn mit beiden Händen zurück.

»Wer lügt jetzt?«, wollte ich wissen. »Das glaubst du doch selbst nicht, und du kannst mich mal, wenn du so tust, als würdest du dir das abkaufen.«

Er schnappte sich mein Handgelenk, bevor ich ihn nochmals wegstoßen konnte. Dann verdrehte er mir den Arm, sodass mein Körper den seinen berührte. »Wenn du dich nicht von mir beschützen lässt, werde ich tun, was ich für nötig halte, um deine Sicherheit zu gewährleisten. Du bist für mich das Einzige, das zählt.«

Da begriff ich, wie weit er zu gehen bereit war – und was er dafür opfern würde. Mir stockte der Atem, als er seine Stirn an meine presste.

»Du kannst einen zur Weißglut treiben«, seufzte er.

Sein warmer, würziger Atem löste Gänsehautschauer bei mir aus.

»Bestrafe mich.« Ich bot mich als Opfer an. Nicht allein, um die Wildheit zu besänftigen, die ich in ihm ausgelöst hatte, sondern auch, um meine eigene wachsende Besorgnis zu zerstreuen. Nur wenn er die Kontrolle übernahm, konnte ich wieder in jenen ruhigen, klaren Zustand zurückkehren, den ich nur in seinen Händen fand.

»Ich werde dich nicht bestrafen.« Er hob mein Kinn an und lächelte traurig. »Aber ich werde dich befreien, wenn du willst.«

»Befrei mich.« Ich hauchte es wie eine Beschwörung.

»Geh ins Schlafzimmer. Zieh dich aus. Warte.«

Ich diskutierte nicht mit ihm herum. Es war mir egal, dass wir nicht allein zu Hause waren. Ich konnte nur noch an eines denken: Freiheit.

Und ich wusste, dass nur er sie mir geben konnte.



12

Smith ließ sich Zeit, zu mir zurückzukehren. So lange, dass ich schon daran dachte, mich selbst zu befriedigen, nur um zu sehen, wie er wohl reagieren würde. Ich konnte mir seinen Gesichtsausdruck vorstellen, wenn er hereinkam und mich auf dem Bett mit der Hand zwischen den Beinen vorfand. Es war eine verlockende Idee, denn es würde ihn ärgern.

Und im Moment stand mir der Sinn nicht nach meinem Ehemann. Und auch nicht nach einem Liebhaber.

Ich wollte einen wilden Kerl.

Ich wollte das primitive Alphetier, das in ihm steckte, und ich wusste aus Erfahrung, dass es darauf brannte, in Aktion treten zu dürfen.

Schon seit Tagen hatte ich versucht, bei ihm die richtigen Knöpfe zu drücken. Nach den Ereignissen in London hatte sich sein Verhalten mir gegenüber verändert. Alles war wie eine Prüfung, und ich fürchtete, sie irgendwie nicht zu bestehen. Er hatte gesehen, dass ich verwundbar war, und jetzt versuchte er ständig, meine

Belastbarkeit auf die Probe zu stellen. Wollte er, dass ich zerbrach?

Als er schließlich wieder auftauchte, war ich immer noch da, wo er mich zurückgelassen hatte, und hielt die Hände in meinem Schoß gefaltet.

Vielleicht stellte er mich ja gar nicht auf die Probe. Vielleicht tat ich das selbst.

»Ich musste nach draußen zum Stall«, erklärte er und zog ein grobes Seil hervor. Er hielt es mir hin, damit ich es anschauen konnte. »Wildkatzen lassen sich nicht immer zähmen, meine Schöne. Aber man kann sie festbinden.«

Ich wand mich am Rand des Bettes. Gleich würde ich auf so etwas Gemütliches wie eine Matratze verzichten müssen, und ich war dankbar dafür. Ich wollte es spüren. Es sollte brennen, stechen und wehtun, weil der Schmerz meine Furcht, meine Schuldgefühle und alle Sorgen, die mir so zusetzten, auslöschen würde. Dann konnte ich endlich vergessen.

»Du willst also, dass ich streng mit dir bin.« Er ging um mich herum. »Dann ist es wohl gar nicht verkehrt, dass sich niemand sonst in diesem Teil des Hauses aufhält. Du wirst schreien und betteln, und ich werde erst aufhören, wenn du dich zu meinen Füßen windest.«

Ich musste schlucken, obwohl mein Mund trocken war. »Ja, Sir.«

Er wusste, was und warum ich es brauchte. Irgendwie sogar besser als ich selbst.

»Geh zum Kamin«, befahl er.

Sobald ich in der Nähe des Marmorkamins war, befahl er mir, mich umzudrehen.

»Kannst du die Hitze aushalten, meine Schöne?«

Die Glut war heruntergebrannt. Von dem Feuer, das gestern Abend angezündet worden war, bevor ich ins Bett ging, waren nur noch ein paar qualmende Reste übriggeblieben. Das einzige Feuer, das ich spürte, war das in meinem Schoß entfachte. Es loderte in mir

empor und breitete sich in meinem Bauch aus.

»Normalerweise würde ich etwas Weiches dafür aussuchen.« Er machte einen Knoten ins Seil und zog es über meinen Körper. Es kratzte und hinterließ Spuren auf meiner Haut. »Aber solchen Luxus haben wir nicht, und Luxus ist auch gar nicht, was du willst, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um mich nicht nach hinten gegen ihn zu lehnen. Ich wollte seinen Körper an mir spüren – seine Kraft. Aber jetzt ging es nicht um das, was ich begehrte. Jetzt ging es um das, was er mir geben wollte.

Zu meiner Überraschung schlang sich das Seil um meinen Oberkörper, und ich sah fasziniert an mir herunter, als er es zwischen meinen Brüsten über Kreuz legte. Er zog es so eng, dass meine Brüste sich zu schmerzenden Kugeln aufpumpten. Meine Nippel wurden zu harten, empfindlichen Beeren. Bereits eine kleine Berührung würde mich zum Schreien bringen. Ich wusste nur nicht, ob vor Schmerz oder vor Lust.

Allein diese Vorstellung ließ mich feucht werden.

»Du bist schon erregt, meine Schöne.« Er hielt inne und strich mit der Hand über meine Muschi. »Was für eine Verschwendung.«

Ich biss mir auf die Lippe. Er wollte mich warten lassen – falls er mir überhaupt gestatten würde, es herauszulassen. Wir wussten beide, dass er mich an einen Ort entführen konnte, an dem Gedanken nichts mehr zählten, und nur noch Gefühle übrigblieben. Dort gab es keine Checklisten mehr, keine Anrufe, keine Sorgen. Übrig blieb nichts als die instinktive Klarheit der puren *Existenz*.

»Hände.«

Ich verschränkte die Handgelenke und hielt sie ihm hin. Smith trennte meine Hände und fing an, mir das Seil um die Rechte zu schlingen.

Dann legte er eine Pause ein, strich mir das Haar über die Schulter und beugte sich herunter, um mir einen Kuss hinters Ohr zu geben. »Wie biegsam bist du, meine Schöne?«

Die Frage machte mir weiche Knie. Ich wäre vor ihm auf dem Boden zerschmolzen, wenn es möglich gewesen wäre. Für ihn war ich wie Ton, den er benutzen und formen sollte, wie es ihm gefiel. Smiths Arm schnellte vor und stützte mich. Unwillkürlich hatte ich bereits begonnen, ganz weich zu werden.

»Es fällt dir immer leichter, mir deinen Körper zu überlassen. Oder nicht? Es ist ganz natürlich für dich – das Bedürfnis, mir zu Willen zu sein.«

Er fasste mein Kinn und drehte mein Gesicht so, dass ich ihm in die glühenden Augen schauen konnte. Sein Daumen wischte mir über die Unterlippe. Ich öffnete einladend den Mund, aber er schüttelte den Kopf. »Nur brave Mädchen dürfen lutschen.«

Mag sein, dass er mich nicht bestrafte, aber er belohnte mich auch nicht – und ich genoss es.

Er ließ mein Gesicht los und bewegte die Hand zu meinem Rücken. Er brauchte mich nur ganz leicht zu berühren, um mir zu zeigen, was er wollte. Ich beugte mich vor, und als er mich dazu brachte, mich noch tiefer zu bücken, schoss mir das Blut in den Kopf. Als meine Finger über den Boden strichen, tätschelte er mich anerkennend.

Er bückte sich und flüsterte mir ins Ohr: »Du siehst so hinreißend aus mit deinem hochgestreckten Hintern. Leg deine Hände flach auf den Boden, Belle. Das wird es leichter machen.«

Ein kleiner Funke Widerstand regte sich in meinem Hirn. *Wie, leichter?* Aber mein Körper setzte sich darüber hinweg und gehorchte seiner Bitte sofort. Ich dehnte mich langsam, bis ich in der Mitte zusammengefoldet war und Hände und Füße auf dem Perserteppich hatte. Ich schloss die Augen und versuchte, stabiler zu stehen. Smith ging auf die Knie und ließ mich die Beine weiter spreizen.

»Es gibt Momente, da kann ich mir gut vorstellen, du wärst immer an der Leine.« Ein Seil straffte sich um meinen Fußknöchel und

fixierte meine Hand an meinem Bein. Dasselbe wiederholte sich auf der anderen Seite. »Es ist ein Bedürfnis, das wir miteinander teilen, nicht wahr? Du willst doch ausgestellt sein – sodass ich jederzeit Gebrauch von dir machen kann. Du musst es gar nicht abstreiten.«

Er stand auf und strich mit einem Finger an meiner Spalte hinab. An seiner Fingerspitze sammelte sich der Beweis, dass er recht hatte. Ich stöhnte. Das Blut, das sich an entgegengesetzten Teilen meines Körpers staute, machte mich benommen. Meine Nerven fingen an zu kribbeln, aus dem schwachen Puls wurde ein beständiges Schlagen.

Der Druck seiner Hand ließ nach. Metall schlug an die Marmorfassung des Kamins, und ich erstarrte, als das spitze Ende eines Schürhakens durch den Raum zwischen meinen Knien glitt. Smith führte mein Kinn so hoch, wie meine unnatürliche Haltung es irgend zuließ. Er bückte sich, bis unsere Gesichter einander zugewandt waren, als er hinter mir im ersterbenden Feuer stocherte. »Ich will ja nicht, dass dir kalt wird.«

Ich hatte zu zittern begonnen, aber das hatte nichts mit der Temperatur zu tun. Schuld war zum Teil die Kraft, die es mich kostete, meine Position zu halten. Und dann war da noch meine Gier. Ganz gleich, wie bereitwillig ich seinen Anweisungen nachkam, stillzuhalten fiel mir immer schwerer. Aber ich hatte keine Wahl. Nicht, solange sich eine heiße Metallstange zwischen meinen Beinen befand. Jetzt zu stürzen war nicht ratsam. Die Hitze, die auf meinen Hintern abstrahlte, bestätigte meine Vermutung. Mir wurde zusehends heißer.

»Warm genug, meine Schöne?« Er durchbohrte mich mit seinem Blick. Es ging ihm jetzt nicht mehr darum, mich herauszufordern. Er ging in seiner Rolle auf.

»Ja, Sir.« Ich leckte mir über die Unterlippe und versuchte meinen trockenen Mund zu befeuchten.

»Du kämpfst noch dagegen an.« Er streichelte meine Wange.

»Gib dich hin. Ich bin doch da.«

Mehr als diese Erinnerung brauchte ich nicht. Er war bei mir, und das bedeutete, dass ich in Sicherheit war. Die Ängste, die mich noch zurückhielten, waren das Resultat lebenslanger Selbsterhaltung. Mein Erlöser. Mein Herr. Mein Partner. Er war jetzt bei mir und führte mich in meinem eigenen Tempo an jenen Ort der Stille, den ich in mir selbst suchte. Die schmerzenden Muskeln und die zitternden Beine nahm ich dafür in Kauf. Mehr noch: Schmerz wurde mein Retter, und wenn ich es nur gestattete, überwältigte er mich.

Ich war Fleisch, das unter seiner Berührung erbebte.

Ich war Blut, das unter seinen Händen kochte.

Ich existierte in der Welt, die er für mich geschaffen hatte, und dort war ich frei.

Er stellte sich hinter mich. Ich konzentrierte mich weiter auf ihn. Er war der Mittelpunkt, um den meine Gefühle kreisten. Er war es, der mir Sicherheit gab. Jeder meiner Atemzüge galt nur ihm. Eine Hand streichelte die Rundung meines Hinterns und verteilte die Hitze des nahen Feuers. Ich schloss die Augen, achtete nur noch auf seine kreisende Hand und wusste bereits, was mich erwartete, als er kurz innehielt und mir dann einen zärtlichen Klaps gab. Der Rhythmus meines Herzens passte sich seinen Händen an, als er mich abwechselnd auf beide Pobacken schlug.

Aber anders als sonst stoppte er diesmal nicht, um den stechenden Schmerz, den seine Schläge verursachten, fortzustreicheln. Er hielt nicht inne, und irgendwann fing ich an, mich an meinen Atemzügen festzuhalten.

Ein und aus.

Ein und aus.

Als er endlich eine Pause machte, brannten meine Backen, und ich atmete schnell.

»Besser«, sagte er.

Ich atmete tief aus, aber so leicht wollte er mich nicht aus diesem

Zustand entkommen lassen, auf den er so sorgfältig hingearbeitet hatte. Seine Hand glitt tiefer, die Finger berührten mein nasses Geschlecht.

»Deine Muschi ist so prall, meine Schöne. Ich glaube, sie ist eifersüchtig.«

Während er redete, massierte er mich mit Berührungen, die federleicht blieben, um mich nicht zum Orgasmus zu bringen. »Es geht nicht um deine Lust. Diesmal nicht. Du hast dich vernachlässigt gefühlt, also werde ich auf dich achten. Kein Zentimeter deines Körpers soll daran zweifeln, dass er mir gehört.«

Ich wollte ein dankbares Wimmern herunterschlucken, aber da war es mir schon über die Lippen gekommen.

Er schnalzte mit der Zunge. »Schluss damit. Ich werde mich um dich kümmern. Ich habe mich immer um dich gekümmert, und das wird auch nie anders sein. Ich muss wohl deine Erinnerung auffrischen, meine Schöne.«

Er schlug mit der flachen Hand auf meinen empfindlichen Schoß, und ich riss den Mund auf zu einem lautlosen Schrei.

»Das ist kostbar für mich.« Abermals schlug er zu. Diesmal so kraftvoll, dass es mir durch und durch ging. »Wem gehört das?«

»Dir«, keuchte ich.

Er beugte sich über mich, griff mir ins Haar und presste meine Wange an seine.

»Wem gehörst du?«

Ich rang um Worte. »Dir«, krächzte ich schließlich.

»Ich möchte, dass du darüber einen Moment nachdenkst.« Und dann ging er fort.

Die Sekunden verstrichen in quälender Langsamkeit – oder waren es Stunden? Mein Körper glühte, und ich wusste nicht mehr, ob es von dem Feuer kam, das hinter mir loderte, oder von der Aufmerksamkeit, die er meiner Kehrseite gewidmet hatte.

Vielleicht lag es auch einfach nur an ihm.

Vielleicht brannte ich, weil er es so wollte. Nach und nach kamen mir immer mehr Einzelheiten meiner Situation ins Bewusstsein: der Schmerz in meinen Handgelenken, die Anspannung in meinem Fuß, das Flackern der Schatten ringsumher. Allmählich bekam ich wieder ein Gefühl für die Außenwelt. Meine Position beizubehalten, fiel mir immer schwerer, aber wenn ich schon seine Schläge auf meinen Hintern überstanden hatte, konnte ich es auch noch einen Moment länger aushalten.

Ich konzentrierte mich auf meine Atmung und zählte jedes Luftholen. Er legte es darauf an, etwas unter Beweis zu stellen, aber mir ging es nicht anders.

Ich konnte mit allem fertigwerden, was er mir zumutete, und ich wollte, dass er das erfuhr.

Ich hatte keine Vorstellung davon, wie viel Zeit verstrichen war, als er ins Zimmer zurückkam. An seinen muskulösen Waden lief Wasser herunter und tropfte auf den Boden. Ich genoss den Anblick und wusste, wenn ich die Kraft fände, den Kopf zu heben, gäbe es noch viel mehr zu sehen.

»Ich hatte eine Dusche nötig«, erklärte er und klang nicht im Mindesten, als wollte er sich dafür entschuldigen, dass er mich so zurückgelassen hatte, während er sich seiner Körperpflege widmete. Smith tätschelte und küsste mich sanft. Als er mein linkes Bein losband, zeigte er mir noch mehr von seinem knackigen Körper. Er nahm vorsichtig meine Hand, dann fasste er zwischen meine Beine und schob seinen Arm unter mein linkes Bein. »Halt dich fest.«

Es kostete mich mehr Mühe, als ich eingestehen wollte, meinen freien Arm um seinen Hals zu legen. Mein anderes Bein und der andere Arm waren immer noch gefesselt, als er mich mit einem Ächzen hochhob. Mein Bein blieb immer fest an seine Hüfte gedrückt. Mit sicherem Schritt trug er mich die paar Schritte bis zur Wand. Dann senkte er mich ab, dass ich auf dem gefesselten Fuß stehen konnte, und lehnte mich vorsichtig gegen die Wand. Dabei

zog er mein anderes Bein noch höher.

Mit der Linken strich er mein Haar zurück und sorgte dafür, dass ich ihm mein Gesicht zuwandte.

»Du hast immer noch diesen wilden Blick«, knurrte er und schloss die Augen halb, während er seinen Unterleib an meinem gespreizten Geschlecht rieb. »Und deshalb weiß ich auch, dass ich dich nie zähmen werde. Dein Körper ist immer noch gefesselt, aber du bist frei.«

Ich stöhnte, als er mit der Spitze seiner Rute über meine geschwollene Spalte strich, ohne in mich einzudringen.

»Ich werde dir beweisen, dass Geduld sich auszahlt.« Seine Stimme klang heiser. »Du wirst so einen gewaltigen Orgasmus haben, meine Schöne, dass du verstehen wirst, warum ich dich gefesselt ließ. Denn deine Beine und deine Arme – die werden dir nichts nützen. Ich werde dir deine Selbstkontrolle einfach aus deinem engen, schmalen Körper herausvögeln.«

»Bitte«, flehte ich.

»Schhh«, brachte er mich zum Schweigen und strich dabei unablässig über mein Haar. »Sei still und zeig mir, dass du weißt, wer hier das Sagen hat.«

Ich presste die Lippen zusammen und versuchte, mein Seufzen und Flehen zu unterdrücken. Doch trotz meines Ringens um Beherrschung bebte mein Körper immer noch von kleinen, verzweifelten Seufzern, bis ich vor Lust auf ihn beinahe verging. Endlich hatte ich begriffen, wie wichtig es sein konnte, nichts mehr zu sagen.

»Das ist mein braves Mädchen. Ich weiß, dass es schwer ist, aber du machst das so gut.« Er fasste an meine gebundenen Brüste und strich mit dem Daumen über meinen rechten Nippel.

Ich schrie mit erstickter Stimme auf, Schmerz und Lust brachen aus mir heraus.

»Verdammt, meine Schöne, ich bin so scharf auf dich, aber ich

brauche noch mehr davon.«

Ich dachte ernsthaft darüber nach, ihn zu stoppen, aber noch bevor ich mich entschließen konnte, senkte er den Kopf. Mit der Hand drückte er immer noch mein freies Bein an die Wand, aber mit den Zähnen nahm er nun meinen Nippel. Ich versuchte gar nicht erst, mein Keuchen zu unterdrücken, als er heftig daran saugte. Meine Brüste waren mit dem Seil gebunden, dazu kam die rücksichtslose, hungrige Gier seines Mundes. Es tat so weh – zuerst, dann wandelte sich der Schmerz rasch zu unbändiger Lust.

Ich stieß seinen Namen hervor. Wahrscheinlich, weil er das Einzige war, woran ich mich gerade erinnern konnte.

»Du machst es mir so verdammt schwer, mich zu konzentrieren«, knurrte er und richtete sich wieder auf. Er griff fest an mein Kinn. »Ich kann leider nicht überall sein. Ich will alles von dir auf einmal kosten, dich ganz und gar ausfüllen. Und jetzt muss ich mich entscheiden, welcher süße, zarte Teil von dir mir am liebsten ist.«

Er verlagerte sein Gewicht und zwängte seinen Schwanz in meine Muschi. Er presste seine Lippen auf meine, als wollte er mich aussaugen, dann drang er mit so viel Macht in mich ein, dass ich den Boden unter den Füßen verlor. Angstvoll hing ich in seinem Griff. Falls er bemerkt haben sollte, dass meine beiden Füße in der Luft waren, kümmerte er sich zumindest nicht darum.

»Ist es das, was du gebraucht hast?«, keuchte er heiser, während er seine Hüften mit langsamen, tiefen Stößen bewegte.

Ich konnte nur noch stöhnen, war so ausgefüllt, dass es mir völlig den Verstand raubte.

»Das brauche ich«, ächzte er. »In dir zu sein, zu spüren, wie du mich melkst. Jeden Tag will ich dir meinen Schwanz geben, denn ich weiß, dass dir was fehlt, wenn ich es nicht tue. Ich muss sehen, wie ich aus deiner Muschi heraustropfe.«

Und ob ich es gebraucht hatte! Ich brauchte ihn so sehr, dass mir seine Abwesenheit geradezu körperliche Schmerzen bereitete.

»Oh Gott, meine Schöne.« Er presste den Kopf an meine Stirn, während er unermüdlich in mir arbeitete. »Ich will spüren, wie du kommst.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Schon spürte ich ein erstes, leises Zucken, eine dumpfe Explosion breitete sich rasch in meinem Schoß aus. Meine Muskeln spannten sich erwartungsvoll, dann ließ sich mein Orgasmus nicht mehr aufhalten. Jeder Winkel meines Körpers wurde von Lust erfüllt, bevor es mich völlig zerlegte. Ich war ganz benommen. Und während mein Körper nun von schwächeren Nachbeben erfasst wurde, hielt Smith mich und bewegte sich in einem stetigen Rhythmus, auf dem ich mitschwappte, seinem eigenen Höhepunkt entgegen.

Ein Grollen in seiner Brust steigerte sich zu einem Heulen, als er sich tief in mir ergoss. Aber er hörte nicht auf. Ich spürte, wie es aus mir heraustropfte, während er mich in einen weiteren Orgasmus trieb. Diesmal wurde mir schwarz vor Augen. Ich konnte mich nur noch an ihm festhalten.

»Ich brauche dich so sehr, meine Schöne«, keuchte er. »Ich muss dich vögeln, ich muss dich spüren. Ich brauche dich.«

Eine Träne floss an meiner Wange herunter. Seine Worte gaben mir die Kraft, mich noch fester an ihn zu pressen. Ich klemmte meinen Arm hinter seinen Hals, und obwohl er derjenige war, der mich vögelte, war ich es, die ihn aufrecht hielt. Die Welt hatte versucht, uns kleinzukriegen, aber wir hatten herausgefunden, wie wir das alles in einer innigen Umarmung überstehen konnten.



13

Ich behandelte die leichten Hautabschürfungen, die ich Belle durch die Fesseln zugefügt hatte, ausgiebig mit Öl, das ich auf die betroffenen Stellen rieb. Sie blieb still und beobachtete mich, ohne etwas zu sagen. Ich hatte sie in den Subraum befördert. Es war, was sie gewollt hatte – sie hatte den Kopf wieder freibekommen müssen –, aber jetzt sollte ich dafür sorgen, dass sie so sanft wie möglich in die chaotische Realität zurückkehrte.

»Bist du zufrieden?«, flüsterte sie.

Ich zog die Stirn kraus und drehte die Flasche wieder zu. »Ich weiß nicht genau, was du meinst.«

»Du wolltest mich dafür bestrafen, dass ich dir nicht gehorcht hatte.«

»Glaubst du wirklich, dass es mir darum ging?«

»Du hast immer gesagt, ich müsste mal übers Knie gelegt werden. Diesmal habe ich etwas Gefährliches getan. Ich kann es dir doch ansehen – du hast keine Lust mehr, dich auch noch um mich kümmern zu müssen.« Ihre Stimme wurde brüchig, und ich hörte,

dass sie kurz davor war zu weinen.

»Das hat mit Gefahr nichts zu tun, meine Schöne.« Ich trat einen Schritt zurück. »Ich wünschte, ich könnte ungeschehen machen, was dir zugestoßen ist – und zwar alles. Ich würde sofort mein Leben dafür geben, dass du mir nie begegnet wärst und all diese Dinge nicht hättest durchmachen müssen.«

»Wie kannst du so etwas nur sagen?«, fragte sie mit tonloser Stimme, auch wenn klar war, dass sie gar keine Antwort hören wollte. Sie kniff den Mund zusammen, damit nicht aus ihr herausplatzte, was sie sonst noch über die Sache denken mochte.

Aber es war sinnlos, sich etwas vorzumachen. »Es ist die Wahrheit. Wenn wir uns nicht begegnet wären, könntest du dich auf *Bless* konzentrieren und Zeit mit deinem Patenkind verbringen, anstatt dich verstecken zu müssen. Bestimmt hättest du inzwischen auch jemand anderen kennengelernt.«

»Vermutlich würde ich irgendwo als Sekretärin arbeiten und jeden Abend eine Schüssel Eiscreme essen«, erwiderte sie. Sie schlang die Arme ganz fest um ihren Leib, als könnte sie die Einsamkeit bereits spüren.

Verdammt noch mal, Price, warum schaffst du es nie, das Richtige zu sagen? Dass ich so schlecht darin war, sie zu trösten, konnte ein Beleg dafür sein, dass ich recht hatte, aber ich ging nicht weiter darauf ein. »Ich wollte damit sagen, dass ich weiß, dass sich zwischen uns etwas geändert hat. Ich spüre das. Ich weiß nicht, ob du mich hasst oder fürchtest. Oder ob du endlich deinen Fehler eingesehen hast. Nach dem, was ich Jake angetan habe, hast du eine Seite von mir gesehen, mit der ich abschließen wollte. Doch wir wissen beide, dass mir das nie ganz gelingen wird. Du drängst mich, dass ich härter zu dir sein soll. Brutaler. Du willst bestraft werden, Belle, aber du hast nichts getan, wofür du Strafe verdienst.«

»Ich dachte, du magst das.«

»Tue ich auch, meine Schöne. Aber du bist nicht meine Sklavin,

sondern meine Frau.«

»Du hast recht«, sagte sie leise, und ihr Kinn fing an zu zittern.
»Ich habe Angst vor dir.«

Wenn sie mir ein Messer in die Brust gestoßen hätte, wäre das nicht so schmerzhaft gewesen wie dieses Geständnis. Ich hatte schon gewusst, dass es so war, aber das machte es mir nicht leichter, damit fertigzuwerden. Belle war eine starke Frau – die stärkste, die ich jemals kennengelernt hatte –, und ich war idiotischerweise davon ausgegangen, dass sie mit dieser Art zu leben und mit meinen Lügen klarkommen würde. Aber mir zu vertrauen wäre dumm. Das sah sie jetzt ein.

Ich versagte es mir, die Beschwichtigungen auszusprechen, die mir auf der Zunge lagen. Dazu war es ein wenig zu spät – und abgesehen davon wusste ich nicht mal, ob ich wenigstens die Versprechungen, die ich bereits gemacht hatte, würde einhalten können.

»Aber nicht so, wie du denkst«, fuhr sie fort. Sie sprach jetzt frei heraus, ohne Anzeichen der Furcht, die sie zu haben behauptete.
»Du denkst, ich weiß nicht, wer du bist. Aber ich kenne dich besser als alle anderen. Weil ich weiß, wer du warst und wer du jetzt bist. Ich habe dein wahres Ich gesehen, Smith Price, mir kannst du nichts vormachen. Du bist nicht der Schurke, auf den du dir etwas einbildest. Du bist ein guter Mensch, der unsägliche Entscheidungen gefällt hat.«

»Du hast gesehen, wie ich einen Mann umgebracht habe.« Ich wollte nicht, dass sie mir alles verzieh. Damit war es vorbei.

»Ich habe gesehen, dass du mich gerettet hast«, flüsterte sie.

Ich streckte unwillkürlich die Hand nach ihr aus. »Warum hast du dann Angst?«

»Weil ich noch nie jemandem so viel von mir gegeben habe. Du kannst mich mit einem Wort am Boden zerstören. Ich weiß ohne dich gar nicht, wer ich bin.«

»Aber das macht dich doch nicht schwach«, sagte ich und zog ihren Körper an mich. »Es macht dich stark. Das weiß ich, weil mich meine Liebe zu dir unbesiegbar macht.«

»Aber bluten kannst du immer noch, Price.« Sie legte die Hand auf meine Brust, direkt auf mein Herz.

»Durch dich habe ich das Paradies erlebt. Das kann mir auch der Tod nicht mehr nehmen.«

Sie schloss die Augen und blinzelte, um die Tränen zu vertreiben. »Tut mir leid. Ich brauche nur eine Minute.«

Sie eilte ins Bad, bevor ich sie stoppen konnte.

Eine Vibration in meiner Manteltasche hielt mich davon ab, ihr zu folgen. Im Moment brauchte sie wirklich nicht mitzubekommen, dass ich ein billiges Prepaid-Handy dabei hatte. Eine einzige Person hatte die Nummer. Meine einzige Vertrauensperson, von der Hammond nichts wusste. Auch Alexander nicht. Nicht einmal Georgia. Der Anrufer hatte die Anweisung, mich nur in drei ganz bestimmten Fällen zu kontaktieren.

Ich schaffte es knapp, das Gespräch anzunehmen, bevor es auf die Mailbox weitergeleitet wurde, die ich noch gar nicht eingerichtet hatte.

»Smith?«

In meinem ganzen Leben hatte ich mich noch nie so sehr darüber gefreut, die Stimme meines Anwalts zu hören. Eigentlich hätte es mir zu denken geben müssen, jemandem meines Berufsstandes mit solchen Gefühlen zu begegnen.

»Andrew, du rufst bestimmt nicht an, weil du mich vermisst.« Ich legte die Hand über das Telefon an meinem Ohr und drehte mich schnell um, weil ich sehen wollte, ob die Badezimmertür noch geschlossen war. Solange ich nicht genau wusste, warum er anrief, sollte Belle nichts mitbekommen. Gerade konnte ich mir sehr gut vorstellen, wie er in seinem vornehmen Büro auf London hinunterblickte und das Leben führte, das ich vermisste.

»Georgia ist aufgewacht.«

Ich stieß den Atem aus, den ich offenbar angehalten hatte. Es war nicht, was ich hören wollte, gehörte aber auf jeden Fall zur Kategorie der guten Nachrichten. »Damit hatte ich nicht mehr gerechnet.«

»Das hat keiner. Aber hast du nicht immer gesagt, ich sollte sie nicht unterschätzen?«, erinnerte mich Andrew.

Es war gefährlich, Georgia den Rücken zuzukehren, und noch gefährlicher, sie völlig abzuschreiben. Daran hätte ich denken sollen. Da sie jetzt aufgewacht war, konnte sie die Ereignisse jener Nacht bestätigen, aber ein Alibi vermochte sie mir nicht zu geben. Es hatte sich in kürzester Zeit eine Menge getan. Zuerst war ich in einer falschen Presseerklärung als Hauptverdächtiger genannt worden, und jetzt tauchte Georgia plötzlich wieder auf.

»Das ist aber noch nicht alles.« Andrew legte eine Pause ein, als wartete er auf meine volle Aufmerksamkeit.

»Sag schon«, drängte ich.

»Hammond wurde verhaftet und angeklagt. Man hat ihn vor den ...«

Aber die folgenden Details konnte ich gar nicht mehr hören. Ich war immer noch wie gebannt von den ersten Worten. Verhaftet. Angeklagt.

»Wegen Georgia?«, fragte ich schließlich, als ich die Neuigkeit verdaut hatte.

»Das versuche ich gerade herauszufinden. Aber ich habe schon mit ein paar Leuten geredet. Du kannst wieder nach London zurückkommen.«

»Heute Morgen stand mein Name in den Zeitungen«, sagte ich leise.

»Ja. Man hat dich offiziell von dem Vorwurf freigesprochen, für Jake Stantons Tod verantwortlich zu sein.«

»Ich wusste gar nicht, dass ich offiziell beschuldigt war.«

»Smith«, sagte Andrew und seufzte in den Telefonhörer. »Du warst sehr bestimmt, als du festgelegt hast, wie und wann ich mich bei dir melden soll. Ich habe mich an deine Anweisungen gehalten.«

Ich kniff mir in die Nasenwurzel und nickte. Ich hatte meine eigene Verwirrung auf ihn projiziert. »Du hast recht. Danke, dass du mich benachrichtigt hast.«

»Das sind doch gute Nachrichten, oder?«

Statt zu antworten, legte ich auf.

Es waren gute Nachrichten, aber es fühlte sich unwirklich an. Ich wollte feiern. Ich wollte in den Wagen steigen und in mein Leben zurückkehren, aber alles, was ich zustande brachte, war, das Telefon in meiner Hand anzustarren. Wie hatte ich darauf gewartet, dass es endlich klingelte! Und jetzt war es passiert. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit konnte ich meine nächsten Schritte völlig eigenständig planen.



14

»Du bist eine durchgeknallte Zicke«, sagte ich zu meinem Spiegelbild. Ich konnte es sehen, ich konnte es spüren, aber ich war nicht mehr imstande, es zu kontrollieren. Weil alles noch nicht schlimm genug war, musste ich jetzt auch noch meine eigene Psychose ins Spiel bringen. Dabei hatte sich die Frau, die aus dem Spiegel zurückstarrte, gar nicht verändert. Seit wir in Somerset waren, hatte ich kein Make-up mehr benutzt, und obwohl ich mich daran gewöhnt hatte, fühlte ich mich plötzlich wie ein Mädchen, als ich mich im Spiegel sah.

Allzu oft hatte mir der Wind beim Reiten das Haar zerzaust. Manchmal hatte ich es auch zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Meine Kleidung beschränkte sich auf das, was ich vor dem Beginn meines Studiums hier zurückgelassen hatte. Das war noch nicht lange genug her, als dass eines der Teile inzwischen wieder in Mode gekommen wäre. Die Sachen waren einfach alt und passten nicht mehr richtig. Von der erfolgreichen Karrierefrau war nichts übriggeblieben. Nein, hier gab es nur ein Mädchen, das nach

Hause zu seiner Mutter hatte zurückkehren müssen.

Smith war das Einzige, was mich noch mit meinem früheren Leben verband. Das war der Grund, warum ich bei jedem Wort verrücktspielte, das über seine Lippen kam – ein *schlechter* Grund. Irgendwie war ich typisch weiblichen Schwächen zum Opfer gefallen.

»Reiß dich zusammen, und sieh den Tatsachen ins Auge«, befahl ich mir. Doch mir war vielmehr danach zumute, mich in der Ecke zu verkriechen und zu heulen.

Smith plante etwas. So viel stand fest, und so sehr ich es auch hasste, mit ihm streiten zu müssen, ich hatte keine andere Wahl. Falls Smith sich einbildete, er könnte sich einfach nach London davonestehlen, um sich um Hammond zu kümmern, würde er vorher seiner durchgedrehten Ehefrau Rede und Antwort stehen müssen. Ich drehte den Wasserhahn auf und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht.

Es war an der Zeit, dem Ärger nicht mehr aus dem Weg zu gehen. Smith hatte ein Geheimnis vor mir, und ich hatte ein Geheimnis vor ihm. Jetzt war der Moment gekommen, reinen Tisch zu machen.

Als ich die Schlafzimmertür aufriss, erstarrte ich. Smith saß nackt am Fußende des Bettes. Normalerweise genügte sein nackter Körper, um mich fassungslos zu machen, diesmal war es allerdings das, was er in der Hand hielt.

Ein Handy.

Ein verdammtes Handy.

Ich verschränkte die Arme und starrte ihn an. »Wie war das noch mal mit ›von der Bildfläche verschwinden‹? Oder habe ich mir nur eingebildet, dass du vorhin das Telefonkabel *aus der Wand gerissen* hast?«

Anscheinend war ich nicht die Einzige, die zu Ausbrüchen irrationalen Verhaltens imstande war. Ich hatte allerdings im

Gegensatz zu ihm eine Entschuldigung.

»Belle«, fing er an, doch ich hob die Hand.

»Ich bin noch nicht fertig«, schimpfte ich. »Du warst über alles informiert, was in London vor sich geht, und ich konnte noch nicht mal meine besten Freunde anrufen.«

Er legte herausfordernd den Kopf schief.

»Na schön. Ich *sollte* meine besten Freunde nicht anrufen – und dass du es nur weißt: Clara habe ich nicht angerufen. Sie denkt wahrscheinlich, dass ich tot bin. Wenn ich Pech habe, habe ich kein Geschäft und keine Freunde mehr, wenn ich wieder nach London zurückkomme.«

»Bist du fertig?«, fragte er nach einer Weile.

»Nicht annähernd.« Ich war außer mir und wollte ihm alles an den Kopf werfen, was sich in den Wochen voller Angst und Frust in mir aufgestaut hatte.

»Du hast das Recht, dich aufzuregen.«

Ich hatte das Recht dazu und war in der richtigen Stimmung. Wenn ich doch nur das Recht gehabt hätte zu schweigen.

»Wen hast du angerufen?«, fragte ich.

»Niemanden.« Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er die Wahrheit sagte. Er hatte niemanden angerufen, aber wir wussten beide verdammt gut, dass er das Telefon nicht ohne Grund in der Hand hielt.

»Jetzt spiel hier nicht den Anwalt«, warnte ich ihn.

»Zufälligerweise war es mein Anwalt, der *mich* angerufen hat.«

Wäre Haarspalterei eine olympische Disziplin, käme er aufs Siegertreppchen.

»Georgia lebt.«

Ich machte einen Schritt rückwärts, tastete nach der Wand und ließ mich dagegensinken. Das war doch eine gute Nachricht – aber warum war mir dann nach Weinen zumute?

Vermutlich weil die verrückte Belle eifersüchtig war – *auf eine*

Frau, die letzten Monat fast gestorben war.

Es war an der Zeit, ein paar Dinge klarzustellen. Und zwar hier und jetzt.

»Ich muss dir etwas sagen.« Ich konnte es nicht mehr für mich behalten, vermutlich weil ich bei seiner Nachricht rotsah. Ich musste klarstellen, dass er zu mir gehörte, und wollte mich vergewissern, dass er das auch so sah.

»Das war noch nicht alles«, fuhr er unbeirrt fort. Anscheinend war er der Meinung, dass die Informationen, die er mir mitteilen wollte, wichtiger waren, als das, was ich zu sagen hatte.

Da musste wohl so einiges geradegerückt werden. »Smith, ich ...«

»Ich habe heute Abend zum ersten Mal mit meinem Anwalt gesprochen«, ignorierte er meinen Einwurf. »Als du mir sagtest, dass ich jetzt nicht mehr verdächtigt werde, war das neu für mich. Andrew hatte die Anweisung, mich nur anzurufen, wenn es entscheidende Entwicklungen gibt.«

Und Georgia war eine entscheidende Entwicklung. Selbstverständlich war sie das. Smith war mit ihr zusammen aufgewachsen, auch wenn ihre Jugend alles andere als normal verlaufen war. Das Problem war nur, dass ich die beiden zusammen gesehen hatte. Ich hatte ihnen zugesehen, als er sie in ihrem Privatclub dominiert hatte. Sie hatte es genossen. Smith war mir treu – zurzeit.

Alles würde sich ändern. Würde er bei der ersten Gelegenheit zu ihr zurücklaufen?

»Ich weiß, dass dir Georgia sehr viel bedeutet.« Ich versuchte, ganz entspannt zu klingen, aber meine Stimme war trotzdem zittrig.

»Warum soll ich lügen? Ich hab gehofft, dass sie durchkommt. Sie bedeutet mir etwas, doch nicht so, wie du denkst.« Er stand auf und machte ein paar Schritte in meine Richtung, doch als er sah, dass ich mich an die Wand drückte, um ihm auszuweichen, hielt er

inne.

Wenn er mich berührte, würde ich nichts hervorbringen. Gegen die Reaktion meines Körpers war ich machtlos, vor allem im Moment. Ich wollte das Thema schon seit einer Woche ansprechen, aber irgendwie hatte es immer damit geendet, dass sich irgendein Teil von mir um seinen Schwanz wand.

»Ich will Georgia nicht«, sagte er mit fester Stimme. »Ich habe mich für dich entschieden. Das weißt du.«

Ich wusste es – aber warum konnte ich es nicht glauben? Über meine Wangen liefen Tränen, und ich fing an zu zittern.

»Belle, du hast so viel durchgemacht.« Er sprach jetzt leiser und machte einen weiteren vorsichtigen Schritt auf mich zu. »Vielleicht solltest du im Dorf unten zum Arzt gehen.«

»Das ist vielleicht gar keine schlechte Idee«, schluchzte ich und wischte mir mit dem Handrücken übers Gesicht. »Ich bin nämlich schwanger.«



15

Mir wurde schwarz vor Augen und ich sank zu Boden.

So etwas war mir noch nie passiert. Und es war definitiv nicht die richtige Art, mit der Neuigkeit umzugehen. Ich sollte ihr einige Dinge sagen – musste sie ihr sagen –, aber jetzt fehlten mir die Worte. Bei Belle hatte es mir oft die Sprache verschlagen, aber das hier war etwas anderes.

Schwanger. Baby. Vater.

Oh Gott, Price, du spielst hier doch nicht Scharade. Ich wagte es nicht, sie anzusehen. Nicht jetzt. Nicht, solange sie noch weinte und ich auf dem Boden lag und ... sie irgendetwas zu mir sagte, das ich jedoch nicht hören konnte.

Belle ist schwanger. Ich wiederholte den Satz wieder und wieder in meinem Kopf. Gerade gewöhnte ich mich daran, dass sie meine Frau war. Und jetzt bekam sie ein Baby. Wir bekamen ein Baby. Ein eigenartiges Gefühl stieg in mir auf, dann brach ich in Gelächter aus.

»Du nimmst es ja gut auf«, stieß sie hervor.

Jetzt sah ich hoch zu ihr. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

»Wir bekommen ein Baby?«

»Ja.« Verwirrung brachte ihren Tränenfluss kurz zum Versiegen.

»Smith, ich ...«

Ich rappelte mich auf, schnappte sie mir und brachte sie mit einem Kuss zum Schweigen. Als wir uns schließlich voneinander lösten, starrte sie mich atemlos an. Ich nahm ihr Kinn und blickte in ihre erstaunten Augen. »Und ich dachte, heute Abend würde *ich* die guten Nachrichten überbringen. Aber du hast mich noch getoppt.«

»Normalerweise ist es genau andersherum«, sagte sie schüchtern, was so gar nicht zu ihr passte.

Sie war jetzt anders. Alles hatte sich auf die bestmögliche Art und Weise geändert. Eine Tür, die mir so lange verschlossen gewesen war, hatte sich geöffnet.

»Dann bist du nicht böse?«, flüsterte sie.

»Böse? Ich bin überglücklich, meine Schöne.« Bevor sich unsere Wege kreuzten, hatte ich nie ernsthaft über Kinder nachgedacht, und selbst dann schien es noch in weiter Ferne zu liegen.

»Der Zeitpunkt ist furchtbar.« Sie versuchte, sich mir zu entziehen, aber ich hielt sie nur noch fester.

»Andrew hat angerufen, um mir zwei Dinge zu erzählen. Du hast erst einen Teil davon gehört«, sagte ich mit sanfter Stimme. »Sie haben Hammond verhaftet.«

Belle blinzelte heftig, bevor sie antwortete: »Oh!«

Und dann lachten wir beide los. So sollten Frischvermählte sein: fröhlich. Selbst das Glück, das ich empfunden hatte, als ich in einer Suite im New Yorker Plaza »Ich will« gesagt hatte, konnte mit meinem jetzigen Überschwang nicht mithalten, weil die Trauung damals unter völlig unklaren Umständen stattgefunden hatte. Nun jedoch waren wir frei und konnten als Mann und Frau leben. Wir durften normal sein. Ein Baby würde nichts daran ändern, sondern uns die Zweisamkeit nur noch versüßen.

»Ich kann gar nicht glauben, wie gut du es aufnimmst«, sagte

Belle und kuschelte sich an meine Brust. »Ich hatte Panik, seit ich es gemerkt habe.«

»Ich habe gespürt, dass etwas in dir brodelte. Ich dachte allerdings, du wärest zur Besinnung gekommen und hättest beschlossen, mich zu verlassen.«

Sie wich zurück und schaute mich mit blitzenden Augen an. »So etwas darfst du nicht sagen. Nicht mal im Scherz. Das ist nicht lustig.«

Ich verkniff mir einen Witz über ihre Hormone und küsste sie stattdessen auf die Stirn. Das Geheimnis der Gefühlsschwankungen meiner Frau hatte sich aufgeklärt, aber über den Berg war sie deshalb noch nicht.

»Ich will dich eine Million Dinge fragen. Aber fürs Erste will ich dich nur festhalten«, flüsterte ich. Ich führte sie zum Bett, sah zu, wie sie sich hinlegte, und suchte nach Anzeichen von Veränderungen. Sie sah aus wie immer, sogar noch schöner. Ich legte mich neben sie, zog sie an mich und legte eine Hand auf ihren nackten Bauch. »Du hättest dich von mir nicht so hart rannehmen lassen sollen.«

»Das Baby hat jetzt ungefähr die Größe eines Reiskorns. Das ist schon in Ordnung.«

Sie verschränkte ihre Finger mit meinen. »Außerdem will ich nicht, dass sich etwas ändert.«

»Das ist aber schon geschehen.« Sie spürte es bestimmt auch.

»Okay. Ich will nicht, dass sich *das* ändert.«

In dieser Hinsicht wollte ich ihr nichts versprechen. Wenn sie mich bislang bereits übermäßig beschützend fand, würde sie sich vermutlich demnächst wundern, welche Ausmaße mein Beschützerinstinkt annehmen konnte.



Am nächsten Morgen ging es in der Küche von Stuart Hall

vergleichsweise ruhig zu. Ich hatte Belle schlafen lassen, sie sollte sich richtig ausruhen. Als Belinda mich sah, eilte sie herbei und strich sich unterwegs das Mehl von der Schürze.

»Personalmangel?«, fragte ich und blickte mich in dem leeren Raum um.

»Das Personal bin ich«, klärte sie mich auf. »Mrs. Price redet zwar immer davon, mehr Leute einzustellen, aber das braucht sie nicht. Ich kann mich gut um Sie alle kümmern.«

Wenn man bedachte, dass der Haushalt nach meiner und Belles Abreise nur noch aus Belinda, Gunther und Belles Mutter bestand, hatte sie durchaus recht.

»Ich halse Ihnen nur sehr ungern noch mehr Arbeit auf, aber ich möchte Sie darum bitten, Mrs. Price ihr Frühstück künftig jeden Morgen in unserem Zimmer zu servieren.«

»Mrs. Stuart sieht es nicht gern, wenn außerhalb des Esszimmers oder der Küche gegessen wird.« Belinda knetete ihre Hände.

»Ich will es Ihnen leichter machen«, sagte ich. »Das ist keine Bitte. Mrs. Price bekommt jeden Morgen das Frühstück gebracht.«

Ich verhandelte nicht. Mary Stuart mochte den Haushalt führen, doch meine Frau war die Besitzerin des Hauses.

»Selbstverständlich, Sir. Und möchte sie Tee oder Kaffee?«

»Keinen Kaffee«, sagte ich bestimmt. »Einen Kräutertee und Früchte. Und Eier. Nicht nur Toast.«

Belinda legte die Stirn in Falten, dann umspielte ein wissendes Lächeln ihre Lippen. »Die Mrs. wird fürs Erste vielleicht gar nichts anderes als Toast herunterbringen, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben.«

Natürlich würden wir unser kleines Geheimnis nicht lange für uns behalten können, aber eigentlich war ich noch nicht darauf eingestellt, es mit anderen zu teilen. Ich zupfte an meinen Manschetten und lächelte sparsam.

»Es geht mich nichts an, und ich werde nichts verraten«,

versicherte sie mir. »Aber ich bin eine alte Frau. Ich kann eins und eins zusammenzählen. Ein Päckchen aus der Apotheke und ein überfürsorglicher Ehemann. Ich bin sehr froh, dass sie einen Mann gefunden hat, der sich um sie kümmert.«

Das wollte ich tun. Es hatte eine Zeit gegeben, in der ich mir nicht sicher war, ob ich dieser Mann sein konnte, doch das hatte sich inzwischen geändert. Ich war vielleicht nicht perfekt, aber ich wollte ihr alles geben. Jetzt, da ich nicht mehr als Anwalt aktiv war, konnte ich mich voll und ganz auf sie konzentrieren.

»Wann soll ich denn das Frühstück bringen?«, fragte Belinda.

»Wohin soll sie das Frühstück bringen?«, fuhr Mary auf einmal schroff dazwischen.

Belinda sah mich an und wartete auf Anweisungen.

»Ich kläre das hier«, sagte ich zu ihr. »Bringen Sie es um neun Uhr morgens.«

»Ja, Sir. Bitte entschuldigen Sie mich, ich muss mit Gunther sprechen.« Sie wartete den Showdown gar nicht erst ab. »Ich bringe es in ein paar Minuten nach oben.«

»Mr. Price, Sie scheinen zu glauben, Sie hätten in diesem Haus etwas zu sagen«, fing Mary an.

»Interessant, genau dasselbe dachte ich in Bezug auf Sie auch gerade«, unterbrach ich sie.

Ihr Blick wurde stechend. »Ich bin nicht von der Wohlfahrt.«

»Es ist wohl kaum als milde Gabe anzusehen, ein Haus seinem Eigentümer zu öffnen«, erinnerte ich sie. »Belle hat es vermieden, sich um Stuart Hall zu kümmern, aber ich kann Ihnen versichern, dass das bei mir nicht der Fall sein wird. Ich habe mir das Theater schon viel zu lange mitangesehen.«

»Stuart Hall gehört Ihnen nicht«, gab sie zurück, aber in ihrer Stimme schwang Unsicherheit mit.

»Genaugenommen tut es das doch. Unsere Anwälte werden Kontakt aufnehmen.«

Ich ließ sie mit offenem Mund in der Küche stehen.



Belle war immer noch im Bett, als ich in unser Zimmer zurückkam. Ihr blondes Haar breitete sich wie ein Heiligenschein um ihren Kopf. Ich kroch ins Bett zurück, stützte mich auf einen Ellenbogen und genoss ihren Anblick. Ich hatte von Anfang an gewusst, dass sie etwas Besonderes war, und seither in immer neuen Details herausgefunden, *wie* besonders. Dass sie jetzt mein Kind austrug, bewies nur ihre Stärke und ihren Mut und bestätigte alles, was ich in ihr gesehen hatte. Ich war nicht gerade erbaut davon, dass sie es vor mir geheim gehalten hatte – wenn auch nur kurz –, aber ich verstand ihre Beweggründe.

Das würde sich jetzt alles ändern. Es gab keinen Grund mehr für Geheimnisse oder Lügen.

»Willst du mich nur so anstarren, du alter Perversling«, murmelte sie, ohne die Augen zu öffnen.

»Vielleicht.«

»Mir fällt das eine oder andere ein, das noch mehr Spaß machen würde.«

Sie blinzelte mich an, sie sah noch ganz verschlafen aus.

»Ich finde, du solltest erst einmal zum Arzt gehen. Hoffentlich ist dein Hintern nicht zu ramponiert.«

»Jetzt werd aber nicht weich, Price.« Sie klang belustigt. Dann schlug sie das Laken beiseite und enthüllte ihren wunderschönen Körper.

»Du spielst nicht fair«, stellte ich fest und streichelte das Tal zwischen ihren Brüsten.

»Nie«, versprach sie und veränderte ihre Position, sodass meine Finger über ihre Nippel strichen. Sie wurden gleich hart, schon von der leichten Berührung.

Ich wollte ihre Nippel unglaublich gern in den Mund nehmen und daran saugen, bis sie kam. Ich wollte zusehen, wie sie sich wand und nach Luft schnappte – doch diesem Bedürfnis konnte ich jetzt nicht nachgeben. »Ich bin ein geduldiger Mensch.«

»Du bist ein Kontrollfreak.« Mit einem Seufzer wandte sie sich mir zu. »Willst du mich jetzt kurz halten?«

»Nur bis wir bei einem Arzt waren.«

»Du bist ein Sadist«, warf sie mir vor.

»Und du bist eine Masochistin, meine Schöne.« Ich beugte mich vor und küsste sie auf die Wange. »Wir sind füreinander gemacht.«

Obwohl sie eigentlich vorhatte zu schmollen, lächelte sie. »Seelenverwandte.«



16

Nach einer Woche war es schwer zu sagen, worauf ich stolzer war: Wie gut ich mich um meine Frau kümmerte oder wie gut ich mich beherrschen konnte. Meine Finger von Belle zu lassen, erwies sich als schwierig. Jeden Tag suchte ich nach Zeichen von Veränderung an ihr, aber sie sah aus wie immer. Trotzdem ging etwas mit ihr vor. Ihre Wangen waren leicht gerötet, sie schlief so tief und fest, dass sie anfang zu schnarchen. Fest stand nur, dass ich ständig vor Ehrfurcht erstarrt war.

Das und mein Entschluss, unser Sexleben erst wieder aufzunehmen, wenn mir die Hebamme grünes Licht gab, amüsierte sie. Zunächst. Aber als sie an diesem Nachmittag in der Tür meines Arbeitszimmers erschien, spürte ich, dass ihre Geduld mit mir erschöpft war.

Sie stemmte die Hände in die Hüften und nahm ihre beste *Versuch-gar-nicht-erst-mir-dumm-zu-kommen*-Pose ein. »Ich muss mit dir reden.«

Ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete auf ihren

Wutausbruch.

»Nicht hier«, grollte sie. »Hinter geschlossenen Türen.«

»Natürlich.« Ich gab mir Mühe, ruhig zu bleiben. Mir schien, wenigstens einer von uns sollte das tun. Die Dinge gerieten leicht außer Kontrolle, wenn wir uns beide von unseren Gefühlen fortreißen ließen.

Aber als sie mich zu unserem Schlafzimmer führte, beschlichen mich Zweifel an ihren Motiven. Meine letzten Zweifel wurden ausgeräumt, als sie an den Saum ihrer Bluse griff und Anstalten machte, sie sich über den Kopf zu ziehen.

»Warte«, verlangte ich, hielt ihre Hände fest und nötigte sie, die Bluse wieder loszulassen. »So werden wir es nicht tun.«

»Dann sag mir bitte, wie wir es tun werden«, schäumte sie.

Dem fast schmerzhaften Blutstau zufolge, der sich sofort in meinem Unterleib aufbaute, war mein Schwanz auf ihrer Seite. Wenn Belle wütend wurde, hatte das den unseligen Nebeneffekt, dass ich davon einen Steifen bekam. So war es schon immer gewesen.

Verräter.

»Meine Mutter macht mir das Leben zur Hölle, weil du dich – ihren Worten nach – aufführst, als würdest du hier alles regeln«, fuhr sie wütend fort. »Versuch nicht, es abzustreiten. Ich habe sogar gehört, wie Belinda dem Jungen vom Lebensmittelladen erzählt hat, dass das Haus jetzt einen neuen Herrn hat.«

Ich zuckte mit den Schultern und lächelte sie unbeirrt an, auch wenn ich fand, dass der Begriff des Hausherrn in diesem Zusammenhang antiquiert klang.

»Und hast du auch nur die leiseste Ahnung, wie mich das erregt?«, wollte sie wissen. »Zu sehen, wie du meiner Mutter einen Dämpfer verpasst und hier die Kontrolle übernimmst? Weißt du, was das Einzige ist, über das du nicht die Kontrolle übernimmst?«

Ich hatte eine Vermutung.

»Ich!« Sie ließ mir keine Zeit zu antworten.

»Ich habe dafür gesorgt, dass du etwas zu essen bekommst. Heute habe ich mit Gunther gesprochen, um dich von den Pferden fernzuhalten. Ich kümmere mich um dein Anwesen.« Ich legte herausfordernd den Kopf in den Nacken. »Ich scheine doch alles ziemlich gut unter Kontrolle zu haben.«

»Du weißt, was ich meine.«

Ich wusste genau, was sie meinte, aber ich wollte ihr nicht so einfach in die Falle laufen. »Sobald du beim Arzt warst ...«

»Die Hebamme hat gesagt, ich muss mich erst ab der achten Woche untersuchen lassen«, erinnerte sie mich. Sie verschränkte die Arme und starrte mich an. »Außerdem hat sie gesagt, dass Sex absolut okay ist.«

»Hast du ihr auch erzählt, dass du darauf stehst, beim Vögeln gefesselt und geschlagen zu werden?«, konterte ich. Ich war erfahren genug, um ganz genau zu wissen, wie weit ich bei ihr gehen konnte, ohne ernsthafte Verletzungen zu verursachen, aber eine Schwangerschaft war Neuland für mich, ein Bereich, den ich ohne eine kleine Anleitung nicht betreten wollte.

»Natürlich habe ich das nicht.« Ihre Unterlippe zitterte, und mir wurde klar, dass es sich hier keineswegs um das gutmütige Gezänk handelte, das ich eigentlich erwartet hatte.

»Meine Schöne.« Ich ging auf sie zu, aber sie streckte abwehrend den Arm vor.

»Smith Price, ich bin wahnsinnig scharf, also bleib mir vom Leib, außer mit gezücktem Schwanz. Ich bin *absolut nicht* in Kuschelstimmung.«

Ich musste mich ziemlich anstrengen, um nicht zu grinsen. Das war meine Frau – selbstsicher und wohlerzogen, mit dem Mundwerk eines Matrosen.

»Und wehe, du lachst mich aus«, warnte sie mich.

Anscheinend konnte ich meine Amüsiertheit nicht so gut

verbergen, wie ich dachte. »Das würde ich nie wagen.«

»Doch. Würdest du«, sie wedelte drohend mit ausgestrecktem Zeigefinger.

»Vielleicht solltest du mich übers Knie legen.«

»Vielleicht sollte ich mir einen Vibrator besorgen«, schoss sie zurück. »Ich meine, wenn du mich jetzt so abstoßend findest.«

Ich durchquerte den Raum schneller, als sie reagieren konnte, und nahm sie bei den Schultern. »Du wirst mich nicht dazu treiben, mit dir ins Bett zu gehen. Außerdem hat niemand so über meine Frau zu reden. Nicht einmal meine Frau.«

»Bitte«, flüsterte sie. »Du hast dir so viele Gedanken darüber gemacht, dass ich zu essen und genug Schlaf bekomme, aber gerade jetzt muss ich dich ganz nah spüren.«

Das ergab keinen Sinn. Die letzten zwei Wochen hatte ich alles dafür getan, dass es ihr an nichts fehlte, und hatte dennoch dabei irgendwie versagt. »Ich schätze mal, mein Plan, mich in den Mann zu verwandeln, den du verdienst, ist nicht aufgegangen.«

»Sag das nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht sind es nur die Hormone. Ich sollte mich sicher fühlen, aber das tue ich nicht. Irgendwas stimmt nicht. Vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber ich brauche meinen Ehemann.«

»Ich bin doch da«, beschwor ich sie. Ich lockerte meinen Griff und legte meine Arme um ihren zerbrechlichen Leib.

»Aber das bist du nicht.« Still rannen ihre Tränen, und in diesem Moment war es ganz egal, ob sie klar denken konnte oder sich von ihren Gefühlen hinreißen ließ. In meinen Adern brannte das Verlangen, sie zu schützen, und verdrängte alle nüchterne Rationalität, die ich mir im Lauf der letzten Woche eingeredet hatte. Sie zu behüten war vergebens, wenn ich immer noch Angst hatte. Jeder schöne Moment unseres gemeinsamen Lebens war überschattet gewesen, und gerade jetzt wollte ich nicht derjenige sein, der ihr das heiß ersehnte Licht nahm.

»Ich bin da. Für immer«, versprach ich ihr.

Sie machte den Mund auf, doch meine Lippen lagen schon auf ihren, bevor sie protestieren konnte. Der Kuss war nicht so wie die vorsichtigen, knappen Zärtlichkeiten, die ich ihr seit dem Geständnis, dass sie schwanger war, geschenkt hatte. Dieser Kuss ging hart an die Grenzen, die ich mir selbst gesetzt hatte, und überschritt sie dann vollends. Ich wartete nicht, bis sie die Lippen öffnete, sondern drängte sie auseinander. Sie begegnete meiner Dominanz mit der gleichen Gier, bis ich Zähne spürte und Blut schmeckte. Es war genauso heiß und wild wie zuvor, wenn wir zusammen waren. Es war, um es in einem Wort auszudrücken, perfekt.

Als ich mich kurz von ihr löste, rang sie nach Atem. »Wir machen das auf meine Weise«, sagte ich.

»Wie immer.«

Sie so keuchend und aufgelöst zu sehen, brachte mich an den Rand meiner Selbstbeherrschung. Erneut drängten wir uns aneinander. Diesmal beugte ich mich hinunter, packte ihren Hintern und hob sie in einer fließenden Bewegung hoch. Sie schlang die Beine um meine Hüfte, und ich trug sie, meine Lippen auf ihren, zum Bett. Wir lösten uns auch nicht voneinander, als ich sie aufs Laken legte. Mein Schwanz drückte schmerzhaft gegen meine Jeans, aber ich hatte überhaupt keine Lust darauf, uns beide schon auszuziehen. In diesem Augenblick musste ich sie schmecken. Belle wand sich unter mir und bewegte ihre Schenkel, um ihren Unterleib an meiner Erektion zu reiben. Obwohl dicker Jeansstoff zwischen uns lag, spürte ich ihre Hitze. Ich presste mich gegen sie und genoss die Reibung nicht minder. Dass sie noch vollständig bekleidet war, erwies sich als Vorteil. Ich neigte den Kopf, fand die Spitze ihrer rechten Brust, biss hinein und saugte ihren verhüllten Nippel in meinen Mund. Durch ihre Bluse und ihren BH hindurch spürte ich, wie er sich zusammenzog.

Ich stützte mich über ihr ab. »Beweg dich nicht.«

Sie hielt sofort inne. Anscheinend hatte ich keine Widerstände zu erwarten, wenn ich es auf meine Art tun wollte.

Ich hinterließ eine Spur Küsse auf ihrem Körper und bewegte mich zu ihrem Bauch hinab. Als ich ihre Hüfte erreichte, hielt ich inne und verharrte dort einen Moment lang. Ich riss den Knopf ihrer Jeans auf. Dann steckte ich meine Daumen durch die Gürtelschlaufen und zog. Belle begriff und hob unterstützend ihr Becken, als ich ihr langsam die Jeans herunterzog.

»Dein Höschen ist klatschnass.« Ich strich mit der Hand über die Baumwolle. Sie zitterte, schaffte es aber, sich nicht zu bewegen. »Denkst du etwa, du bist die Einzige, der die Enthaltsamkeit schwerfällt. Das eine will ich dir sagen. Ich hatte eine verdamnte Erektion, seit du mir davon erzählt hast. Für mich hast du nie schöner ausgesehen. Ich habe heute schon den ganzen Tag darauf gelauert, dich zu finden und auf der Stelle zu vögeln.«

Sie stöhnte und hob einladend ihre Hüften an, aber ich drückte sie sanft aufs Bett zurück.

»Weißt du, wie oft ich es mir selbst besorgt habe?«, fragte ich sie. Sie machte große Augen und schüttelte den Kopf.

»Nicht ein Mal. Ich habe auf dich gewartet, meine Schöne. Denn es gibt niemanden, den ich so begehre wie dich. Außer tief in dir, will ich nirgendwo kommen.« Ich war nicht einmal in Versuchung gekommen. Die Vorstellung, mir einen runterzuholen, war fast schon unappetitlich. »Meine Orgasmen gehören dir, genau wie deine Orgasmen mir gehören.«

»Bitte, Sir«, wimmerte sie.

Altbekannte, finstere Gelüste überkamen mich, aber ich wischte sie beiseite. Ich war nicht hier, um sie zu dominieren. »Jetzt nicht. In diesem Augenblick bin ich dein Ehemann, und ich will nichts, als dich nur halten. Ich will in dir sein und spüren, wie du kommst.«

»Smith.« Sie sprach meinen Namen aus, als sei ich die Luft, die sie zum Atmen brauchte. Sie klammerte sich an mein Hemd, und ich

half ihr dabei, es mir über den Kopf zu streifen. Eilig zogen wir uns vollständig aus.

Ich schob meine Arme unter sie und hob sie mir entgegen. Sie spreizte die Beine, und mein Schwanz drängte sich an die wunderbar heiße Spalte zwischen ihren Schenkeln. Mein Mund fand ihren Mund, und wir bewegten uns mit schlafwandlerischer Langsamkeit. Mein Schaft rieb an ihrer Klitoris und glitt mit Leichtigkeit über ihr nasses Geschlecht, bis ihr Atem heftiger wurde.

»Das brauche ich«, flüsterte ich an ihrem Hals. »Einfach mit dir zu sein, und nur mit dir.«

Die Tage, an denen es noch so sein konnte, waren bereits gezählt. Warum hatte ich mich von ihr ferngehalten? Es kam mir verrückt vor, jetzt, als ich ihr so nah war.

»Ich will dich in mir spüren«, flüsterte sie und schnappte nach Luft, als meine Eichel über ihre geschwollene Klitoris strich.

»Ich brauche das auch, meine Schöne.« Ich ließ meinen Schwanz über ihrer Muschi kreisen, bis meine Spitze mühelos in sie hineinglitt. Langsam tauchte ich in sie ein und genoss jeden Zentimeter ihrer samtigen Weichheit. Sie war so feucht, doch zugleich so verdammt eng, dass ich fast sofort gekommen wäre. Für mich stand fest, dass ich mich mit einem Mal keinesfalls zufriedengeben würde, doch gar zu schnell wollte ich mich trotzdem nicht gehenlassen.

»Oh Gott«, schrie sie mit kehliger Stimme. »Ooohh, fick mich.«

Aber hier tanzte keiner nach ihrer Pfeife. Hier wurde getan, was *ich* wollte. Ich wagte jedoch nicht, sie daran zu erinnern. Es war ausgeschlossen, dass ich mich noch länger würde zurückhalten können, wenn ich erst einmal die Wildheit aus ihr herausgekitzelt hätte. Besser war es, einfach so weiterzumachen.

»Du fühlst dich toll an«, schmeichelte ich ihr, ließ die Hüften kreisen und blieb in demselben Rhythmus, bis sie weit und geschmeidig war. Jeder meiner langsamen Stöße brachte meinen

Unterleib wieder in Kontakt mit ihrem Kitzler. »Ich will sehen, wie mein Schwanz dich zum Höhepunkt bringt. Hol dir von mir, was du willst. Es ist alles deins, meine Schöne.«

Kaum hatte ich es gesagt, bäumte sie sich auch schon unter mir auf. Ich legte den Arm etwas tiefer um sie und stützte sie, als sie anfang, gegen mich stoßen.

»So ist es gut«, knurrte ich heiser und spürte schon, wie sich mein Orgasmus aufbaute. »Zeig mir, wie heiß du darauf warst, meinen Schwanz zu reiten.«

Ich hörte ganz auf, mich zu bewegen. Belle hatte die Führung übernommen und nahm mich mit entfesselter Hingabe. Sie ritt mich wie besessen, und als ihre Bewegungen immer wilder wurden, griff ich nach ihrer Hüfte und rammte meinen Schwanz in einem unermüdlichen, schnellen Rhythmus in sie hinein, bis sie von heftigen Zuckungen geschüttelt wurde, sich an meine Schultern klammerte und aufschrie. Ihre Orgasmusschreie gaben mir schließlich den Rest. Ich verströmte mich in sie.

Endlich sanken wir eng umschlungen zurück aufs Bett. Belle grinste mich träge an, als ich ihr übers Haar strich.

»Und. Tut es dir jetzt leid?«, fragte sie mit einer Spur Besorgnis.

»Mit dir Liebe zu machen? Im Leben nicht.«

»Dann lass mich nicht am ausgestreckten Arm verhungern, Price. Ein Mädchen hat auch Bedürfnisse.«

Dies war ein Bedürfnis, das ich gar zu gern befriedigte.



17

In meinem Traum trieb ich dahin. Mein Körper schwebte sorglos an der Wasseroberfläche. Obwohl ich in irgendeinem Winkel meines Bewusstseins wusste, dass ich schlief, kümmerte es mich nicht. Auf solche Träume konnte ich mich ab jetzt freuen. Ruhig, friedlich und frei. Genau wie ich.

Als ich den Kopf in den Nacken legte, wirbelte mein Haar um mich her wie Lichtstrahlen. Ich schloss die Augen und ließ mich von diesem Frieden umfassen. Dann traf mich die erste Woge. Ihre Gewalt drückte mich nach unten und störte die spiegelglatte Oberfläche des Ozeans. Ich strampelte heftig, um mich zurück an die Luft zu kämpfen. Ich schaffte es, mich zu befreien, doch während ich noch von dem unerwarteten Angriff keuchte und Wasser spuckte, kam schon die nächste Welle herangerauscht.

Ich setzte mich kerzengerade auf, legte mir die Hand auf die Brust. Mein Herz pochte. Ich wusste doch, dass ich geträumt hatte – warum war ich dennoch alarmiert?

Ein schwaches Hitzegefühl zwischen meinen Beinen lenkte

meine Aufmerksamkeit von der Erinnerung an den Albtraum in die Gegenwart. Ich warf meine Beine über den Rand des Bettes, rannte ins Badezimmer und setzte mich auf die Toilette. Ich wollte glauben, dass es die Spuren unseres Liebesspiels waren, doch ich wusste, dass es etwas anderes war. Es war mir auf eine Weise vertraut, die mir absolut nicht willkommen war. So etwas widerfuhr mir nicht zum ersten Mal. Wohl jede Frau erlebte es regelmäßig. Aber diesmal war es mehr als nur eine Unannehmlichkeit. Diesmal war es erschreckend.

Ich machte die Augen zu und sprach ein Gebet. Ich war nicht religiös erzogen worden, trotzdem rief ich nun einen Gott an, der mir nichts schuldete. Ich hatte keine Beziehung zu ihm, aber er war die einzige Hoffnung, die mir in diesem Augenblick noch blieb.

Ich faltete das Toilettenpapier zu einem ordentlichen Quadrat zusammen, dann fasste ich zwischen meine Beine und wischte.

Leuchtend rot.

Nicht nur ein bisschen Blut. Viel Blut. So viel, wie ich am ersten Tag meiner Periode zu erwarten hatte.

Nur sollte sich meine nächste Periode eigentlich erst in knapp neun Monaten wieder einstellen. Alle Furcht und Unsicherheit, die ich empfunden hatte, seit ich wusste, dass ich schwanger war, wandelte sich in Panik. Ich hatte mich gefragt, ob ich eine Mutter sein konnte. Ob ich bereit war, eine zu werden. Ich hatte mich vor Angst ganz verrückt gemacht. Und jetzt kannte ich zwei Antworten.

Ich war bereit.

Und es war zu spät.

Ich hätte gern geglaubt, dass es vom Sex kam. Frauen haben während der Schwangerschaft Blutungen – Clara anfangs auch. Doch in meinem tiefsten Inneren kannte ich die Wahrheit.

Ich ließ das blutige Papier nicht fallen. Stattdessen saß ich da, starrte darauf und versuchte, einen Sinn in den brutalen Umschwüngen zu entdecken, denen ich in meinem Leben

ausgesetzt war. Aber da war nichts, es ergab keinen Sinn. Es war einfach geschehen. Die Einsicht schaffte es nicht, den Schmerz zu lindern, der sich in mir aufbaute. Also blieb ich reglos sitzen und spürte, wie die eine tolle Sache, die Smith und ich jemals zustande gebracht hatten, Tropfen für Tropfen aus meinem Körper herausfloss. Mit jeder Sekunde, die verstrich, starb zusammen mit unserem Kind auch ein kleines Stück von mir.

Mir kamen keine Tränen. In letzter Zeit hatte ich zu viel geweint. Für das hier hatte ich keine Tränen aufgespart.

»Blöde Ziege«, stammelte ich. »Jetzt heul endlich.«

Ich wollte, dass die Tränen kamen. Ich wollte es spüren, denn was bedeutete das, wenn ich nicht weinte? Was wäre ich für ein Mensch? Wenn ich wirklich so kaputt war, konnte ich nicht darauf hoffen, mich jemals wieder zu erholen.

Vielleicht saß ich dort Stunden, vielleicht auch nur Minuten. Zeit war völlig bedeutungslos geworden. Irgendwann fingen die Krämpfe an. Ich hatte sie spüren wollen, aber als sich mein Körper zusammenzog und die Zukunft aus meiner Gebärmutter herauspresste, merkte ich, dass ich doch nichts davon mitbekommen wollte. Es war besser, betäubt zu sein. Ich hätte jede glückliche Erinnerung gegeben, nur um das jetzt nicht spüren zu müssen. Der Schmerz fegte die letzten Reste an Selbstbetrug fort, die ich mir bewahrt hatte. Das hier war kein Zufall. Ich war nicht paranoid.

Das hier war real.

Als Smith schließlich in der Tür auftauchte und verschlafen blinzelte, rührte ich mich nicht.

»Belle?« Er war noch nicht ganz wach, aber als er sich ans Licht gewöhnt hatte, wurde aus seiner Verwunderung schnell Besorgnis.

Ich hielt immer noch das blutige Papier in der Hand.

Er kniete sich vor mich hin, nahm es mir vorsichtig ab und warf es in den Mülleimer. Dann legte er seine Hände um meine und hielt sie

ganz fest. Er sagte nichts. Ich hatte einen klugen Mann geheiratet. Ich wollte jetzt keine Beschwichtigungen hören, nichts erklären müssen.

Ich wollte nur, dass er da war.

Ich versuchte, ihn anzuschauen, aber als ich in sein schönes Gesicht blickte und seine Bedrückung sah, zerriss es mich innerlich. Ob es ein Junge geworden wäre? Hätte er so ausgesehen wie sein Vater? Längst vergessen Geglaubtes aus dem Biologieunterricht kam mir wieder in den Sinn. Smiths grüne Augen hätten sich gegen meine blauen durchgesetzt.

Stück für Stück fügte sich ein Bild in mir zusammen. Grüne Augen. Grübchen. Er hätte dunkles Haar gehabt, wie sein Vater. In einer anderen Version hatte ein Mädchen meine blonden Locken.

Doch die Augen waren immer dieselben.

Darum konnte ich seinen Anblick nicht mehr ertragen. Er erinnerte mich schmerzhaft daran, dass ich gerade eine stille Fehlgeburt auf der Toilette durchlebte.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange wir so blieben, aber irgendwann verebbten die Krämpfe zu einem schwachen Pulsieren. Ich entzog ihm meine Hände und wandte mein Gesicht ab.

»Lässt du mich eine Minute allein?«

Er zögerte, und ich hätte ihn am liebsten angeschrien. Aber dazu fehlte mir die Kraft. Schließlich stand er langsam und mit steifen Gliedern auf und ging zur Tür. Er zog sie hinter sich zu und überließ mich meinem Elend.

Ich spülte, dann wusch ich mir die Hände und achtete sorgfältig darauf, die Blicke nicht vom Boden zu lösen. Ich wollte den Beweis meines Verlustes nicht sehen und wagte es nicht, mich selbst anzuschauen, denn ich wusste nicht, wer aus dem Spiegel zurückblicken würde.

Ich war nicht mehr die Frau, die gestern Abend ins Bett gegangen war. Ich war eine andere geworden, aus dem Schmerz geboren, den

ich nicht nur körperlich spürte, und dieser Fremden konnte ich jetzt noch nicht in die Augen sehen.

Als ich die Tür aufmachte, stand da Smith. Er hielt einen Slip und ein T-Shirt in der Hand. Ich nahm sie ihm wortlos ab und fragte mich, wie lange er dort wohl schon gestanden hatte. Dafür sollte ich mich bei ihm bedanken, aber ich konnte nicht.

Wir taten beide, was getan werden musste.

»Ich brauche etwas für die Blutung.« Mühsam versuchte ich, mich zusammenzureißen. Eigentlich redete ich nur laut mit mir selbst, nicht mit ihm, und sagte mir die nächsten Schritte auf.

Doch er wühlte bereits in den Toilettenschränken, bis er einen verstaubten, rosafarbenen Karton fand.

Ich nahm ihm die Binden ab und machte die Tür zu. Er sollte das nicht zu sehen bekommen. Damit sollte er nicht auch noch fertigwerden müssen.

Als ich wieder herauskam, war er immer noch da. Ich versuchte, an ihm vorbeizukommen, dachte nur noch daran, ins Bett zu gehen und mir die Decke über den Kopf zu ziehen. Würde ich wieder aufwachen, wenn ich die Augen schloss?

»Brauchst du irgendetwas?«, fragte er mich mit sanfter Stimme.

Was gab es noch zu sagen? Ich brauchte nichts, ich wollte nichts.

»Schlaf.«

Er drängte mich nicht weiter. Stattdessen folgte er mir zum Bett, legte sich aber nicht neben mich, als ich mich in der Mitte zusammenrollte.

Ich schloss fest die Augen und wartete darauf, wieder Schlaf zu finden. Ich spürte, wie ich von weichen Decken eingehüllt wurde. Dann legte sich eine Hand auf meine Schulter. Sie blieb dort eine Weile. Dann war sie weg, und ich war allein.



18

Sie schlief so lautlos, dass ich näher an sie heranrückte, um mich zu vergewissern, dass sie atmete. Ich selbst konnte keine Ruhe finden. Ständig fielen mir andere Dinge ein, wie ich ihr helfen oder was ich ihr sagen konnte, aber als es am Horizont zu dämmern begann, begriff ich, dass alles unzureichend war. Als sie in Gefahr war, hatte ich etwas unternommen und keine Sekunde gezögert, weil ich instinktiv wusste, was getan werden musste. Dieser Instinkt ließ mich jetzt im Stich.

Vor dem hier konnte ich sie nicht beschützen. Also saß ich auf dem Bett und hütete ihren Schlaf. Ich wollte sie berühren, doch dann hielt ich auf halber Strecke inne und ließ den Arm wieder sinken. So war unser Leben beschaffen: ein Fest, in das sich Trauer mischte, Tränen und Glück. Für mich war es nie anders gewesen, doch jetzt hatte ich ihr Leben auch noch ruiniert. Als sie die Augen blinzeln wieder aufschlug, war ich immer noch da. Es war der einzige Beistand, den ich ihr bieten konnte.

»Bring mich nach London«, sagte sie leise.

Das konnte ich tun, wenn ich schon sonst nichts anzubieten hatte.

Belle rollte sich zur Seite und schloss die Augen, aber ihr Atem fand nicht in den regelmäßigen Rhythmus des Schlafs zurück. Sie schloss mich aus, und ich konnte es ihr nicht zum Vorwurf machen. Aber das hieß nicht, dass ich nicht jeden Morgen da sein würde, wenn sie aufwachte. Ich würde warten, bis sie so weit war zu weinen, zu schreien oder zu reden.

Doch fürs Erste wollte ich sie nach Hause bringen.



19

Meine Mutter passte mich an der Tür ab. Sie hatte einen Stapel Verträge dabei und drückte sie mir ungeduldig in die Hand. »Ich kann dich nicht gehen lassen, bevor du nicht das hier unterschrieben hast.«

»Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich ...«, hob ich an.

»Das eine will ich dir mal sagen: Belinda, Gunther – die Menschen hier, die dir wirklich am Herzen liegen – sind von deinen Entscheidungen abhängig. Ich habe es dir leicht gemacht.« Sie hielt mir einen Stift hin. »Du brauchst nur zu unterschreiben.«

»Anscheinend hast du mich nicht verstanden. Ich werde nicht unterschreiben.« Deutlicher konnte ich es nicht sagen. »Ich bin nicht bereit, irgendwelche Beziehungen mit Philip Abernathy zu unterhalten. Nicht einmal rein geschäftlich.«

»Womit habe ich das nur verdient?« Sie warf die Hände in die Luft. »Warum willst du mich ruinieren?«

»Vielleicht habe ich deinen Hang zum Dramatischen geerbt«, sagte ich ruhig. »Ich muss jetzt gehen, Mum.«

»Du kannst vor deinen Problemen nicht davonlaufen.« In ihren Worten schwang keine Spur mütterlicher Sorge mit. Das war kein wohlmeinender Rat für eine Tochter. Sie war ein Tyrann, der eine Drohung ausstieß.

»Das weiß ich. Glaub mir.«

Sie blähte die Nasenflügel und musterte mich. »Wie alt bist du?«

Es war durchaus möglich, dass sie die Antwort nicht wusste, aber ich hatte keine Lust, als Stichwortgeberin für das zu dienen, was sie gegen mich vorbringen wollte.

»Du benimmst dich, als wüsstest du alles. Du hast ein Geschäft gegründet. Du hast dir einen Ehemann geangelt. Aber das heißt noch lange nicht, dass du über das Leben Bescheid weißt.«

Meine Handfläche glühte, als ich ihr ins Gesicht schlug. Als mir klar wurde, was ich getan hatte, wich ich einen Schritt zurück. Aber auch wenn es falsch war, dass ich sie geschlagen hatte, hatte sie sich ebenfalls falsch verhalten.

»Du hast doch keine Ahnung, was ich von der Welt weiß«, stieß ich hervor, während mir Tränen der Wut in die Augen schossen.

»Respekt vor dem Alter hast du offensichtlich nicht gelernt.« Sie rieb sich die leuchtend rote Stelle, wo ich sie getroffen hatte.

»Niemand hat ein Anrecht auf Respekt. Weder wegen seines Alters, noch wegen seines Geldes oder seiner Stellung. Respekt muss man sich verdienen, und du hast dir meinen Respekt nicht verdient.« Ich sprach so leise, dass sie sich anstrengen musste, um mich zu verstehen. Ich wollte ihre Aufmerksamkeit. Ich wollte die Gewissheit, dass sie jedes einzelne Wort hörte.

»Verschwinde aus meinem Haus«, zischte sie und zeigte mit dem Finger zur Tür. »Pack deine Sachen und verschwinde. Spar dir die Mühe, zu Weihnachten zu kommen. Aber verscherze es dir nicht mit deinem Anwalt. Du wirst ihn brauchen.«

Das musste sie mir nicht zweimal sagen. Ich war hier ohne Sachen angekommen, und ohne Sachen würde ich auch wieder

gehen. Ich hatte lediglich eine angeknackste Ehe und ein gebrochenes Herz im Gepäck. Ich hatte kein Interesse mehr daran, jemals wieder nach Stuart Hall zurückzukehren. Immer hatte ich mich hier unbehaglich und unerwünscht gefühlt – verfolgt von der Erinnerung an meinen Vater.

Jetzt war es nicht nur meine verlorene Kindheit, deren Gespenst hinter diesen Mauern lauerte, jetzt war es auch noch die Zukunft, die ich nicht mehr haben würde. An diesem Ort hatte ich eine Hoffnung gefasst, und sie war mir wieder geraubt worden. Smith kam durch die Eingangstür und betrachtete mich besorgt. Seit er heute Morgen aufgewacht war, hatte er diesen besorgten Blick nicht mehr abgelegt.

»Hast du schon auf Wiedersehen gesagt?«, fragte er.

Ich hatte nicht die Absicht, das zu tun. Der Schwur, niemals zurückzukehren, sollte mein letzter Gruß sein. Doch das konnte ich ihm jetzt nicht erklären. Er wollte mir dabei helfen, mit dem Unabänderlichen fertigzuwerden, aber das hier konnte er mir nicht abnehmen. Dieser Schmerz, dieser Verlust und diese Befreiung – waren so untrennbar miteinander verwoben, dass ich sie nicht voneinander lösen konnte. Sie gehörten zu mir. Vielleicht war dies ein Grund dafür, dass meine Schuldgefühle und meine Scham so stark waren.

»Nein«, antwortete ich ihm. Ich würde nicht auf Wiedersehen sagen, sondern einfach gehen. Das Leben hatte mich gelehrt, dass dies die einfachste Lösung war.



20

Wir waren nicht in mein Haus in Kensington zurückgefahren. Stattdessen hatte ich uns wieder nach Holland Park gebracht, wo wir vor dem Angriff und Jakes Tod vorübergehend untergekommen waren. Wir brauchten einander jetzt mehr denn je. Ich wollte Belle ein Zuhause bieten, denn ich wusste nicht, wie ich sie sonst heilen sollte. Aber bisher lief nichts nach Plan. Sie hatte ihre Freundin getroffen und ich meine Kanzlei leergeräumt. Es war Zeit für einen Neubeginn. Ich hoffte, dass mir das in diesen Mauern gelingen würde.

»Wo warst du?«, wollte sie von mir wissen, sobald ich durch die Tür kam.

Ich hatte nie von ihr erwartet, mich zu Hause mit Schürze und Perlenkette zu erwarten, aber die Eifersucht und das Misstrauen, mit denen sie mir seit unserer Rückkehr nach London begegnete, machten mir zu schaffen.

»Ich habe mein Bestes getan, um alles abzuarbeiten.« Ich ließ mich in den Sessel am Kamin sinken und stützte den Kopf in die

Hände. Es gab keinen Weg, ihr klarzumachen, wie sehr ich mich bemühte, denn zurzeit war sie alles andere als ausgeglichen. Ich würde ihr jedoch unter keinen Umständen vorwerfen, zu emotional zu sein.

Schließlich hatte ich noch nicht vor zu sterben.

»Ich war heute bei der Ärztin.« Sie zuckte mit den Schultern, als wäre das keine große Sache.

Für mich war es das aber. »Ich wollte dich doch begleiten.«

»Du warst beschäftigt.«

Sie war sauer. Ich konnte verstehen, warum, aber das machte es mir nicht leichter, mit ihrem vorwurfsvollen Ton fertigzuwerden. Sie wieder für mich zu gewinnen, würde keine leichte Übung sein und all meine Energie fordern.

»Für dich habe ich immer Zeit«, stellte ich mit sanfter Stimme klar. »Was hat sie gesagt?«

»Dass ich völlig gesund bin. Eine von vier Schwangerschaften endet mit einer Fehlgeburt. Ich blute nicht mehr, also gibt es nichts mehr zu tun. Wir können es wieder versuchen, wenn wir so weit sind.« Mit abwesendem Blick ratterte sie die Details ihres Arztbesuches herunter.

Bessere Nachrichten konnte es eigentlich nicht geben, und doch war dies genau das, was sie nicht hatte hören wollen. Belle wollte einen Grund. Das spürte ich. Sie wollte irgendjemandem oder irgendetwas die Schuld geben, und ohne eine konkrete Antwort musste sie sich weiterhin selbst beschuldigen.

»Wir können noch eine zweite Meinung einholen, wenn du möchtest.« Mehr konnte ich ihr nicht anbieten.

»Wozu. Dich interessiert es nicht, und ...«

»Es interessiert mich. Du bist die Einzige, für die ich mich interessiere«, unterbrach ich sie.

»Du versuchst immer, mir aus dem Weg zu gehen«, warf sie mir vor und begann, auf und ab zu gehen. »Weil jetzt alles langweilig ist.

Du vermisst die Aufregung.«

»Merkst du nicht, wie verrückt das klingt?« Es war mir so rausgerutscht. Aber ich wusste, dass ich dazu stehen musste, nachdem ich es jetzt schon mal gesagt hatte.

»Verrückt?«, wiederholte sie mit blitzenden blauen Augen.

Vielleicht auch nicht.

»Du willst keine Zeit mit mir verbringen. Immer gehst du weg. Ich langweile dich. Oder bin ich dir zu kaputt?«

Ich war mir nicht sicher, was schlimmer war – die Überzeugung meiner Frau, dass ich sie nicht mehr begehrte, oder dass sie am Boden zerstört war. Ich empfand sie ganz anders. Und ich behandelte sie auch völlig normal. Ich war kein Psychologe, aber es war nicht allzu schwer zu begreifen, dass sie Dinge auf mich projizierte. Das Problem war nur, dass ich nicht die leiseste Ahnung hatte, wie ich ihr beweisen konnte, dass sie sich irrte.

»Meine Schöne.« Ich nahm sie bei der Hüfte und zwang sie, mit ihrem manischen Herumtigern aufzuhören. »Ich liebe dich. Und ich gehe nirgendwohin.«

»Alle gehen«, flüsterte sie. »Früher oder später. Deine Freunde heiraten, deine Lover betrügen dich, deine ...«

»Aber ich bin doch hier bei dir, verdammt noch mal. Für mich bist du nicht kaputt. Ich sehe deine Stärke.«

Sie senkte den Blick. Ich fasste ihr Kinn und zwang sie, mich anzusehen.

»Ich bin kaputt«, flüsterte sie.

»Dann werde ich dich wieder heil machen«, versprach ich.

Wir sahen einander durchdringend an. Ich spiegelte mich im Blau ihrer Augen. Es war die einzige Art, wie ich existieren wollte – als Reflexion in ihren Augen.

Als Teil von ihr.

Weshalb es mich völlig fertigmachte, wenn sie mich zurückwies.

»Ganz ehrlich – wir kennen uns kaum.« Sie schluckte schwer und

wandte sich von mir ab.

»Das ist doch nicht wahr, Belle, meine Schöne.«

»Wirklich? Wusstest du, dass ich meinen ersten Kuss von Lawrence Davies bekommen habe?«, konterte sie mit brüchiger Stimme. »Oder, dass ich mit dreizehn Billie Piper sein wollte?«

»Du bist viel hübscher als Billie Piper«, sagte ich sanft, doch ich wusste, dass ich sie damit nicht aufmuntern konnte. Ich musste etwas anderes probieren. »Ich will dich. Mitsamt allen angeknacksten Stellen.«

Ich machte einen Schritt auf sie zu und griff nach ihrer Bluse. Sie widersetzte sich, und ich zog sie trotzdem zu mir. Sie konnte sich sträuben, wie sie wollte, aber ich würde nicht aufhören, um sie zu kämpfen. Ich nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und zwang sie, mich anzuschauen. »Ich liebe dich. Du kannst mich wegstoßen, du kannst so tun, als würde alles den Bach runtergehen, aber ich werde dich nicht allein lassen.«

Ich küsste ihre starren Lippen, ließ meine Lippen ganz weich werden, bis sie endlich nachgab. Ihr Körper hatte nicht vergessen, dass wir füreinander gemacht waren, selbst wenn ihr Verstand von Zweifeln und Selbstvorwürfen geplagt war.

»Ich brauche dich«, sagte ich und drängte sie an die Wand. Ich schob meine Hand unter ihre Bluse und legte sie um ihre Brust. Als ich ihren Nippel zwischen den Fingern spürte, zupfte ich daran. Sie warf den Kopf in den Nacken, und ihr entfuhr ein Stöhnen. Trotz ihrer verzweifelten Wut konnte sie ihre innersten Gefühle nicht verhehlen. Denn hinter ihrem Schmerz und ihren Seelenqualen gehörte sie immer noch zu mir. Und wir beide wussten das.

»Du kannst wütend sein, meine Schöne«, flüsterte ich und knabberte an ihrem Ohr. »Du kannst mich schlagen und anschreien, aber du darfst nicht an mir zweifeln. Du darfst nicht an uns zweifeln. Wir stehen das durch.«

»Und was ist, wenn wir das nicht schaffen?«, murmelte sie.

Der Schmerz in ihrer Stimme traf mich mitten ins Herz. Ich wollte ihn auf mich nehmen und an ihrer Stelle leiden.

»Wir schaffen das«, versicherte ich ihr. »Wir schaffen alles, was wir wollen.«

Ich griff ihr Haar und zog ihren Kopf nach hinten, bis ihre Lippen sich mir darboten. Dann presste ich meinen Mund auf ihre Lippen, öffnete sie mit meiner Zunge und fand die ihre. Ich küsste sie langsam, aber besitzergreifend. Ich wollte sie zurückgewinnen und mir Zeit dabei lassen, jedem einzelnen Zentimeter ihres Körpers klarzumachen, dass er mir gehörte. Sie schmiegte sich instinktiv an mich. Meine Hände strichen an ihrem Leib hinunter bis zu ihrer Hüfte, ich schob meine Finger in den Bund, öffnete den Reißverschluss und zog ihr den Rock herunter. Er fiel zu Boden und legte sich um ihre Füße, doch ich ließ nicht zu, dass sie aus ihm heraustrat. Ich wusste, wie ich meine Frau erregen konnte.

Dann dehnte ich das elastische Band ihres String-Tangas, bis es riss. Seine spitzenbesetzten Überbleibsel zog ich über ihre bloße Muschi. Sie fing an zu zittern. Ihr Gesicht blieb mir weiterhin zugewandt, aber sie hatte die Augen geschlossen und gab sich ganz dem Augenblick hin. Ich legte meine Hand über ihre erhitzte Spalte und beugte mich näher an ihr Gesicht. »Wem gehört das?«

»Dir«, keuchte sie.

»Genau. Es gehört mir.« Ich ließ meinen Mittelfinger zwischen ihre Schamlippen gleiten und fand ihre Klitoris. Ich massierte sie mit kleinen Kreisbewegungen und achtete auf jeden ihrer erregten Atemzüge, jede Erschütterung, die ihren Körper durchlief. »Ich höre nicht auf, bis du kommst, meine Schöne, aber lass dir Zeit.«

Ich gab alles, um sie locker zu machen, und als sie mir endlich ihre Hüften entgegenstemmte, wurde mein Schwanz hart. Ich wollte ihn herausholen und sie so lange vögeln, bis ich ihr sämtlichen Schmerz ausgetrieben hatte, aber erst, wenn sie mich darum bat.

Das hatte sie seit jener Nacht nicht mehr getan.

Ihr Atem ging mittlerweile gepresst, und das kehlige Gurren machte es mir zusehends schwerer, den Schwanz in der Hose zu lassen. Ihre Muschi war unter meinen Fingern feucht geworden. Das war es: der Neustart-Knopf. Ich hätte ihn schon vor Tagen drücken sollen. Ihre Knie drohten nachzugeben, und ich hielt sie an der Wand, als die Zuckungen begannen, durch ihren Körper zu fahren. Belle presste die Hände gegen die Wand und versuchte, sich abzustützen, während ihr Körper von immer neuen Beben geschüttelt wurde. Schließlich warf sie sich nach vorn und klammerte sich an mich, während sie ihre Muschi leidenschaftlich an meiner Hand auf und ab bewegte.

Wenige Augenblicke später presste sie die Schenkel zusammen – ein Anzeichen dafür, dass sie gleich nicht mehr konnte.

»Mein Gott, du bist so schön«, sagte ich zu ihr und küsste sie auf die Schulter. »Komm jetzt mit mir ins Bett.«

Sie erstarrte in meinen Armen, und ich begriff, dass ich das Falsche gesagt hatte. Ich hatte doch geschworen, dass ich sie nicht drängen wollte, und jetzt tat ich genau das.

Ihr hatte ich dieses Versprechen nicht gegeben, aber ihrer Reaktion nach zu urteilen, schien auch sie davon ausgegangen zu sein, dass ich auf ihre Einladung wartete – und jetzt hatte ich alles vermasselt.

»Es ist okay, wenn du noch nicht so weit bist.« Doch es war zu spät. Sie hatte sich mir bereits entzogen, und ich hielt sie nicht auf.

»Ich werde wohl nie so weit sein, also verschwende deine Zeit nicht mit mir.« Sie drehte sich um und rannte zur Treppe.

»Belle!«, rief ich ihr hinterher, aber da hatte sie schon die Tür hinter sich zugeknallt.

Ich schloss die Augen, ließ mich gegen die Wand sinken und suchte nach einem Ausweg, aber ich wusste, dass es keinen gab. Ich konnte ihr nicht helfen, wenn sie mich wegstieß, diese Erkenntnis war kaum zu ertragen. Doch es gab jemanden, dem es gelingen

konnte.

Ich holte das Handy aus meiner Tasche und rief die einzige Person an, der ich zutraute, ihr zu helfen.

»Sie will mich nicht mehr«, sagte ich schon zur Begrüßung. Die wohlmeinende Zurechtweisung vom anderen Ende der Leitung wollte ich nicht hören. »Sie braucht Sie«, fügte ich also nur hinzu und legte ohne ein weiteres Wort auf.

Sollte sie doch glauben, sie wäre mir mittlerweile gleichgültig – das würde mich nicht von dem Versuch abbringen, ihr zu helfen. Und wenn sie nicht reden wollte, gab es auch noch andere Dinge, denen ich mich widmen konnte. Es gab praktische Dinge zu erledigen. Ich hätte mir gern eingeredet, dass mich das auf andere Gedanken bringen würde. Aber ich war kein Idiot.

Ich legte unten an der Treppe eine Pause ein und blickte nach oben. Die Stille im Haus machte mich fertig. Mir blieb keine Wahl, ich musste raus.



»Du siehst beschissen aus«, kommentierte Georgia, als ich in ihr Zimmer trat.

Obwohl sie ungeschminkt war und ein Krankenhaushemd trug, sah sie fantastisch aus. Ihr dickes schwarzes Haar brachte ihre helle, zarte Haut bloß noch besser zur Geltung. Es gab gewiss nur wenige Frauen auf der Welt, die nach einem Monat im Krankenhaus besser aussahen als sie.

»Ich freue mich auch, dich zu sehen.« Es *war* gut, sie zu sehen, aber es passte nicht zur Art unserer Beziehung, das zuzugeben. Schließlich waren wir nur Adoptivgeschwister. Ich hatte nicht vorgehabt, ins Krankenhaus zu gehen, als wir nach London zurückkehrten, aber nach meiner Auseinandersetzung mit Belle wusste ich nicht, wohin ich sonst gehen sollte. In Wahrheit hatte ich

nur wenige echte Freunde. Georgia war nicht immer der warmherzigste Mensch, aber sie kannte mich besser als jeder andere.

»Anscheinend ist es schwerer als gedacht, mich umzubringen.«

Sie fummelte mit einer Fernbedienung herum und drückte auf die Knöpfe, bis das Kopfende ihres Bettes hochfuhr. »Ich bin kein großer Fan von dieser ganzen Krankenhausnummer.«

»Du hast deine eigenen Wachposten«, teilte ich ihr mit. »Du musst sehr wichtig sein.«

»Oder kriminell«, sagte sie trocken.

Ich legte das mickrige Lilienbouquet, das ich unterwegs an einem Stand gekauft hatte, auf ihren Nachttisch. »So schlimm wirkten die gar nicht auf mich.«

»Mit einem habe ich schon gevögelt«, sagte sie und winkte ab.

»Und ich hatte schon Angst, dass du dich langweilst. Stehst du überhaupt unter ärztlicher Aufsicht?« Ich schnappte mir ihr Krankenblatt und blätterte darin herum.

»Das sind vertrauliche Informationen«, sagte sie und warf mir einen ernsten Blick zu.

»Das kannst du dir für jemanden aufsparen, der dich noch nicht aus jeder denkbaren Perspektive gesehen hat.«

Allerdings fand ich Anmerkungen auf den Seiten, mit denen ich nicht gerechnet hatte.

Vernarbte Gebärmutter infolge multipler Aborte.

Frühere Vergewaltigung aktenkundig.

Narben nach Autoaggression.

Dann standen dort Informationen, die sich auf den Angriff bezogen, der sie fast das Leben gekostet hätte.

Ich hängte den Ordner wieder ans Bett und lächelte, als hätte ich nicht gerade all ihre Geheimnisse gelesen.

»Tu doch nicht so, Price. Du bist ein verdammt schlechter Lügner«, ließ sie mich wissen. »Du dachtest wohl, du kennst meine

Abgründe.«

»Wir können beide ganz gut den Schein wahren, aber es gibt zwischen uns Dinge, von denen niemand anders je erfährt.«

»Nicht einmal deine Frau?«, fragte sie spitz.

»Dann weißt du es also?« Offenbar musste es sein. Auch wenn Belle gerade nichts von mir wissen wollte, war sie in meinem Leben allgegenwärtig, und sei es nur wie jetzt als Gesprächsthema.

»Gute Neuigkeiten verbreiten sich schnell. Klatsch sogar noch schneller. Ich gebe zu, dass ich auf die zweite Kategorie abonniert bin. Ich dachte, du hättest bei Margot deine Lektion gelernt. Also, Herr Rechtsanwalt, worauf plädieren Sie? Schuldig? Vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit? Ich weiß momentan nicht so genau, wofür ich dich verurteilen soll.«

»Liebe.« Ich verdrehte die Augen, und sie tat es mir nach. »Ich weiß, ich weiß. Eigentlich sollten wir zu zynisch für so etwas sein.«

»Ich wusste es schon, seit ich euch zum ersten Mal zusammen gesehen habe.«

Das war eine ungewöhnlich sentimentale Bemerkung für sie. »Bist du deshalb so hart mit ihr gewesen?«

»Selbstverständlich. Wenn sie mit mir nicht klargekommen wäre, wäre sie an dir definitiv auch gescheitert.« Sie warf sich das schwarze Haar über ihre Schulter und grinste schief.

»Belle ist stärker, als du denkst.« Ich blickte aus dem Fenster und fragte mich, ob sie wohl immer noch in unserem Schlafzimmer hockte, wo sie sich eingeschlossen hatte. Wünschte ich mir nur, dass sie stark war? Oder glaubte ich es wirklich?

»Ach Gottchen, kommt jetzt die Phase, wo wir einander Zöpfe flechten und über unser Liebesleben reden? Das ist nicht gerade mein Ding.«

Man konnte sich immer darauf verlassen, dass einen Georgia wieder auf den Boden zurückholte, falls man sich mal in Gefühlen verlor.

»Du solltest in Erwägung ziehen, Therapeutin zu werden. Du hast ein echtes Talent dafür, Leute zu beschwichtigen.«

»Ich habe schon ein Stellenangebot.« Sie zwinkerte mir zu.

Ich stellte keine Fragen. Ganz egal, was sie als Nächstes vorhatte – ich wollte nichts damit zu tun haben. Ich hatte mich vom Velvet losgemacht, dem privaten BDSM-Club, der uns beiden gehörte, und unseren gemeinsamen Arbeitgeber war ich auch endlich los. Georgia hatte einige der schäbigen Rollen, die sie in Hammonds Reich gespielt hatte, wirklich genossen. Dafür verurteilte ich sie nicht, doch ich selbst hatte dort nichts mehr verloren.

»Du hast dir mit deinem Besuch Zeit gelassen.« Den Unterton in ihrer Stimme verbarg sie nicht.

»Belle und ich haben verlängerte Flitterwochen auf dem Land gemacht.« Es gab keine schonende Art, ihr zu sagen, was gesagt werden musste.

»Das klingt aber, als ob die Flitterwochen jetzt vorbei wären.« Sie seufzte und nahm einen Pudding, der auf dem Nachttisch stand.

»Ich dachte, mein Liebesleben interessiert dich nicht?« Ich setzte mich auf den Stuhl neben ihrem Bett und schüttelte den Kopf.

»Du liegst mir am Herzen, du Mistkerl.« Sie zog die Folie vom Becher und nahm sich etwas Pudding mit dem Finger. »Kein Löffel. Ich darf nichts Spitzes haben.« Sie zuckte mit den Schultern, als wäre das keine große Sache. Ich tat ebenfalls so, als würde ich mir nichts dabei denken.

Man hatte sie als suizidgefährdet eingestuft. Vielleicht kannten wir einander doch nicht so gut, wie ich angenommen hatte. Ich war immer davon ausgegangen, dass sich Georgias Lust am Schmerz darin erschöpfte, dominiert werden zu wollen. Nie hätte ich vermutet, dass sie imstande war, sich selbst zu verletzen.

»Vielleicht funktionieren unsere Beziehungen nur in Krisenzeiten«, sagte ich und kehrte zum vorigen Gesprächsthema zurück.

Georgia lachte auf. »So etwas können auch nur Männer sagen. Stecktest du etwa in einer *Krise*, als du angefangen hast, sie zu vögeln?«

»Das war etwas anderes.«

»War es nicht.« Sie schüttelte den Kopf und richtete sich auf, um mich anzusehen. »Das ist dasselbe. Ich frage jetzt nicht, ob du sie liebst, weil mir das nämlich egal ist und weil ich davon ausgehe, dass du nicht anders kannst. Aber inzwischen ist es wohl anstrengend geworden, und du willst abspringen?«

»Ich will nicht abspringen.«

»Aber sicher willst du das. Du hast schon einmal den falschen Leuten vertraut, und jetzt hast du kalte Füße gekriegt. Das ist normal.«

»*Ich* bin nicht derjenige, der kalte Füße gekriegt hat«, sagte ich.

»Kannst du es ihr zum Vorwurf machen? Sie hat eine Menge durchgemacht.«

Ich schaute ihr tief in die Augen. Irgendjemand hielt sie haarklein auf dem Laufenden.

»Ich habe meine Quellen.«

Sie hatte mir erzählt, dass sie mit ihren Aufpassern vögelte. Wenn sie Informationen wollte, hatte sie keine Probleme damit, sie sich zu beschaffen.

»Jetzt raus mit der Sprache«, verlangte sie. »Was ist passiert?«

Niemand kannte mehr Geheimnisse als Georgia. Sie sammelte sie. In ihrem Fachgebiet waren sie die Währung. Sie konnte ein Geheimnis bewahren, doch sie konnte es auch verkaufen. Die Sache war nur, dass mein Geheimnis nur für mich von Bedeutung war.

»Sie war schwanger.«

»Vergangenheitsform«, bemerkte Georgia, und für einen ganz kurzen Moment zeichnete sich Schmerz in ihrem Gesicht ab – so kurz nur, dass ich mich fragte, ob ich es mir bloß eingebildet hatte.

»Mein Beileid.«

Es war erstaunlich, welchen Effekt diese zwei kleinen Worte auf mich hatten. Bis zu diesem Augenblick hatte ich immer nur an Belles Leid gedacht, aber nie mein eigenes Leid gespürt. »Ich begreife überhaupt nicht, wie ich jemanden vermissen kann, den ich nie kennengelernt habe.«

»Hast du ihr das gesagt?«, fragte sie mit sanfter Stimme. Diese Seite von Georgia kannte ich nicht.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich war so darauf konzentriert, alles zu tun, was sie von mir verlangt.«

»Sie weiß doch gar nicht, was sie von dir verlangen soll. Vertraue mir, sie trauert und hat das Gefühl, damit allein zu sein.«

»Das ist sie aber nicht«, stammelte ich. Wie hätte ich es ihr beweisen können?

»Das weißt du, und ich weiß es auch, aber du kannst mir glauben, dass sie zurzeit nicht ganz klarsieht. Du tust gut daran, es einfach auszusprechen.«

»Da wir gerade von Ehrlichkeit sprechen: Ich bin froh, dass du nicht tot bist.«

Ich stand auf, ging zum Bett und küsste sie, von geschwisterlichen Gefühlen übermannt, auf die Stirn.

»Ich auch.« Sie wedelte mich ungeduldig weg. Georgia hatte noch nie etwas dafür übriggehabt, ihre Gefühle zur Schau zu stellen. Lieber ließ sie sich in aller Öffentlichkeit auspeitschen, als umarmt zu werden. »Geh jetzt nach Hause, und rede mit deiner Frau.«

»Ich werde dich wissen lassen, wie es gelaufen ist«, versprach ich ihr. Ich war hergekommen, weil ich mit jemandem sprechen musste, der mich kannte, aber im Gehen fragte ich mich unwillkürlich, ob ich sie denn überhaupt kannte. Vielleicht war meine Ersatzschwester doch nicht so abgebrüht, wie sie immer tat.

»Keine Drohungen!«, rief sie mir hinterher. Auf jeden Fall blieb sie ihrer Rolle treu.

Georgia hatte recht. Belle und ich mussten miteinander reden, wenn wir unsere Probleme ausräumen wollten. Die äußeren Umstände unserer Beziehung hatten für eine Kennenlernphase im Schnelldurchlauf gesorgt. Dabei hatten wir ein paar wichtige Dinge übersprungen, zum Beispiel herauszufinden, wie sehr wir uns aufeinander verlassen konnten. Wir waren einfach davon ausgegangen, dass wir das konnten.



21

Würzige Aromen von Ingwer und Zimt lagen in der Luft, als ich mir einen Weg durch die Horden von Weihnachtseinkäufern bahnte. Bei Harrods war Weihnachten bis in jede Ritze vorgedrungen, doch die Menschenmassen, die sich durchs Erdgeschoss wälzten, gingen mir nur auf die Nerven. Es war der Abend vor Weihnachten, und im Gegensatz zu mir hatten sie alle ewig Zeit gehabt, sich um ihre Einkäufe zu kümmern. Ich musste alles an einem Tag schaffen. Und dass mir ganz und gar nicht weihnachtlich zumute war, machte die Sache auch nicht besser. Gut möglich, dass jeder in meinem Bekanntenkreis Socken als Geschenk erhielt. Ich war mir nicht sicher, ob ich zu mehr imstande war. Nicht dieses Jahr.

Es hätte die glücklichste Zeit des Jahres für mich werden können. Nachdem Smith im Zusammenhang mit dem Tod Jake Stantons kein Fehlverhalten mehr angelastet wurde und Hammond hinter Schloss und Riegel saß, hätte ich mich endlich an mein Eheleben gewöhnen können.

Doch es gelang mir einfach nicht.

Die Ärztin hatte mir versichert, dass meine Trauer im Laufe der Zeit nachlassen würde, aber ich hatte meine Zweifel.

Ich war froh, dass Edward für mich eine private Verkaufsveranstaltung im fünften Stock arrangiert hatte. Auch wenn ich es nicht gerade toll fand, mich mit einer affektierten Verkäuferin herumplagen zu müssen – je weniger Leute mich im Moment beanspruchten, desto besser.

Aber als mir die junge Brünette, deren Namen ich schon wieder vergessen hatte, den Raum zeigte, blieb ich in der Tür stehen und machte große Augen.

Edward sprang auf und kam auf mich zugelaufen. »Ich dachte schon, du meidest uns. Du bist seit Tagen wieder in London.«

»Es sind zweiundsiebzig Stunden«, korrigierte ich ihn unnötig schroff. Das hatte er nicht verdient, das war mir klar, aber schließlich hatte ich mich seit unserer Rückkehr nicht gerade prächtig amüsiert.

Ich war Edward wirklich aus dem Weg gegangen. Ich war allen aus dem Weg gegangen.

Edward trat einen Schritt zurück und musterte mich gelassen. Er war nicht der Typ, der ein großes Drama machte, ganz gleich, wie sehr er von Glamour und Dramen umgeben war. In unserer Clique schafften wir es, dass sich diese Dinge nicht auf unsere Beziehungen untereinander auswirkten, nur deshalb hatten wir noch nicht völlig den Verstand verloren.

»Alles okay bei dir?«, flüsterte er. »Smith hat mich vor ein paar Tagen angerufen.«

Ich holte tief Luft. Wie weit hatte er Edward eingeweiht? »Es geht mir gut«, erwiderte ich ausweichend. »Ich leide an einer kleinen posttraumatischen Belastungsstörung.«

»Verständlich. Aber zwischen euch beiden ist alles in Ordnung?«, fuhr er fort.

Mir blieb für einen Moment das Herz stehen. Ich hatte keine Ahnung, was Smith ihm erzählt hatte, aber allein der Gedanke, dass

sich mein bester Freund nach dem Stand meiner Beziehung erkundigte, erfüllte mich mit größter Besorgnis.

»Uns geht's prächtig«, log ich.

»Gut. Es täte mir nämlich leid, wenn ich ihn umbringen müsste«, sagte Edward mit gespielter Ernst.

Ich zwang mich, über seinen schlechten Witz zu grinsen. Ich hatte gerade mit größeren Problemen zu kämpfen. Es war nicht nur Edwards Gespöttel oder der Umstand, dass ich wirklich lieber im Bett liegen würde. Nein, ganz offensichtlich war noch jemand zu dem privaten Einkaufsvergnügen eingeladen worden. Ich wandte mich ihr zu.

»Ich hoffe, es stört dich nicht, dass ich mitgekommen bin«, sagte Clara und steckte auf der Couch Elisabeths Decke fest. Mein Patenkind strampelte sich sofort wieder frei. »Die Zeiten, als ich sie einfach in eine Decke wickeln konnte, sind anscheinend vorbei. Das war's mit dem Schlaf.«

»Ihr könntet euch ein Kindermädchen besorgen«, schlug Edward vor.

»Was glaubst du wohl, wem Alexander seine Prinzessin anvertrauen würde?«, fragte sie schnaubend.

»Ihr beide seid für ein Land verantwortlich.« Edward nahm Clara das zappelnde, halb verpackte Bündel ab. Als ich mich zu ihnen aufs Sofa setzte, bot er es mir an.

Ich nahm sie mit zitternden Händen, so groß war meine Furcht, sie fallen zu lassen. Diese Angst hatte ich früher nicht gehabt. Ich hatte, bevor wir nach Somerset gefahren waren, nie gezögert, wenn ich die Gelegenheit bekam, sie zu halten. Das war jetzt anders. Wenn sie Bescheid wüssten, hätte keiner gewagt, mir das Baby zu geben. Wie sollte ich meinen besten Freunden nur berichten, was mir widerfahren war. Es war jedenfalls mit Sicherheit kein passendes Thema für fröhliche Weihnachtseinkäufe.

»*Er* hat sich um das Land zu kümmern«, korrigierte sie ihn. »Ich

habe mit der hier genug zu tun.«

»Dann sind die Gerüchte aus der Klatschpresse, dass du schon wieder schwanger bist ...«

»Nichts als dicke, fette Lügen«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Ihm würde es natürlich gefallen. Ich sage euch, er redet die ganze Zeit davon, mich wieder zu schwängern.«

»Vielleicht solltest du dafür sorgen, dass er häufiger mit ihr aufstehen muss.«

»Das ist ja das Problem. Das tut er. Ich schwöre euch, er steht jedes Mal auf, wenn das Windelwechseln ansteht. Ständig erinnere ich ihn daran, dass er einer der mächtigsten Männer der Welt ist und es nicht nötig hat, alle seine Untertanen selbst zu zeugen.« Clara lachte und wandte sich gerade noch rechtzeitig zu mir um, um zu sehen, wie mir die erste Träne über die Wange lief. »Oh mein Gott, was ist los?«

Sie kamen heran. Ich drückte Elisabeth noch ein wenig enger an mich, atmete ihren süßen Babygeruch ein und suchte nach den richtigen Worten. Schlussendlich fielen mir keine ein, also log ich: »Ich habe sie so vermisst. Wie groß sie geworden ist.«

Das stimmte alles, doch es war nicht der Grund, warum ich weinte. Edward legte einen Arm um meine Schulter und drückte mich an sich. Clara schenkte mir ein leises Lächeln und blickte mir in die Augen. Ihr konnte ich nichts vormachen. Vermutlich, weil sie wusste, dass ich eigentlich nicht nah am Wasser gebaut hatte. Ich war diejenige, die sie in den Arm nahm, wenn sie weinte. Ich hatte kaum geweint, als ich Philip verließ. Und die vielen Male, die meine Mutter in der Uni aufgekreuzt war und mich vor ihren Augen herabgesetzt hatte, hatte ich niemals weinen müssen.

»Tut mir leid«, würgte ich. »Smith ist schuld, dass ich zu lange wach war. Er feiert schon seit Tagen.«

»Und trotzdem war keiner von uns zu der Party eingeladen?«, sagte Edward mit gespielter Entrüstung.

»Es war eine private Party.« Allmählich fiel es mir zu leicht, unehrlich mit ihnen zu sein. Seit wann war es mir zur zweiten Natur geworden, die beiden zu belügen? Es war Selbstschutz. Das Letzte, was ich gebrauchen konnte, war das Mitleid anderer Leute. Smith behandelte mich auch schon, als hätte ich einen Knacks weg.

»Da wir gerade beim Thema sind. Zu Ehren eures berüchtigten Liebeslebens habe ich es so arrangiert, dass wir mit der Unterwäsche anfangen«, verkündete Edward. Mir drehte sich der Magen um, aber ich setzte ein Lächeln auf.

Wie aufs Stichwort rollte eine Verkäuferin einen Ständer mit hauchdünnen Textilien und Spitzenwäsche in den Raum. Clara wandte sich an Edward. »Wenn ich wieder schwanger werde, ist es deine Schuld.«

Die beiden fingen an, sich munter darüber zu kabbeln, wie groß die Wahrscheinlichkeit war, dass Clara zwei Kinder unter zwei Jahren haben würde, und wie zuverlässig Empfängnisverhütung war. Als ich endlich eine Auswahl getroffen und halbherzig zwei Negligés bestellt hatte, schwindelte mir. Meine restlichen Weihnachtseinkäufe würden noch warten müssen.

»Ist es wirklich schon so spät?«, rief ich mit gespielter Entsetzen, als ich auf mein Handy schaute. »Ich bin mit Jane verabredet.«

»Aber wir haben doch kaum etwas von dir gehabt«, sagte Clara. Sie redete nicht vom heutigen Tag. Sie meinte die letzten paar Monate. Ich kochte innerlich, als ich mich verabschiedete und Elisabeth noch ein Küsschen gab. Wenn irgendjemand Verständnis dafür aufbringen sollte, wie zeitaufwändig eine Liebesbeziehung sein konnte, dann Clara.

Deshalb konnte ich kaum nicken, als sie meine Hand nahm und leise sagte: »Ruf mich an.« Ich brauchte mehr Zeit. Ich wünschte nur, ich wüsste, wie viel.



Ich hatte mich mit Jane zwar nicht direkt verabredet, doch das war egal. Meine großartige Tante spielte schon seit Jahren die Therapeutin für mich und meine Freunde. Stets hatte sie Ratschläge parat, die auf ihrer einzigartigen Lebenserfahrung basierten und deshalb immer richtig waren. Als ich die Wohnung aufschloss, die wir bis vor gar nicht langer Zeit miteinander geteilt hatten, spürte ich, wie mich die Gefühle übermannten. Ich schloss die Augen und atmete den Duft von Patschuli und schwarzem Tee ein, der hier wie immer in der Luft lag. Nirgendwo sonst fühlte ich mich so zu Hause. In Stuart Hall hatte ich mich nie willkommen gefühlt. Meine Zimmer in der Uni waren nur vorübergehende Lösungen gewesen, weshalb sich heimatliche Gefühle von vornherein nicht einstellen konnten, und in Holland Park lebte ich noch nicht lange genug, um es mein Zuhause zu nennen.

Jane kam mit einem Kerzenleuchter in der Hand um die Ecke, den sie sinken ließ, sobald sie mich erblickte. »Deinetwegen bekomme ich noch mal eine Herzattacke.«

Doch falls ich glaubte, sie wäre ernsthaft böse auf mich, überzeugte mich ihre Umarmung sofort vom Gegenteil.

»Ich wusste nicht, ob mein Schlüssel noch passt«, sagte ich. Nach allem, was geschehen war, hatte ich fast damit gerechnet, auf eine leergeräumte Wohnung zu stoßen. Jede Adresse, die etwas mit mir zu tun hatte, war ein mögliches Angriffsziel gewesen.

»Clara hat dafür gesorgt, dass ich permanent überwacht wurde. Selbst nachdem in der Zeitung stand, dass sie einen Mann verhaftet haben, der für die Vorfälle im Hotel verantwortlich ist, musste ich betteln, damit sie die Bewacher hier abzieht.« Sie machte beim Reden ein ernstes Gesicht. »War das der Mann, der dir wehgetan hat?«

»Ja und nein.« Ich schüttelte den Kopf und entzog mich ihrer

Umarmung. »Ich bin froh, dass alles gut ausgegangen ist und möchte wirklich nicht darüber reden.«

»Worüber möchtest du denn reden?«, fragte sie ruhig. Ihr Blick sprang rasch zu meiner Hand, an der ich den Ehering trug.

»Ich bin immer noch verheiratet«, sagte ich mit einem amüsierten Grinsen.

»Richtig überzeugt klingst du aber nicht.« Jane war schon dabei, Teewasser aufzusetzen. Wie schön, dass es in diesen unruhigen Tagen noch etwas gab, worauf man sich verlassen konnte.

»Es war eine schwere Zeit.« Ich wollte sie nicht behelligen, obwohl es niemand so gut verstand wie sie, mir dabei zu helfen, meine Probleme in den Griff zu bekommen. »Es tut mir leid, dass ich dir nicht sagen konnte, wohin wir gegangen sind.«

»Ich wusste, wo du warst«, höhnte sie.

»Es war vermutlich nicht schwer zu erraten.« Die ganze Zeit über hatte ich vergeblich versucht, sie zu schützen.

»Zum einen das, zum anderen hat deine Mutter gleich nach deiner Ankunft angerufen, weil sie wissen wollte, wann du geheiratet hast und wie viel dein Mann auf der hohen Kante hat.«

»Mutter des Jahres«, murmelte ich. Es überraschte mich nicht, dass sie in Smith nichts als einen Geldautomaten sah, dennoch versetzte es mir einen Stich. Vermutlich hörte es nie auf wehzutun, wenn die Menschen, die einen eigentlich hätten lieben sollen, einen nur benutzten.

Jane zuckte bloß mit den Schultern. Genau wie ich hatte auch sie meine Mutter schon vor langer Zeit abgeschrieben.

»Es war besser, dass du nicht angerufen hast. Die Zeitungen waren voll mit Meldungen über die angebliche Verschwörung.« Sie stellte mir eine hübsche, aber angeschlagene Tasse samt Untertasse hin.

Eigentlich wollte ich nachfragen, hatte auch vorgehabt, unten an der Ecke eine Zeitung zu kaufen, aber ich tat es dann doch nicht.

Das, was Hammond und seine Anwälte an die Presse durchreichten, entsprach wohl kaum der Wahrheit. Ich war bereits einmal Opfer einer Verschwörung gewesen und hatte keine Kraft für die schmutzigen Details.

Wir verfielen in Schweigen, bis Jane den Kopf schüttelte. »Nun sag schon: Was ist los?«

Ich wusste nicht, wo ich anfangen und was ich überhaupt erzählen sollte. Mein Herz war immer noch wund, und es ihr zu öffnen, konnte alles noch schlimmer machen.

»Ich liebe Smith«, fing ich an. »Doch allmählich wird mir klar, wie wenig wir voneinander wissen.«

»Du weißt, dass du ihn liebst«, betonte sie. »Das ist doch schon mal ein guter Anfang.«

»Und alle, die ich kenne, sind sauer auf mich, weil ich ihn geheiratet habe. Vielleicht haben sie recht, und ich habe zu spontan gehandelt.« Ich versuchte zu verstehen, worin genau das Problem bestand, aber es funktionierte nicht. Wenn mir überhaupt jemand dabei helfen konnte, alles besser zu begreifen, dann war es Jane.

»Ich glaube, spontane Entscheidungen sind oft die besten. Es sind die, die du aus dem Bauch heraus triffst, weil sie deinen Gefühlen entsprechen.« Jane nahm meine Hand und drückte sie. Diese Geste war typisch für sie, und ich fühlte mich danach jedes Mal besser. »Du liebst ihn, und jetzt müsst ihr bloß den Rest auch noch hinkriegen. Willst du denn, dass er in deinem Leben eine Rolle spielt?«

»Ich will«, flüsterte ich.

»Da ist doch noch etwas anderes?«, mutmaßte sie. Diese Frau könnte als Wahrsagerin verdammt erfolgreich sein.

»Ich hatte ... ich meine, ich war schwanger.« Es war leichter zuzugeben, als ich gedacht hatte. Nachdem ich tagelang allein über dem Geheimnis gebrütet hatte, war es eine Erleichterung zu offenbaren, was passiert war.

»Ach, mein Liebes.« Jane zog mich an sich.

»Ich verstehe überhaupt nicht, warum mich das so mitnimmt. Es war ja gar nicht geplant, und ich bin noch so jung *und all das*.« Als ich es ihr erzählte, flossen keine Tränen. Als hätte ich mich leergeweint.

»Aber du hattest eine Zukunftsvision, die dir genommen wurde. Das ist nie leicht.« Sie strich mir beim Reden mit der Hand über die Schulter. »Wie kommt Smith damit klar?«

»Besser als ich. Denke ich jedenfalls.«

»Ich glaube, ich weiß ganz genau, warum du deine Ehe infrage stellst.« Sie zog die Hand zurück und schaute mir in die Augen. »Ihr seid beide in Trauer.«

»Ich fühle mich wütend und traurig, hilflos und schuldig. Alles auf einmal. Er hat sich so sehr um mich bemüht, und ich habe ihn immer nur auflaufen lassen. Es ist alles meine Schuld.«

»Das glaube ich nicht«, sagte sie mit Bestimmtheit. »Und Smith glaubt das auch nicht.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich.

»Weil er dich auch liebt. Willst du ihm das vorwerfen?«

»Nein.« Mein Verhalten sah allerdings anders aus. Seit es passiert war, hatte ich ihm ständig irgendwelche Kleinigkeiten vorgeworfen. »Aber ich war gemein zu ihm, weil ich auf mich selbst wütend bin.«

»Und er ist immer noch da«, erinnerte mich Jane. »Weil er dich liebt. Du hast ihn nicht verlassen, als er in Schwierigkeiten steckte, und jetzt verlässt er dich nicht. Mir scheint, ihr beide seid auf jeden Fall bereit zu kämpfen, und nur darauf kommt es an.«

»Und wenn es zu spät ist?«

»Für die Liebe? Niemals.« In ihrer Stimme war nicht der geringste Zweifel. Jetzt brauchte ich nur darauf zu vertrauen, dass sie recht hatte.



Smith ging nicht ans Telefon, als ich ihn anrief. Ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, in ein leeres Haus zurückzukehren. Schon gar nicht, nachdem ich Jane mein Herz ausgeschüttet hatte. Ich musste irgendwo hingehen, wo ich mich wieder wie mein altes Ich fühlte. Als ich vor dem Eingang des Ladens stand, in dem *Bless* untergebracht war, wusste ich, dass ich mich am richtigen Ort befand. Drinnen stellte ich dann fest, wie viel sich während meiner Abwesenheit verändert hatte. Das Grundgerüst war noch dasselbe, doch jetzt waren die Regale gefüllt. Die Ständer voller Designermode, von denen ich geträumt hatte, waren Realität geworden. An der gegenüberliegenden Wand hatte Lola eine Tafel aufgehängt, auf der die aktuelle Abonnentenzahl vermerkt war.

671.

Ich ließ meine Tasche auf den Boden fallen und erschreckte Lola, die von ihrem Stuhl aufsprang. Sie hatte ihr dunkles Haar länger wachsen lassen, wodurch sie ihrer Schwester noch ähnlicher sah.

»Oh mein Gott!«

Bevor ich irgendeinen klaren Gedanken fassen konnte, fiel sie mir schon um den Hals.

»Stimmt diese aberwitzig hohe Zahl?«

Lola blickte in die Richtung, in die ich deutete, und grinste bis über beide Ohren. »Die stimmt!«

»Und ich hatte auf etwa zehn gehofft«, gab ich zu. Hunderte von Abonnentinnen, das war unfassbar. »Das hast du geschafft!«

»Wir haben das geschafft«, verbesserte sie mich. »Es ist dein Baby. Ich habe nur das Kindermädchen gespielt.«

Wieder einmal stellte sie ihr Licht unter den Scheffel. Ohne sie wäre das alles nicht möglich gewesen. Ohne sie wäre *Bless* schon gescheitert, bevor ich offiziell eröffnet hatte.

»Lass dich anschauen.« Sie trat einen Schritt zurück und

musterte mich.

Weil ich nur eine einfache Röhrenhose aus Leder und einen bequemen Pullover anhatte, fühlte ich mich nicht gerade angemessen gekleidet. Lola hingegen trug ein einfaches, zeitloses Wickelkleid und Strumpfhosen. Ich hatte gute Gründe gehabt, sie zu bitten, die Firma nach außen zu repräsentieren, als sie an Bord gekommen war.

»Ich sehe nicht gerade aus wie eine Geschäftsführerin, oder?«

»Blödsinn.« Sie wedelte meine Selbstzweifel weg. »Dein Stil ist lässig. Das kriegt man am schwersten hin, und es passt hervorragend, weil das französische Büro von *Trend* dich in der kommenden Frühlingsausgabe vorstellen will.«

Ich hob fragend eine Braue. Mein letzter Kontakt mit *Trend* war durch die Schuld der Chefredakteurin ein Desaster gewesen.

»Du wirst diesmal nicht mit Abigail Summers zu tun haben«, versicherte sie mir. »Glaub mir, ohne ein paar Zugeständnisse hätte ich dich nicht nach Paris geschickt.«

Paris. Konnte ich nach Paris fahren? Wollte ich das überhaupt?

»Bilde dir nicht ein, du könntest ablehnen.«

»Es ist nur ... Ich finde, das solltest du machen.« Das entsprach der Wahrheit. So froh ich auch darüber war, bei *Bless* das Ruder wieder in die Hand zu nehmen – ich war mir nicht sicher, ob ich schon wieder in die Öffentlichkeit treten konnte. Nicht nach allem, was mir in den letzten Wochen zugestoßen war.

»Darüber können wir uns später immer noch streiten. Aber fürs Erste habe ich hier ein paar wichtige Dinge, die dringend von der Chefin abgenickt werden müssen.«

Ich hörte ihr zu, als sie die Verbindungen herunterrattete, die wir mit verschiedenen Modehäusern aufgebaut hatten. Erwartungsgemäß hatten einige der Newcomer unter den Designern ihre Chance genutzt und sich bereiterklärt, Stücke aus ihren Kollektionen zum Selbstkostenpreis zur Verfügung zu stellen. Unter

den eingeführten Häusern gab es ein paar, die der Sache etwas skeptischer begegneten. Es lief genau so, wie wir es erwartet hatten.

»Ich fühle mich fast schlecht dabei, solche Preisnachlässe auszuhandeln«, sagte Lola, während sie mir ein paar Teile der neueren Designer zeigte.

»Wir nutzen sie ja nicht aus, um auf ihre Kosten in der Modeindustrie nach oben zu kommen«, erinnerte ich sie. »Wir arbeiten nicht nur dafür, dass es für *Bless* vorangeht, sondern auch für jeden Designer, der mit uns zusammenarbeitet.«

»Du bist eine Heilige«, neckte sie mich.

Das war zwar übertrieben, aber ich hatte schon genug skrupellose Geschäftsleute kennengelernt, um zu wissen, dass ich nicht so arbeiten wollte wie sie.

»Und das hier hat John gestern von einem Boten vorbeibringen lassen.« Sie hatte sich die schlechten Nachrichten für den Schluss aufgehoben. Lola kannte mich einfach zu gut. Ich hätte all die guten Nachrichten kaum genießen können, wenn mir Lola gleich zu Beginn mit den rechtlichen Problemen gekommen wäre, denen sich unsere Firma gegenüber sah.

Aber als ich das Kuvert öffnete, war von dem Gerichtsverfahren darin nichts zu finden. Es ging anscheinend um meine Einwilligung, die Leitung meines Anwesens an jemand anderen zu übertragen. Ich konnte noch stundenlang in dem Juristenkauderwelsch herumlesen und würde vermutlich trotzdem nichts verstehen, oder gleich John anrufen.

Er ging schon beim zweiten Klingeln ran.

»John, was hast du mir da geschickt?«, fragte ich sofort nach seinem Hallo und ersparte uns die üblichen Höflichkeitsfloskeln.

»Ich habe mich schon gefragt, wann du wohl aus deinem Urlaub zurückkommst.«

John konnte unmöglich glauben, dass ich auf meinem Anwesen Urlaub gemacht hatte. Dazu kannte er mich einerseits zu gut,

andererseits arbeitete Smiths persönlicher Anwalt im selben Büro, wie wir durch einen Zufall herausgefunden hatten. Aber mein älterer Halbbruder war stets um Höflichkeit bemüht.

»Jetzt bin ich zurück und habe mir die Papiere angesehen, die du gestern geschickt hast. Ich glaube, ich verstehe sie nicht richtig.«

»Sie regeln die Übertragung der Verantwortung.« Dann trat eine längere Pause ein.

»Also bin ich für das Anwesen nicht mehr zuständig?«

»Ich dachte, du wärest erleichtert.« Selbst durch das Telefon spürte ich seine Verwunderung.

»Das bin ich auch«, schickte ich schnell hinterher. »Ich möchte einfach nur verstehen, was eigentlich los ist, wenn sie mir das hier morgen um die Ohren haut.«

Erneut entstand eine Pause am anderen Ende. Schließlich räusperte sich John. »Ich hätte das wohl alles nur nach direkter Absprache mit dir erledigen sollen. Aber nachdem dein Mann die Papiere vorbeigebracht hat und ich mit ihm geredet habe, bin ich davon ausgegangen, dass du ihn gebeten hast, sich um diese Angelegenheit zu kümmern.«

Ich griff nach einem Stuhl und zog ihn mir heran. Ich hatte das Gefühl, ich sollte lieber sitzen.

»Die Unterlagen trugen deine Unterschriften«, fuhr John fort.

»Selbstverständlich.« Etwas Sinnvolleres konnte ich kaum beitragen, mir schwirrte der Kopf. Ich hatte Papiere unterzeichnet, die das Anwesen betrafen, und Smith als Miteigentümer hinzugefügt, aber irgendwas sagte mir gerade, dass ich ihm wohl noch etwas mehr Kontrolle eingeräumt hatte.

»Dein Ehemann hat mich ersucht, die Aufsicht über das Anwesen zu übernehmen, bis es überschrieben oder verkauft werden kann.«

Als er das sagte, fiel mir ein Stein vom Herzen, von dem ich gar nicht gewusst hatte, dass er dort lastete. Mir schossen sofort die Tränen in die Augen, und ich versuchte, sie wegzublinzeln. In den

Tiefen des Studios hielt Lola inne und blickte mich an. Ich winkte ab und drehte den Stuhl zum Fenster, damit sie nicht Zeugin meines Aufruhrs wurde.

»Belle?«, hakte John nach. »Wenn du nicht einverstanden bist ...«

»Nein«, sagte ich schnell. »Ich meine ... doch, ich bin einverstanden. Hier ist es etwas drunter und drüber gegangen. Mir war nicht klar, dass Smith sich darum gekümmert hat.«

»Das ist seltsam. Deine Mutter hat schon seit Jahren damit gedroht, die Sache vor Gericht zu bringen oder den Besitz zu verkaufen, aber es war immer deutlich, dass sie im Unrecht ist. Als Smith hier vorbeischaute, hatte ich nicht den geringsten Zweifel, dass er nur dein Bestes im Sinn hat. Er scheint ein guter Mann zu sein.«

»Und du klingst wie der große Bruder, der auf mich aufpassen will«, neckte ich ihn sanft.

»Das bringt mich zu einem anderen Punkt, den ich gern mit dir besprechen würde.« Er redete stockend, und ich machte mich schon auf die schlechten Nachrichten gefasst, mit denen ich gerechnet hatte, als ich seine Nummer wählte. »Denk doch bitte mal darüber nach, ob du dir vorstellen könntest, mir das Anwesen zu verkaufen.«

»Aber ...« Ich schüttelte den Kopf. »Ich hatte keine Ahnung, dass du es haben willst.«

»Ich wollte dir den Besitz nicht streitig machen. Das will ich immer noch nicht, auch wenn er mir von Rechts wegen zustehen würde.«

»Das höre ich zum ersten Mal«, brachte ich heraus.

»Bitte denk jetzt nicht, dass ich dich unter Druck setzen will«, sagte John rasch. »Ich würde nicht im Traum daran denken, dir etwas wegzunehmen, aber wenn du sowieso über einen Verkauf nachdenkst, hoffe ich, dass du mich als Käufer in Erwägung ziehst. Ich weiß, dass es gewisse Diskussionen darüber gibt, ob ich ein Stuart bin.«

»Das stand nie infrage«, sagte ich mit fester Stimme. »Du darfst dich von einer einzelnen Person nicht dazu bringen lassen, deine Identität anzuzweifeln. Aber es tut mir leid: Es ist völlig ausgeschlossen, dass ich dir das Anwesen verkaufe.«

»Ich verstehe.«

»Denn du hast darauf dasselbe Recht wie ich«, fügte ich schnell hinzu, bevor er noch auf falsche Ideen kam. »Vielleicht wird es Zeit, dass mal ein Stuart mit guten Absichten das Heft in die Hand nimmt.«

»Das heißt, du überlässt es mir?« Ich konnte sein ungläubiges Staunen förmlich durchs Telefon hören.

»Mal dir bloß mal spaßeshalber aus, wie meine Mutter sich darüber ärgern wird.« Dass ich die Vorstellung genoss, warf vermutlich kein besonders gutes Licht auf mich.

»Ich werde sie nicht rauswerfen.«

Das sollte er aber.

»Doch ich verhandle gerade mit der BBC.«

Ich zuckte zusammen, denn auch wenn ich jetzt nicht mehr die Leitung des Anwesens innehatte, wollte ich nicht, dass mein unmöglicher Ex Philip das als Friedensangebot missverstand. »Das musst du wohl selbst entscheiden.«

»Smith hat vertraglich vereinbart, dass die nächsten zwei Staffeln exklusiv in Stuart Hall gefilmt werden. Philip Abernathy hat Schwierigkeiten gemacht. Da hat Smith die Gelegenheit genutzt und die weiteren Verhandlungen mir übertragen.«

»Dann wird also nicht mehr bei Philip gedreht.« Ich musste unwillkürlich grinsen.

»Nur noch in Stuart Hall«, bestätigte er.

»Du bist spitze.«

»Dasselbe kann ich auch von dir behaupten«, sagte er und schnaufte. »Ich warte zwar noch auf die Verträge, aber Mary hat eingewilligt, das Zivilverfahren fallen zu lassen, wenn es zu einer

Einigung kommt.«

»Bist du ein Zauberer?«, fragte ich halb im Spaß.

»Keineswegs. Ich bin Anwalt. Man sollte meinen Berufsstand nie unterschätzen.« Er machte eine kleine Pause. »Du hast einen cleveren Mann geheiratet, Belle.«

Und einen lieben und unterschätzten Mann, fügte ich im Stillen hinzu. Während ich die letzten Tage damit verbracht hatte, meinem Mann vorzuwerfen, sich nicht um mich zu kümmern, hatte er hinter den Kulissen daran gearbeitet, mich von den Bürden meiner Vergangenheit zu befreien. Ich würde Stuart Hall nicht vermissen. Das verstand er besser als die meisten anderen, und mich verstand er auch besser als irgendjemand sonst.

Ich dankte John und legte auf. Dann lief ich zur Tür und schnappte mir unterwegs meine Handtasche vom Fußboden.

»Gehst du schon?«, rief Lola.

»Ja, und das solltest du auch tun. Es ist Weihnachten«, erinnerte ich sie.

»Leider habe ich nicht so einen heißen Kerl zu Hause, den ich unter den Mistelzweig zerren kann.«

An diesem Zustand sollten wir etwas ändern, beschloss ich. Doch als Erstes musste ich jetzt heimgehen, um mir das schönste Geschenk abzuholen, das ich in diesem Jahr bekommen hatte: die Liebe meines Lebens.



22

Das kleine Bäumchen bog sich unter der Last Dutzender Glaskugeln, die Smith an seinen Ästen aufgehängt hatte. Diesem Weihnachtsbaum war keine Zeit zum Wachsen geblieben, bevor man ihn geschlagen und zum Markt gekarrt hatte. Er wirkte wie aus einem traurigen Kinderbuch.

Und dennoch war er das Schönste, was ich jemals gesehen hatte.

»Ich habe zu lange gewartet«, sagte er hinter mir mit leiser Stimme.

Ich wirbelte herum und fand mich Auge in Auge mit meinem eigenen Weihnachtswunder. Er hatte die Hemdsärmel hochgerollt und die Krawatte zu dieser Abendstunde bereits abgelegt. Er beobachtete mich höchst aufmerksam, bestimmt fragte er sich, in welches Extrem meine Laune heute Abend wohl umschlagen würde. Doch selbst während er mich musterte, blieb sein Blick offen und arglos. Ich musste tief Luft holen angesichts der Ausdruckskraft dieser grünen Augen und erinnerte mich an den Tag, an dem wir uns

kennengelernt hatten. Er hatte nie versucht, sich vor mir zu verbergen. Nicht wirklich. Smith hatte seine Vergangenheit und seine Sünden nicht in Gänze offenbart, aber er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, was für ein Mann er war. Nicht die Entscheidungen, die er bis dahin getroffen hatte, machten ihn aus, sondern vielmehr seine unbedingte Fähigkeit, sich stets neu zu entscheiden. Er hatte schlechte Dinge getan, aber er war ein guter Mensch. Mein Vertrauen darauf war ebenso unerschütterlich wie meine Liebe zu ihm.

Und ich hatte die letzten Wochen damit verbracht, Zweifel zu säen.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich.

Er grinste und lehnte sich an den Türrahmen. »Um den Baum?«

»Dass ich dir Kummer gemacht habe«, sagte ich leise.

»Oh, meine Schöne ...« Er streckte die Hand aus und strich mit dem Zeigefinger die Konturen meines Gesichts entlang. »Das war es mir wert.«

»Wirklich?« Ich schmiegte meine Wange in seine Handfläche.

»Alles. Auf immer und ewig.« In seiner Stimme klang so viel Gefühl mit, dass mir der Atem stockte.

Ich hatte mich viel zu sehr in meine eigene Trauer, in meinen eigenen Schmerz vergraben, um noch zu sehen, dass er auch litt. Er war stark geblieben, als ich schwach sein musste. Er hatte sich um meine leidigen Angelegenheiten gekümmert, als mir die Kraft dazu fehlte. Ich schuldete ihm dafür mehr, als ich jemals wiedergutmachen konnte. Doch ab jetzt konnte ich es wenigstens versuchen. Das Glück sollte für mich mehr zählen als die Wut. Mut sollte mir wichtiger sein als Furcht. Und er war *mein Mann*.

»Jetzt sagst du gar nichts mehr, meine Schöne.« In seinen Worten lag besorgte Anteilnahme. Sie zeigte mir deutlich, wie vorsichtig er mit mir umzugehen gelernt hatte.

Ich schluckte den dicken Kloß herunter, der sich in meinem Hals

zu bilden begann. »Ich dachte nur gerade, wie sehr ich dich liebe.«

»Was für ein Zufall. Ich habe auch gerade gedacht, wie sehr ich dich liebe«, erwiderte er und verzog den Mund. Mein Gott, wie hatte ich dieses arrogante Grinsen vermisst.

»Ach ja?« Ich hob eine Braue hoch und hoffte, der leise Spott könnte mich davon abhalten, mich in ein schniefendes, sentimentales Etwas zu verwandeln.

»Ja«, sagte er. »Außerdem habe ich mir vorgestellt, wie du dich wohl unter dem Baum machen würdest – nackt und mit gespreizten Beinen. Ich wüsste nicht, was mich mehr in Weihnachtsstimmung versetzen könnte.«

Ich stürzte mich auf ihn und hätte ihn fast umgeworfen, als ich ihm einen Kuss auf den Mund drückte.

»Ruhig Blut.« Er wich zurück und lachte über meinen Enthusiasmus. »Ich habe ein Geschenk für dich.«

»Und ich für dich.« Fast hätte ich es vergessen, so sehr nahm mich der Moment gefangen. »Ich zuerst.«

Ungeachtet des vorangegangenen Einkaufsdesasters hatte ich auf dem Heimweg noch einmal bei Harrods haltgemacht. Ich öffnete meine Handtasche und fand das Schächtelchen, das ich darin verstaut hatte. Ich biss mir nervös auf die Lippe, als ich es herauszog.

»Willst du es mir nicht geben?«, fragte Smith.

Von plötzlicher Schüchternheit übermannt, hielt ich es ihm zögernd hin. Er nahm die Schachtel und zog die rote Schleife ab, die die Verkäuferin darum gebunden hatte. Im Innern befand sich ein massiver Goldring. Er war ganz schlicht, die Ränder stumpf und kantig. Der Ring war männlich, ohne protzig zu wirken, er strahlte Kraft aus, ohne aufdringlich zu sein.

»Ich dachte, es wäre an der Zeit ...« Es verschlug mir fast die Stimme, und ich bekam einen trockenen Hals. »Aber falls er dir nicht gefällt ...«

»Er gefällt mir nicht«, sagte er sofort, und mir blieb das Herz stehen. »Ich liebe ihn.«

Er nahm ihn und schob ihn sich über den Finger.

»Soll das heißen, dass du immer noch mit mir verheiratet sein willst?«, fragte er sanft.

Ich hatte ihm einigen Grund gegeben, daran zu zweifeln. Das konnte ich nicht ungeschehen machen, aber ich konnte ihm von heute an beweisen, dass es mir ernst war mit meinem Eheschwur, und dass ich ihn nicht leichtfertig geleistet hatte.

»Könntest du dir vorstellen, es bis ans Ende unserer Tage mit mir auszuhalten?«, fragte ich ihn.

»Ich dachte schon, du würdest nie mehr fragen.« Er beugte sich zu mir herunter und gab mir einen leidenschaftlichen Kuss. Mein Körper reagierte. Ich hatte mich selbst viel zu lange damit bestraft, mir meine Lust auf Smith nicht einzugestehen. Diesen Irrtum wollte ich so schnell wie möglich korrigieren. Doch er wich zurück. »Jetzt bin ich an der Reihe.«

»Ich kann es kaum erwarten«, sagte ich außer Atem. Hier und jetzt gab es nur noch eins, was ich auspacken wollte.

Smith löste sich von mir und führte mich zum Baum. Dort lag ein einziges, in blaues Geschenkpapier eingewickeltes Päckchen.

»Ich fürchte, es ist nicht so großzügig wie deins«, sagte er und hielt es mir hin.

Das Päckchen war quadratisch und ganz leicht. Ich drehte es in der Hand und versuchte herauszufinden, was sich unter dem Papier verbarg.

»Aufmachen hilft«, sagte er.

Ich boxte ihn spielerisch gegen die Schulter. »Ich lasse mir Zeit. Wenn du mich zwingst, nicht die Geduld zu verlieren, dann kann ich das auch von dir verlangen.«

Eigentlich brannte ich darauf, das Papier aufzureißen. Ich blickte zu ihm, dann auf das Geschenk.

»Na, mach schon«, forderte er mich auf. Und jetzt stürzte ich mich mit einer Begeisterung darauf, wie ich sie seit meiner Kindheit nicht mehr empfunden hatte. Mit ihm zusammen fühlte sich alles irgendwie wieder ganz neu an. Plötzlich war ich nicht mehr zu erwachsen für so etwas wie Weihnachtsgeschenke. Die Liebe hatte Türen geöffnet, die ich vor langer Zeit zugeschlagen hatte.

In dem Päckchen fand ich »Honey to the B«, Billie Pipers Debütalbum. Vom Cover sah mich ihr Foto an. In ihrem Gesicht stand ein wissendes Lächeln.

Smith wusste nicht alles über mich, aber er konnte zuhören.

»Ich möchte nur klarstellen, dass du meine volle Unterstützung hast, falls du in Erwägung ziehst, doch noch ein Popstar zu werden.« Trotz seiner neckischen Worte klang seine Stimme bewegt.

»Du hast mich doch noch nie singen hören.« Meine Stimme war ebenfalls brüchig, und ich drückte mir das Geschenk ans Herz. Es hatte ihn vermutlich keine zehn Pfund gekostet und war doch unbezahlbar.

Smith nahm mein Gesicht in seine Hände und schaute mir in die Augen.

»Ich will alles von dir erfahren. Und ich will, dass du alles über mich weißt. Das ganze dumme Zeug, das wir vor allen anderen verbergen – vor dir will ich es nicht verstecken. Ich will von jedem einzelnen Augenblick deines Lebens erfahren, bis zu dem Zeitpunkt, als wir uns kennenlernten, denn ich habe so viel davon verpasst. Ich kann mich überhaupt nicht mehr daran erinnern, wie mein Leben war, bevor wir uns begegnet sind. Wenn ich in meine Vergangenheit zurückblicke, bist du immer noch da. Du bist ein Teil von mir, und ich kann mich nur noch als den Mann sehen, der sich in dich verliebt hat.« Er fing die erste Träne auf, die über meine Wange rollte, und wischte sie fort. »Über Nacht können wir das alles nicht erfahren, aber wir haben ja unser ganzes Leben Zeit dafür, meine Schöne.

Uns bleibt die Ewigkeit.«

Die Ewigkeit konnte gar nicht schnell genug beginnen.

»Lass uns Liebe machen«, flüsterte ich.

»Darum brauchst du mich nicht zweimal zu bitten.« Er machte einen Schritt auf mich zu, aber ich hob abwehrend die Hand.

Unter keinen Umständen konnte ich bis zum Schlafzimmer warten. Ich hatte mir bereits den ganzen Nachmittag lang unsere Wiedervereinigung ausgemalt. Schon zu Harrods zu gehen und den Ring zu kaufen, war eine Geduldsprobe gewesen. »Ich habe den ganzen Nachmittag davon geträumt«, gab ich zu. »Zu wissen, dass mich deine Hände bald berühren werden, reichte schon, dass ich es mir am liebsten selbst gemacht hätte.«

»Das hast du doch wohl nicht gewagt«, sagte er und bedachte mich mit einem finsternen Blick.

Sein besitzergreifender Tonfall ließ Schauer über meinen Rücken rieseln. Ich schüttelte den Kopf und fasste an die Knöpfe meines Mantels. »Natürlich nicht«, versicherte ich ihm, »doch ich dachte, du hättest vielleicht nichts dagegen, am Weihnachtsabend gleich zwei Geschenke auspacken.«

»Was schwebt dir vor, meine Schöne?« Er leckte sich über die Unterlippe.

Mein Geschlecht wurde schon vom Anblick seiner Zunge feucht. Oh Gott, ich wollte diesen Mund an mir spüren.

»Das«, flüsterte ich, öffnete den Mantel und ließ Smith das französische Spitzennegligé sehen, das ich darunter trug. Es war nicht mehr als ein Streifen Stoff, der meinen ganzen Körper den Blicken preisgab. Meine Nippel drängten sich gegen die Spitze.

»Bist du etwa so durch London spaziert? Mit nichts als *dem da* unter deinem Mantel?« Ich sah, wie sich ein Muskel an seinem Kiefer anspannte, als er mich mit seinen Blicken verschlang.

Ich verging unter seinem durchdringenden Blick. Er war verärgert oder heiß, doch wie ich meinen Ehemann kannte, vermutlich beides.

In meiner Welt die perfekte Kombination.

»Ich wollte für dich bereit sein«, flüsterte ich.

»Das bist du allerdings.« Er kam näher und schob mir den Mantel von den Schultern, sodass er zu Boden fiel. »So ein hübsches Geschenk. Ich bin ganz heiß darauf, mal zu schauen, was sich unter dieser Verpackung befindet.«

Smith strich mit den Händen an meinen Armen hinunter und machte mir eine Gänsehaut. Als er meine Hände erreichte, drückte er sie kurz, bevor er sie losließ. Er ließ den Zeigefinger in der Luft kreisen, und ich drehte mich gehorsam einmal um meine eigene Achse.

»Ich weiß gar nicht, welches Geschenk mir das liebste ist«, sinnierte er. Er strich sich über den Finger, an dem er meinen Ring trug.

»Es ist ein Kombipaket«, beruhigte ich ihn.

»Das schönste Weihnachten aller Zeiten.« Er verzog den Mund zu einem durchtriebenen Grinsen, in seinen Augen funkelte ein schmutziges Verlangen. »Dreh dich um.«

Ich drehte mich mit dem Gesicht zur Wand und holte tief Luft, als er den spitzenbesetzten Saum meines Hemdchens bis an meine Taille hob. Seine Hand wanderte über meinen Hintern und liebte ihn mit sanften Bewegungen. Ich stöhnte auf, als er seine Hand tiefer drückte und mich dazu brachte, meine Schenkel für ihn zu spreizen.

Er beugte sich vor und flüsterte kehlig in mein Ohr: »Genau so, meine Schöne. Ich will mein Geschenk bewundern.«

Mit angehaltenem Atem sehnte ich seine Zärtlichkeiten herbei. Jeden Moment erwartete ich die raue Berührung seiner Finger oder den raffinierten Tanz seiner Zunge an meiner Lustknospe, doch Smith schien sich mit meinem Anblick zufriedenzugeben.

»Bitte«, flehte ich und stieß endlich die Luft aus, die ich offenbar die ganze Zeit angehalten hatte.

»Darauf habe ich gewartet«, rief er mir ins Gedächtnis. »Ein Kenner kippt seinen Wein auch nicht in einem Zug herunter. Er nippt, er lässt das Glas kreisen. Er kostet. Ich genieße es, all diese Dinge mit dir zu tun, meine Schöne.«

Meine Hüften bebten, als ich den Impuls unterdrückte, die Schenkel zusammenzupressen, um mein Verlangen zu stillen. Die geringste Reibung nur, und ich wäre auf der Stelle gekommen – dabei hatte mich Smith kaum berührt. Es reichte mir schon aus, wenn er nur da war; schon seine Worte genügten, um mich auf das Äußerste zu erregen.

»Ich kann sehen, wie feucht du bist«, fuhr er fort und drückte mir einen zärtlichen Kuss auf die Schulter. Ich erschauerte von der geliebten Berührung. »Deine Muschi schreit nach mir, nicht wahr?«

Ich wimmerte, als ein warmer, nasser Schwall von Erregung mein Geschlecht durchpulste.

»Antworte«, befahl er mir.

»Ja, Sir«, entgegnete ich mit erstickter Stimme. Nach all der Zeit fühlte es sich gut an, diese Worte zu sagen.

»So ist es schon besser«, sagte er ruhig. »Ich weiß, was du brauchst, meine Schöne, und ich werde es dir geben – meine Zunge, meine Finger und meinen Schwanz. Ich werde dich für all die Zeit vögeln, die wir verloren haben. Als Erstes will ich sehen, wie du kommst.«

Er schnippte mit den Fingern und zeigte nach unten. Ich sah, das seine Hose ausgebeult war und brauchte gar nicht lange nachzudenken, was er erwartete oder was ich wollte. Es war ein und dasselbe. Mein Körper reagierte, und meine Knie gaben automatisch nach. Ich kniete mich vor ihn und zog umstandslos seinen Reißverschluss herunter. Ich nahm seinen schweren Schaft in die Hand und ließ meine Finger über seine samtene Härte gleiten. Dabei wurde mir sehr bewusst, wie es in meiner Lustknospe heftig zu pochen begann.

Ich senkte die Lippen an seine Spitze, doch Smith hielt mich zurück.

»Zieh mich aus«, befahl er mir.

Ich rutschte auf den Knien ein Stück vor. Dabei schürfte der Teppich mir die Haut auf. Ich zog ihm die Hose an den muskulösen Beinen herunter und wartete, bis er herausstieg. Smith verlangte, dass ich wieder aufstand. Ich befeuchtete meine Lippen und bedachte seinen Schwanz mit gierigen Blicken.

»Ich will dir zusehen«, erinnerte er mich. »Und ich verspreche, dass du auch noch zum Zuge kommst.«

In dieser Nacht hatten wir keine Chance auf ein bisschen Schlaf. Dieser Gedanke machte mich zufrieden – fürs Erste. Er wollte zusehen, wie ich kam, aber er schien nicht zu begreifen, wie heiß es mich machte, ihm dabei zuzusehen, wie er kam.

Kaum war ich aufgestanden, strich er mir mit dem Daumen über die Lippen und drückte die Daumenspitze in meinen Mund. »Du bist so gierig auf meinen Schwanz. Das kann ich sehen, meine Schöne. Aber ich weiß, was du brauchst, oder?«

Ich nickte beflissen, während er gelassen sein Hemd aufknöpfte. Mit jedem leisen Klicken eines Knopfes wurde ich erregter. Dieser Mann könnte Nachhilfe in Sexappeal geben. Aber ihn mit anderen zu teilen, kam für mich nicht infrage.

Er streifte das Hemd ab und entblößte seinen muskulösen Brustkorb. Dann drehte er sich um und ging zum Clubsessel neben dem Kamin. Er setzte sich und streichelte über seinen Schwanz, der sich einladend aufrichtete. Ich schlenderte hinüber. Diesmal zögerte ich nicht oder wartete auf Anweisungen. Er hatte mir bereits gesagt, was er wollte – *und von mir verlangte*.

Ich stieg auf den Sessel und hockte mich über ihn. Smith strich mit seinem Schwanz über meine geschwollene Spalte und befeuchtete ihn für mich. Ich war ihm dafür dankbar, als ich mich über ihm in Position brachte. Wegen seiner Größe war es immer

einfacher gewesen, wenn er mich von hinten oder in der Missionarsstellung nahm. Ich stützte mich auf meine Oberschenkel und senkte mich langsam und ein wenig angstvoll auf ihn herab. Allmählich umfing mein Körper seinen Schwanz. Mir entfuhr ein Schrei, als ich mich immer tiefer senkte und ihn schließlich tief in mir spürte.

Er füllte mich ganz und gar aus, und doch konnte ich nicht genug von ihm bekommen.

»Lass es langsam angehen«, warnte er mich. »Ich will dir nicht wehtun.«

Doch diese Sorge teilte ich nicht. Schon fing ich an, mit den Hüften zu kreisen und den süßen Schmerz heraufzubeschwören, den ich spürte, wenn sein Schwanz gegen meinen Muttermund stieß. Er war so tief in mir, dass seine Gegenwart jeden Zentimeter meines Körpers in Schwingung versetzte.

»Genau so, meine Schöne«, knurrte er heiser und führte meine Hüften. »Zeig mir, wie es dir gefällt, den Schwanz deines Ehemannes zu reiten.«

Ich warf den Kopf in den Nacken, zuckte heftig ob der unbeschreiblichen Lust, die in mir aufstieg, und schrie seinen Namen. Ich klammerte mich an seine Schultern und suchte Halt, während die Welt zu beben begann. Vielleicht war ich es auch, die bebte. Ich konnte das nicht mehr auseinanderhalten. Smith übernahm die Regie und stieß kraftvoll zu, bis ich tief in mir seinen heißen Orgasmus spürte.

Als ich schließlich ermattet an ihn sank, küsste er mich, bis die Nachbeben meines Höhepunktes verebbt waren. »Ich könnte dir den ganzen Tag lang zusehen.«

Keiner von uns bewegte sich. Wir verharrten einfach vereint, wie wir waren.

»Ich freue mich schon darauf, dich für den Rest meines Lebens jeden Tag kommen zu sehen«, sagte er und verzog das Gesicht zu

einem Grinsen.

Ich bedeckte sein Gesicht mit Küssen und spürte bereits das vertraute Kitzeln in meinem Bauch. »Das hätten wir in den Eheschwur mit aufnehmen sollen.«

»Ein Versäumnis«, pflichtete er mir bei. »Du wirst es mir einfach glauben müssen. Tust du das?«

»Ja«, flüsterte ich.

Smiths Lippen fanden meine, und schon bewegten sich unsere Körper wieder in einem gemeinsamen Rhythmus, um zu besiegeln, was wir einander soeben versprochen hatten.



23

Belles Stimme hallte durch die Flure, als sie von Summen in Singen verfiel. Sie stand schon wieder in der Küche, nachdem sie gestern bei dem Versuch, einen postkoitalen Weihnachtspudding aus dem Ärmel zu schütteln, grandios gescheitert war. Ich nahm mir vor, einen Koch einzustellen, bevor sie uns noch das Haus abfackelte.

Nie hätte ich gedacht, jemals wieder solche Laute von ihr zu hören. Es war pures Glück. Ich ging zur Küche und blieb in der Tür stehen, um sie dabei zu bewundern, wie sie in einer Schüssel mit dubiosem Inhalt herumrührte. Beim Essen würde mir der Spaß wahrscheinlich vergehen, doch fürs Erste brachte mich der Anblick zum Grinsen. Hätte mir gestern jemand erzählt, dass ich heute so hier stehen würde, hätte ich es ihm nicht geglaubt. Vielleicht war ja doch etwas dran an den Geschichten vom Wunder der Weihnacht.

Der Vibrationsalarm meines Handys unterbrach die friedliche Szene. Niemand hatte einen erfreulichen Grund, mich am Weihnachtsabend anzurufen, außer der Frau, die ein paar Meter von mir entfernt stand. Doch was immer es war, das meine

Aufmerksamkeit erforderte – ich wollte nicht, dass Belle mithörte. Nicht, solange ihre Freude nur auf der zarten Hoffnung beruhte, dass uns bessere Zeiten bevorstanden.

Ich ging mit großen Schritten ins Arbeitszimmer zurück und warf dabei einen Blick auf das Display. Als ich den Namen des Anrufers sah, schoss mir gleich das Adrenalin in die Blutbahn.

»Ich schätze mal, Sie rufen nicht an, um mir fröhliche Weihnachten zu wünschen«, meldete ich mich.

»Leider nicht.« Alexander war kurz angebunden. Wir wollten heute beide nicht telefonieren, schon gar nicht miteinander, und das bedeutete, dass er wirklich schlechte Nachrichten haben musste.

»Egal, was es ist, es kann warten«, unterbrach ich ihn. »Sie gehören heute zu Ihrer Familie.«

»Das kommt schon noch, keine Sorge. Aber Sie irren sich. Das hier kann nicht warten. Ich wurde gerade darüber informiert, dass Hammond mit seinem Antrag auf eine einstweilige Verfügung durchgekommen ist.«

Krampfhaft umklammerte ich das Handy. Ich musste mich schwer zusammenreißen, um das verdamnte Ding nicht quer durchs Zimmer zu schleudern. Was war nur aus den guten alten Zeiten geworden, als man seine Feinde einfach in den Londoner Tower stecken konnte? Das wäre auch heute noch die beste Verwendung für diese Touristenattraktion. Aber das hier war kein Scherz. Hier ging es um Leben und Tod. »Und wie geht es jetzt weiter?«

»Das Unterhaus wird einen Ausschuss einberufen, der über den Hochverratsvorwurf abstimmen wird. Es ist anzunehmen, dass sie ihn abschmettern, so wie ich den Meinungsmacher einschätze. Der Abgeordnete Jacobson findet das Beweismaterial offenbar nicht überzeugend.«

»Jacobson ...«, wiederholte ich.

»Kennen Sie ihn etwa?« Alexanders Überraschung war unüberhörbar.

»Er ist Belles Nachbar. Wie waren zusammen auf der Jagd.«

»Vielleicht wäre jetzt ein geeigneter Zeitpunkt, um noch einmal einen netten Ausflug mit ihm zu machen«, schlug er mir trocken vor.

Doch das wäre Zeitverschwendung. Jacobson hatte aus seiner antimonarchistischen Einstellung keinen Hehl gemacht. Es wunderte mich nicht, dass er die Klage am liebsten abweisen wollte. Ich könnte versuchen, ihn umzustimmen, aber die Erfahrung hatte mich gelehrt, dass sich Menschen in Machtpositionen oft den Sichtweisen Außenstehender verschlossen. Ich durfte nicht riskieren, dass Hammond nach Hause und zu seinen Informanten zurückkehrte. Selbst mit bewaffneten Wachen und unter ständiger Beobachtung konnte er durch seine Verbindungen dafür sorgen, dass die Schmutzarbeit für ihn erledigt wurde.

»Wann wird er auf freien Fuß gesetzt?«

»Das ist bereits geschehen, Smith«, sagte Alexander bedrückt. Es folgte eine längere Pause. »Er wurde nach dem Parlamentsbeschluss unter Auflagen entlassen. Ich darf ihn nicht anrühren. Es gibt nicht wenige, die die Hochverratsvorwürfe anzweifeln. Der über ihn verhängte Hausarrest wird lasch gehandhabt. Meine Informanten haben mir berichtet, dass er bei seiner Haftentlassung keine elektronische Fußfessel getragen hat.«

Wir warteten beide, dass der andere etwas sagte. Einer von uns musste doch einen Plan haben. Aber ich wollte Alexander nicht in meine Pläne einbeziehen. Und er dachte offenbar dasselbe.

Erst vor wenigen Tagen hatte ich einen völlig gegensätzlichen Anruf bekommen. Wie hatte ich die Nachricht von Hammonds Verhaftung gefeiert! Bis mir dann etwas anderes das Herz zerrissen hatte. Zu wissen, dass mein Feind wieder auf freiem Fuß war, erschütterte mich nicht. Ich war schon vor seiner Inhaftierung darauf eingestellt, mich im Zweifelsfall selbst um ihn zu kümmern, und ich war weiterhin bereit dazu.

Belles sanfte Stimme steigerte sich zu Soprankoloraturen – laut

genug, dass ich sie bis hierher hörte. Ich spürte, wie sich meine ruhige Entschlossenheit in eine Obsession verwandelte. Hammond war freigelassen worden, und die Frau, die ich liebte – die Frau, die er umbringen lassen wollte –, sang am Herd Weihnachtslieder. Vielleicht war mein Rachedurst ebenso unpassend wie ihre Häuslichkeit, doch ich wollte nicht erst abwarten, bis ich mir ganz sicher war.

Ich war in den Strudel der Vergangenheit gerissen worden, der alles zu vernichten drohte, was ihm in die Quere kam.

Vielleicht war noch Zeit, Sicherheitsleute für Belle zu organisieren. Doch das würde sie ablehnen. Ich lehnte es selbst ab.

»Sind Sie noch dran?« Alexanders Stimme riss mich aus meinen Gedanken.

»Tut mir leid«, sagte ich, immer noch abwesend.

»Ich werde Ihnen einen von meinen Männern vorbeischicken.«

»Sie sind mir hoffentlich nicht böse, wenn ich das ablehne.«

»Ich würde ihm mein Leben anvertrauen.«

»Auf dem Gebiet haben Sie nicht immer das richtige Händchen bewiesen.«

»Ich würde ihm das Leben meiner Tochter anvertrauen«, sagte Alexander leise.

Das wollte etwas heißen, aber ich hatte kein Kind. Dieser Wunsch war mir verwehrt worden. Wie so viele andere auch. Aber ich wusste, wie viel ihm seine Frau und sein Kind bedeuteten. »Ich will nicht, dass sie davon erfährt. Es ist Weihnachten.«

»Ich verstehe.«

Ich wusste, dass er Verständnis für meine Position hatte, weil er während der Ermittlungen selbst so vieles vor seiner Frau geheim gehalten hatte.

»Er wird bald bei Ihnen eintreffen, und ich verspreche Ihnen, dass sie sich nichts dabei denken wird.«

Zumindest war nicht zu befürchten, dass der Mann noch

schlechtere Nachrichten mitbringen könnte. Ich legte auf und marschierte in die Küche. Belle hatte sich eines meiner Unterhemden übergeworfen. Ihre Brustwarzen zeichneten sich unter dem dünnen Stoff ab, während sie in der Küche herumwirbelte, Zutaten vermengte und mit Löffeln hantierte. Sie schaute auf, ein Lächeln im Gesicht, das den ganzen Raum erhellte.

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dieses Lächeln jeden Tag sehen zu dürfen. Doch ich würde mich wohl mit der Erinnerung daran zufriedengeben müssen. Auch aus der Ferne wollte ich alles tun, was für Belles Glück getan werden musste.

»Bist du bereit für einen Geschmackstest?«

»Das klingt nicht ungefährlich.« Ich beschloss, ihr nichts von dem Telefonat zu erzählen, nahm mir einen Hocker und setzte mich an die Kücheninsel. Heute war Weihnachten, und heute wollte ich sie nur glücklich sehen. So schnell durfte ich ihr nicht wieder nehmen, was sie endlich gefunden hatte.

»Diesmal koche ich nach einem Rezept aus meinem geheimen Fundus.«

»Du hast einen Rezeptfundus?«, fragte ich so ungläubig wie möglich.

»Na ja, ich habe eine Freundin, die Profiköchin ist. Sie hat mir das Rezept per E-Mail geschickt und gemeint, es sei idiotensicher. Ich weiß nicht, ob ich ihr glauben kann. Es hat eine komische Farbe.«

Sie wedelte beim Reden mit dem Holzlöffel, besprenkelte mich mit Teig und bekam einen Lachanfall, als ich mir einen Spritzer von der Nase wischte.

»Da ist noch was.« Sie rieb mit dem Daumen über meine Wange, doch noch bevor sie mir wieder entfliehen konnte, legte ich einen Arm um ihre Taille und zog sie zwischen meine Beine.

»Du hast da was im Gesicht«, behauptete ich und strich mit den Lippen an ihrer Wange entlang.

»Hab ich wirklich, hm?«, fragte sie atemlos.

»Ganz viel.«

»Dann mach mich mal lieber sauber.« Sie wackelte anzüglich mit den Brauen.

»Mein Job ist es aber, dich schmutzig zu machen.«

»Wenn du darauf bestehst.« So wie sie das sagte, klang es ganz und gar nicht unschuldig, doch ich wusste es besser. Sie war rein und ehrlich. Ich würde nicht zulassen, dass ihr etwas zustieß.

»Wird es so bleiben?«, fragte ich sie mit belegter Stimme.

»Ganz bestimmt.«

Ich wusste es besser. Schon wenn der Kuchen fertig war, würde ich nicht mehr da sein, um ihn zu probieren. In ein paar Stunden, wenn die Zeit gekommen war, ihn aus dem Ofen zu nehmen, würde es ihr egal sein, ob er gelungen war oder nicht. Denn dann wusste sie bereits, dass ich weg war.

Es war egoistisch, noch länger hier bei ihr zu bleiben, aber ich musste ihre Gegenwart einfach in mich aufnehmen. Sie mir bis ins kleinste Detail einzuprägen, war überflüssig. Denn in mein Gedächtnis war sie bereits eingebrennt. Ich konnte die Augen schließen und sie aus meiner Erinnerung heraufbeschwören. Jeder Zentimeter von ihr war auf ewig in meine Seele gedrungen. Doch jetzt musste ich sie einfach *spüren*.

Die Zartheit ihres Handgelenks zwischen meinen Fingern.

Wie gut fühlte es sich an, wenn ich meine Arme um ihre Taille legte.

Die Wärme ihres schlanken Körpers.

Ich musste sie ein letztes Mal *erleben*.

Ich suchte nach einem Weg, ihr zu sagen, wie ich mich fühlte. *Ich liebe dich* reichte nicht aus, um ihr begreiflich zu machen, was ich für sie empfand. Sie hatte mich dazu gebracht, mich stärker zu verändern, als ich mir selbst jemals zugetraut hätte. Der Wandel war allmählich vonstattengegangen, und mein Verantwortungsgefühl

hatte sich zusammen mit unserer Beziehung entwickelt. Inzwischen konnte ich mich ebenso wenig meiner Verantwortung entziehen wie meiner Liebe zu ihr.

Ich hatte ihr die Ewigkeit versprochen, doch ich hatte gelogen. Ich konnte ihr nur meine Liebe schenken, und die Aussicht auf ein Leben ohne Gefahr. Hammond auszuschalten, war der erste Schritt auf dem Weg dorthin.

Und mich selbst zurückzuziehen, der zweite.

Mein Leben für sie zu geben, schien meinen Gefühlen für sie zu entsprechen. Aber dadurch wurde es nicht leichter, jetzt wegzugehen.

»Oh-oh.« Sie schnalzte mit der Zunge. »Du bist in Gedanken.«

»Ist das ein Verbrechen?« Ich klatschte ihr spielerisch auf den Hintern und versuchte, sie so von meinem momentanen Aussetzer abzulenken.

»Bei dir weiß man das nie. Sagst du mir, was du gedacht hast, Price?«

»Ich habe darüber nachgedacht, wie sehr ich dich liebe«, gab ich zu.

»Und?«, hakte sie nach.

»Das war der Hauptgedanke. Ich liebe dich. Ich verehere dich. Ich habe mich gefragt, wie ich das noch steigern kann.« Nichts davon war gelogen, ich ließ nur ein paar Dinge aus. Ich wollte, dass sie eines Tages zurückblickte und sich an meine Worte erinnerte. Wenn mir nur noch eine Stunde für sie blieb, musste ich dafür sorgen, dass diese Stunde für ein ganzes Leben reichte.

»Ich habe da ein paar Ideen.« Sie strich mit den Fingern über meinen Hosenbund und über meinen Schwanz, der gleich hart wurde. Ihre Hände waren kalt, und ich war heiß, und alles, was den Moment bestimmte – die Liebe, der Schmerz und das Opfer, das ich bringen wollte –, sorgte dafür, dass ich mich danach sehnte, ihren Körper an meinem zu spüren. Sie beugte den Kopf zu mir, und ihre

Augen strahlten vor Verlangen. Als ich sie ansah, fragte ich mich, weshalb ich so viel Zeit vergeudet hatte, da ich doch einzig und allein sie gebraucht hätte. Sie war mein Zuhause. Ich hatte dagegen angekämpft, hatte versucht, sie mit Ablehnung und Dominanz in Schach zu halten, doch in Wahrheit war ich ihr völlig ausgeliefert, sobald ich in ihr war. Ich hatte so lange versucht, sie auf jede erdenkliche Art zu bändigen und dabei gar nicht bemerkt, dass sie es war, die mich in Fesseln legte.

»Nimm mich.« Die Bitte klang so süß aus ihrem Mund.

»Für immer, meine Schöne.« Ich wandte mich ihren Lippen zu, dann drängten wir uns aneinander. Unsere Körper kämpften um noch mehr Nähe, als spürten wir beide das Unausweichliche. Jeder Kuss war eine kleine Rebellion – jede Berührung ein unsterblicher Moment. Als ich in sie eindrang und ihren Schoß in Besitz nahm, stieß sie einen atemlosen Schrei aus und rief mich zum Kampf.



24

Der Weihnachtsnachmittag bescherte mir nicht nur ein erneutes Gefühl von Frieden, sondern auch Besuch von Edward und seinem Freund. Smith öffnete die Tür und verstellte mir den Blick auf unsere Gäste. Als er beiseitetrat, musterte ich verwundert den Unbekannten an Edwards Seite. Vielleicht blieben die Weihnachtsfeiertage doch nicht so heiter. Doch weil ich mich gerade aus vollem Herzen der Philosophie verschrieben hatte, dass jeder schuldig ist, bis seine Unschuld bewiesen wird, zog ich Edward kurzerhand herein, ohne ihm Vorwürfe zu machen.

Ich spähte über seine Schulter hinweg auf ein rot verpacktes Geschenk. »Ist das für mich?«

»Natürlich nicht«, erwiderte er und grinste, als ich so tat, als wäre ich enttäuscht. »Das habe ich für Smith mitgebracht.«

»Du Schuft«, schimpfte ich, langte um ihn herum und schnappte mir das Geschenk.

»Es ist nichts Spektakuläres. Schließlich hatte ich dich bis vor ein paar Tagen eigentlich schon für tot erklärt. Also bin ich nicht groß

zum Einkaufen gekommen.«

Ich drohte ihm mit dem Finger. »Selbst wenn ich sterbe, erwarte ich von dir, dass du mir Geschenke ans Grab bringst. Also begehen den Fehler nicht noch mal.«

»Einen Schrein zum Beispiel?« Er schüttelte den Kopf und lachte. »Kennst du Alexanders Kumpel schon? Brexton Miles?«

Brexton hatte sich nicht von seinem Platz am Fenster wegbewegt. Seine Hände steckten in den Hosentaschen. Er gab sich lässig, was ich ihm irgendwie nicht abkaufte. Es war ziemlich offensichtlich, dass er sich hier nicht recht wohlfühlte, was zu einer naheliegenden Frage berechtigte: Warum hatte Edward ihn und nicht David mitgebracht?

Und obwohl ich eine verheiratete Frau war, entging mir Brextons athletischer Körperbau ebenso wenig wie sein attraktives Gesicht, das durch sein kurzgeschorenes Haar umso besser zur Geltung kam. Wenn ich mich recht entsann, war er mit Alexander in Afghanistan gewesen. Er musste also einen militärischen Hintergrund haben. Weshalb war er jetzt mit Edward hier?

Mir drehte sich der Magen um. Ich war lange fort gewesen. Edward hatte sich bei der Festsetzung eines Hochzeitstermins quergelegt, und obwohl sein Verlobter in dieser Sache kleinere Erfolge erzielt hatte, vermutete ich, dass Edward mit der Entscheidung noch immer haderte. Und jetzt tauchte mein bester Freund hier mit einem anderen Mann auf – einem sehr, sehr heißen Typen. Ich würde mir Edward für ein ernstes Verhör unter vier Augen vorknöpfen müssen – doch das war leichter gesagt als getan.

»Ich glaube schon«, erwiderte ich zögernd. »Sie waren auf der Verlobungsparty.«

»Und bei der Hochzeit«, rief Brexton herüber. »Ich glaube nicht, dass wir uns offiziell vorgestellt wurden. Aber Sie sind mir natürlich aufgefallen.«

In seinen Worten schwang eine gewisse saloppe Arroganz mit,

die ich unter Umständen anziehend gefunden hätte, bevor ich Smith kennengelernt hatte. Jetzt konnte ich nur hoffen, dass er auf Edward nicht dieselbe Wirkung ausübte.

»Eine ruhige Gegend«, sagte Brexton zu Smith und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße vor unserem Haus.

Smith ließ seinen Kaffee stehen und ging zu ihm hinüber. Es dauerte nicht lange, bis beide in ein Gespräch vertieft waren. Ich nahm Edward beim Arm und zerrte ihn in die Küche.

»Es ist nicht so eine Art Geschenk«, zog er mich auf. »Du kannst es ruhig vor den Augen deines Ehemannes aufmachen. Aber mir ist natürlich klar, dass ich dir ein richtig peinliches Geschenk für den Junggesellinnenabschied schulde.«

»Ich hatte doch gar keinen Junggesellinnenabschied.« Ich legte das Geschenk auf dem Küchentresen ab und baute mich vor ihm auf.

»Ich bin nicht derjenige, der durchgebrannt ist und in New York geheiratet hat, ohne jemandem davon zu erzählen.« Er streckte die Hände in die Luft. »Aber ich könnte jetzt eine Party für dich schmeißen.«

»Der Junggesellinnenabschied ist mir egal. Ich will wissen, was du zu Weihnachten bei mir zu Hause willst ...«

»Darf ich meine beste Freundin nicht zu Weihnachten besuchen?« Er verschränkte die Arme und betrachtete mich über den Rand seiner Brillengläser hinweg.

»Du lässt mich nicht ausreden«, schimpfte ich. Er sollte nicht das Thema wechseln. »Wieso bringst du einen anderen Mann mit?«

Er kniff die Brauen zusammen, als hätte er Schwierigkeiten, meine Frage zu verstehen. Ich konnte buchstäblich sehen, wie er allmählich begriff, was ich meinte. Was ich zu ihm gesagt hatte, war keine Frage, sondern eine Anschuldigung.

»Es ist nicht, wie du denkst. Aber ich werde dir verzeihen, dass du paranoid bist, schließlich haben gerade erst Leute versucht, dich

umzubringen.«

»Was soll das dann? Was würdest du denken, wenn Smith bei euch mit einer anderen heißen Blondine aufkreuzen würde?«

»Ich würde mich generell wundern, was Smith bei mir zu Hause will.« Edward legte mir eine Hand auf die Schulter und beugte sich vor, bis wir auf Augenhöhe waren. »David ist über Weihnachten zu seiner Familie gefahren. Seine Großmutter ist nicht allzu gut auf mich zu sprechen.«

»Homophobie«, grollte ich und wurde sofort an seiner Stelle wütend.

»Eigentlich liegt es daran, dass sie Schottin ist. Sie würde nichts sagen, wenn er das halbe Team von Manchester United bestiege, doch sie will nicht, dass er in die englische Königsfamilie einheiratet.«

Die schottische Herkunft meines eigenen Ehemannes hatte ähnliche Vorurteile zum Vorschein gebracht. Glücklicherweise hatte er sie schnell ablegen können. Ich wusste nicht, was ich getan hätte, wenn ich mit Edward und Price nicht gleichzeitig unter demselben Dach sein könnte. Schließlich liebte ich sie beide, wenn auch auf verschiedene Weise.

»Und Brexton?«, wollte ich wissen. »Es ist ja schön und gut, dass David nicht hier sein kann, aber weiß er ...«

»Dass ich Weihnachten mit Alexanders Kriegskameraden verbringe, der auch noch ein berühmter Frauenheld ist?« Edward schob seine Brille höher und bedachte mich mit einem seltsamen Blick. »Er ist im Bilde.«

Ich holte tief Luft und beschloss, mich zu entspannen. »Vermutlich kann ich entweder weiter versuchen, dir jede Information einzeln aus der Nase zu ziehen, oder ich könnte mein Geschenk auspacken.«

»Geschenke haben immer Vorrang.« Er nahm es und drückte es mir in die Hand.

In der Schachtel befand sich eine kleine Geldbörse, auf der in Goldlettern »Mrs.« prangte.

»Soll das heißen, du gibst uns deinen Segen?«, fragte ich und versuchte vergeblich, meine Tränen wegzublinzeln.

»Ich hab sie gesehen und dabei an dich gedacht, und überhaupt muss ich mich wohl inzwischen an die Vorstellung gewöhnt haben, dass du jetzt eine verheiratete Frau bist.« Er strich mit dem Daumen über meine Wange.

»Wirst du jetzt sentimental?«

»Ich hab was im Auge.« Ich drehte mich weg und verstaute die Börse wieder in der Schachtel. Worte konnten gar nicht ausdrücken, wie viel es mir bedeutete, dass er meine Ehe akzeptierte. Also warf ich mich kurzerhand in seine Arme.

Edward fing mich auf. Er umarmte mich fest und flüsterte: »Das nächste Mal warnst du mich aber bitte rechtzeitig vor.«

»Ich habe nicht vor, noch mal zu heiraten.« Es war im Grunde völlig ausgeschlossen. Smith war mein Ein und Alles. Ich hatte meinen Lebenspartner gefunden. Wenn wir die letzten paar Monate überstanden hatten, dann würden wir alles überstehen.

»So soll es sein. Aber gibt es denn sonst nichts, was du mir vielleicht erzählen willst ...?«, fragte er.

Ich legte den Kopf schief und sah ihn an.

»Wie nennen die Amerikaner das? Shotgun Weddings? Muss-Ehen? Werde ich schon wieder zum Onkel gemacht?«

Klar, dass ihm so etwas in den Sinn kam. Ohne guten Grund brannten Leute nicht einfach durch und heirateten – schon gar nicht Partner, die sich kaum kannten. Ich hatte Smith nicht geheiratet, weil ich schwanger war – nein, das kam erst später. Ich brauchte alle Kraft, die ich in den erholsamen letzten vierundzwanzig Stunden gesammelt hatte, damit mir das Lachen nicht aus dem Gesicht fiel.

»Kein Baby.«

Noch nicht.

Es war bereits das zweite Mal, dass sich die leise Stimme in meinem Inneren gemeldet hatte. Ich hätte gern auf sie gehört, hätte gern geglaubt, dass sie mehr über meine Zukunft wusste als ich, doch ehe ich nach der großen Enttäuschung wieder Vertrauen in meinen Körper fasste, würde sicher noch einige Zeit vergehen müssen.

»Wenn wir jetzt nicht bald wieder zurückgehen, denken die noch, wir hätten eine Affäre«, stellte Edward fest und ging nicht weiter auf das Babythema ein. Hoffentlich würde unser Gespräch ganz anders verlaufen, wenn wir das nächste Mal darauf zu sprechen kamen. »Wie konntest du nur glauben, ich steige mit Brex in die Kiste!«

»Er ist heiß.« Ich duckte mich weg, als er mich scherzhaft schubste.

»Es gehört sich nicht für eine verheiratete Frau, so zu reden.«

Ich schüttelte den Kopf, während wir ins Wohnzimmer zurückgingen. »Ich bin verheiratet. Nicht tot.«

Brexton war gerade damit beschäftigt, eine SMS zu schreiben. Er mochte nicht die Bedrohung darstellen, für die ich ihn gehalten hatte, dennoch hatte er für meinen Geschmack ein bisschen zu viel mit meinen beiden besten Freunden zu tun. Edward bemerkte meinen Gesichtsausdruck und schüttelte den Kopf.

»Sie hat Witterung aufgenommen«, warnte er Brexton.

»Werde ich jetzt durchleuchtet?«, fragte Brexton mich und schenkte mir ein hinreißendes Lächeln.

»Vielleicht. Es wird gemunkelt, dass Sie einen Job im Palast angenommen haben. Und jetzt sind Sie mit Edward hier. Ich möchte nur sichergehen, dass alles mit rechten Dingen zugeht.«

Er nickte sehr ernsthaft und seriös, dennoch nahm ich ein leichtes Grinsen bei ihm wahr.

»Was macht Ihre Familie?«, fragte ich. »Sind Sie über Weihnachten nicht bei Ihren Lieben?«

»Ich habe sie heute Morgen besucht«, antwortete er, ohne zu

zögern. »Auf dem Friedhof.«

Ich blickte rasch zu Edward hinüber, der peinlich berührt die Augen geschlossen hatte. Er hatte gewusst, dass ich mich zum Narren machen würde, und nichts unternommen, um mich davon abzuhalten. Das würde ich mir merken.

»D... d... das tut mir leid«, stammelte ich.

»Ich war noch ein Kind.« Er fegte meine Entschuldigung mit der Lässigkeit eines Mannes vom Tisch, der vergleichbare Situationen schon oft erlebt hatte. »Wenn ich in der Stadt war, haben die beiden mich Waisenknaben schon immer aufgenommen. Und weil ich jetzt in London lebe, dachten sie, ich könnte ein wenig Familienanschluss gebrauchen.«

Wie war es möglich, dass ich mich jetzt sogar noch mieser fühlte? Zuerst beschuldigte ich Edward, dass er fremdging, und jetzt nahm ich einen unbescholtenen Mann ins Kreuzverhör. Würde ich demnächst noch Hundewelpen treten?

»Mein Vater ist auch verstorben.« Und bei meiner Mutter lief es eigentlich auf dasselbe hinaus. Letzteres behielt ich jedoch für mich.

»Ich kann mich kaum an meine Eltern erinnern«, sagte er und steckte sein Handy ein. »Ich vermisse sie, aber eigentlich vermisse ich eher Erinnerungen an sie, besonders um diese Jahreszeit, wenn man überall Familien sieht.«

»David möchte doch ein Kind adoptieren«, schlug Edward vor. »Wenn du nichts dagegen hättest, zwei Papas zu haben, adoptieren wir einfach dich.«

»Vielen Dank. Ich werde es in Erwägung ziehen.«

»Smiths Eltern leben auch nicht mehr. Eigentlich sind wir ein ganz schön trauriger Haufen.« Ich drehte mich um und suchte nach meinem Ehemann, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. »Da wir gerade beim Thema sind. Wo ist er hin?«

Hätte ich in diesem Moment nicht zufällig Brexton angeschaut, wäre mir der kurze Blick entgangen, den er mit Edward tauschte. Es

war nur ein Sekundenbruchteil, aber ich hatte etwas gesehen, das mir gar nicht gefiel.

»Was ist hier los?«, fragte ich leise. Mir zog sich der Magen zusammen.

»Belle«, fing Edward an, aber ich hob die Hand.

»Überleg dir ganz genau, was du jetzt sagst«, warnte ich ihn. Ich kannte ihn viel zu gut. Mir konnte er nichts vormachen.

»Ich glaube, er ist losgelaufen, um Ihnen ein Geschenk zu besorgen.«

Ich drehte mich um und starrte Brexton an. Er tat, als wäre nichts, und daran erkannte ich, dass er log. Ein Gast wäre bei meinem Blick zusammengezuckt. Er hätte herumgestammelt oder gelacht. Aber in seinem Gesicht war nicht das geringste Anzeichen von Schuldgefühlen.

»Was genau tun Sie eigentlich im Palast?«

Er hielt meinem Blick stand, doch ich konnte sehen, wie angestrengt er überlegte. Er wusste nicht, wie er meine Frage beantworten sollte.

»Ich bekomme es früher oder später sowieso heraus. Und wenn Sie wirklich ein guter Freund der Königsfamilie sind, dann sollten Sie das wissen.«

»Ich finde, du reagierst über«, schaltete sich Edward ein.

Ich ignorierte ihn völlig. Auf so eine billige Masche fiel ich nicht herein.

»Wo ist er?«

»Ich habe ihn nicht gefragt, wohin er will.« Diesmal glaubte ich Brexton, doch das bedeutete noch nicht, dass er es nicht wusste.

»Es hat neue Entwicklungen gegeben.« Edward machte eine entschuldigende Geste zu Brexton, der stöhnend in sich zusammensackte.

»Ich habe ihm gleich gesagt, dass ich dich besser nicht mitnehme«, sagte er.

»Wem?« Allmählich verlor ich die Geduld.

»Alexander hat uns hergeschickt, um nach dem Rechten zu sehen. Er wollte sich davon überzeugen, dass du in Sicherheit bist.«

»Und weshalb kommt er gerade jetzt auf diese Idee?« Das ergab keinen Sinn. Die ganze Zeit über, als wir in Somerset waren, schien ich nicht zu existieren. Und jetzt schickten sie mir Männer, die mich überwachen sollten.

Edward blickte zu Brexton. Er musste sich jetzt für einen von uns entscheiden. Nach ein paar Sekunden wandte er sich an mich. »Hammond wurde heute in den Hausarrest entlassen. Das Unterhaus plant, die Anklage gegen ihn fallen zu lassen.«

Ein Faustschlag in meinen Magen hätte mich weniger geschockt. »Er ist frei?« Ich erstarrte zur Salzsäule, aus Angst, ihn auf der Straße vor meinem Haus zu entdecken, wenn ich mich umdrehte.

»Nicht frei. Er ist unter Bewachung in seinem Haus. Und du bist sicher.« Er trat auf mich zu, doch ich wich zurück.

»Erklär mir, wie das möglich ist«, verlangte ich und ließ meine Blicke zwischen Edward und Brexton hin und her wandern. »Wie kann ein Mann, der eines Attentats auf den König beschuldigt wird, einfach auf freien Fuß gesetzt werden?«

»Hammond wurde auf seinem Heimweg die ganze Zeit von der Medienmeute gejagt«, antwortete Brexton. »Sie können mir glauben, er ist alles andere als frei.«

»Na, wenn ich weiß, dass ihm ein Haufen Reporter auf den Fersen ist, fühle ich mich ja gleich viel sicherer«, platzte es aus mir heraus. »Die können bestimmt ein paar gute Fotos davon machen, wie er mich umbringt.«

»Dir passiert nichts«, sagte Edward mit fester Stimme.

»Und was ist mit Smith?« Die beiden wussten mehr, als sie zugaben.

»Ich habe den Auftrag, für Ihre Sicherheit zu sorgen«, erläuterte Brexton.

Aber Smith hatte freien Abzug bekommen. Dieser Umstand ließ mir keine Ruhe.

»Sagen Sie mir einfach, wo Smith ist«, flehte ich ihn an. Doch ich wusste bereits, wohin er unterwegs war. Hammond hatte schon lange zwischen uns und unserer Freiheit gestanden. Ich kannte meinen Ehemann gut genug, um zu wissen, dass er es kein zweites Mal so weit kommen lassen würde. Smith wusste, wo er Hammond finden konnte, und Brexton vermutlich auch.

»Am besten bleiben Sie hier und ...«

Aber diese wohlmeinenden Ratschläge erreichten mich schon nicht mehr. Hierbleiben und abwarten? Herumsitzen und nichts tun? So war ich nicht gestrickt. Smith hatte sich aufgemacht, um sich um das Problem zu kümmern. Das konnte ich ihm nicht allein überlassen. Dazu waren wir uns viel zu ähnlich.

Seelenverwandte.

»Gib mir deine Schlüssel.« Ich streckte Edward die Hand hin. Er zog sie heraus. Brexton sprang auf. Doch ich war schneller und schnappte mir die Schlüssel.

»Ich kann Sie nicht gehen lassen«, sagte Brexton.

Ich musterte ihn von oben bis unten. »Haben Sie eine Waffe?«

»Nein«, antwortete er. »Ich brauche keine.«

Da täuschte er sich. Smith war zu Hammond gegangen, weil er glaubte, keine andere Chance zu haben. Meine Aufgabe war es, ihm klarzumachen, dass das nicht stimmte. Keine Waffe – das bedeutete für mich nur eines. »Dann werden Sie mich nicht aufhalten.«



25

In einer sentimentalen Anwendung nahm ich den Bugatti. Wenn ich schon jemanden umbrachte, dann konnte ich es auch mit Stil tun. Eine todernde Spritztour. Die Presseleute belagerten vermutlich sein Privathaus, weil sie glaubten, dass er tatsächlich unter Hausarrest stand. Dieser Täuschung unterlag ich nicht. Er hatte es geschafft, entlassen zu werden, bevor die Anklage wegen Hochverrats gegen ihn offiziell fallen gelassen worden war. Die Presse hatte die Verschwörungstheorie geschluckt, die sich der Sonderausschuss ausgedacht hatte. Ich nicht. Vor allem, weil ich wusste, dass Hammond jedes Verbrechen begangen hatte, dessen er beschuldigt wurde, und noch einige mehr.

Er hatte nur eben Freunde in einflussreichen Positionen. Zu Hause würde ich ihn nicht antreffen. Er wollte bloß, dass alle dachten, er befände sich dort. In Wahrheit hatte er sich vermutlich an einen Ort begeben, an dem er sich wohlfühlte – in sein unauffälliges Büro über dem Juwelierladen.

Mein Schlüssel passte immer noch ins Schloss. Ich ließ ihn

einfach stecken. Heute Nacht wollte ich mich von allem trennen, was noch an meine Verbindung mit Hammond erinnerte.

Als ich ihn fand, saß er auf seinem Stuhl und blickte aus dem Bürofenster auf die Straße hinunter. Während ich ihn schweigend betrachtete, schaltete sich draußen die Weihnachtsbeleuchtung ein. Die Tage waren jetzt so kurz wie das bisschen Lebenszeit, das ihm noch blieb.

»Ich habe mich schon gefragt, wann du wohl kommst«, sagte er, ohne sich zu mir umzudrehen. »Ich dachte, vielleicht setzt du dieses Weihnachten aus, weil du jetzt verheiratet bist.«

»Ich habe keine Geschenke dabei«, entgegnete ich trocken, als er auf seinem Bürostuhl zu mir herumschwang. Ich setzte mich auf den Stuhl ihm gegenüber. Nun war der Tisch zwischen uns sein einziger Schutz.

»Ich weiß, was du mitgebracht hast«, sagte er nachdenklich.

»Du hast gewusst, dass das hier passiert, nachdem du versucht hast, Georgia und mich umzubringen. Du hast doch nicht etwa geglaubt, wir würden einfach darüber hinweggehen?«

Hammonds Faust krachte auf den Tisch. »Denkst du wirklich, ich hätte eure Ermordung befohlen?«

»Ja, und das könnte daran liegen, dass du mir diesen Killer ins Hotel geschickt hast.« Ich zog mir einen Handschuh über. Ich wollte keine Gnade walten lassen. Nicht bei einem Mann wie ihm. »Dein Plädoyer ist leider nicht sehr überzeugend. Vielleicht hättest du an deiner Verhandlungstaktik feilen sollen, um zu vermeiden, dass du es dir mit deinem Anwalt verscherzt.«

»Mir ist egal, ob du mich umbringst.«

Das ließ mich kurz stutzen, trotzdem streifte ich auch den zweiten Handschuh über.

»Wie wäre es mit einem Drink?«, schlug Hammond vor.

»Verzeih mir, wenn ich dir nicht traue.« Ich tippte die behandschuhten Finger aneinander.

»Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich dich nicht umbringen will. Aber falls du noch einen weiteren Beweis brauchst – ich trinke den Glenfiddich.«

Ich verzog den Mund zu einem wissenden Grinsen. »Schenk mir ein Glas ein.«

Hammond hatte sich die Flasche gekauft, als sein Arzt ihm sagte, dass er erste Anzeichen von Parkinson zeigte. Diese Diagnose hatte sich nicht bestätigt, doch Hammond hatte die Flasche behalten. Sie stand seit sieben Jahren im Regal und gemahnte an die Flüchtigkeit des Lebens. Heute Nacht hatte er sie hervorgeholt.

»Du hast deine Situation noch nicht ganz begriffen«, erklärte er mir. »Ich bin ein toter Mann.«

»Du wirst es bald sein«, versprach ich ihm, während ich ihm das mit Eiswürfeln gefüllte Glas abnahm, das er mir reichte. Ich hatte keinerlei Mitgefühl.

»Ich weiß. Aber nicht durch deine Hand, mein Sohn. Belaste dich nicht mit meinem Blut.«

»Ich sehe das nicht als Belastung«, knurrte ich. Der Scotch schwappte über mein Glas, als ich mich zu ihm hinüberbeugte. »Ich betrachte es als Privileg.«

»Vielleicht siehst du das nicht, aber ich habe dich immer geschützt«, fuhr er fort. »Das kann ich dann nicht mehr tun. Irgendwann muss jeder abtreten. Jetzt bin ich an der Reihe.«

»Ich habe keine Lust auf Rätselraten.« Mein Interesse an seinen Spielchen war schon lange, bevor ich mich aus der Szene zurückgezogen hatte, verflogen. »Du hast sie verfolgt. Das ist unverzeihlich.«

»Was man angefangen hat, das muss man auch zu Ende bringen. Keiner weiß das besser als du.« Er setzte sein Glas an und leerte es bis auf den letzten Tropfen. »Du kannst dir eine Religion suchen, aber von deinen Sünden kannst du dich nicht befreien.«

»Ich bin zwar kein Experte, doch ich bin der Meinung, dass es

beim Glauben genau darum geht.« Ich hatte etwas gefunden, an das ich glauben konnte. Ich glaubte an sie. Ihre Liebe erteilte mir Absolution. Die Verbrechen, die ich begangen hatte, konnte ich nicht ungeschehen machen, doch ich konnte sie mir vergeben. Ich hatte Belle bewundern gelernt, und ich wollte für sie kämpfen, selbst wenn ich mit meinem Leben dafür bezahlen musste. Letzten Endes war es eine einfache Entscheidung. Ich hatte mich auf Leben und Tod ihr verschrieben. Und ihr Leben bedeutete mir mehr als mein eigenes, weil sie ein Licht verbreitete, das in dieser Welt nicht erlöschen durfte.

»Es gibt Umstände, die ich nicht beeinflussen kann«, gab er zu und goss sich noch einen Drink ein. Er hielt mir die Flasche hin, doch ich schüttelte den Kopf.

Ich ließ ihn sich betrinken. Ein kleines Entgegenkommen meinerseits. Es war mir egal, ob er litt. Das tat ich nicht aus Barmherzigkeit. Sein Tod war ein Mittel zum Zweck: Es ging um die Sicherheit meiner Frau. Sonst nichts. Seine Rolle beim Tod König Alberts oder seine Attacken auf Alexander und dessen Familie waren mir gleichgültig. Was mich beschäftigte, war allein, dass ein Mann, der so pervers und verdorben war wie er, weiter atmen und weiter Belles Leben bedrohen durfte. Diesen Fehler musste ich korrigieren. Er musste sterben, aber ich konnte ihn ruhig seinen Scotch austrinken lassen.

»Das mit Margot tut mir leid.« Hammond beabsichtigte offenbar, zu den Drinks, die er sich genehmigte, alle seine Sünden zu gestehen. Ich hatte bereits vermutet, dass Margot mich hintergangen hatte, und mich sogar gefragt, ob man sie mir untergeschoben hatte. Doch meinen Verdacht jetzt bestätigt zu sehen, weckte einen Zorn in mir, den ich längst überwunden zu haben glaubte.

»Hat sie mich jemals geliebt?«, fragte ich. Es spielte keine Rolle. Nicht, seit ich durch Belle der Liebe begegnet war. Dennoch lag mir Margot am Herzen. Die Vorstellung, dass alles nur ein

Betrugsmanöver gewesen war, traf mich sehr.

»Das kann ich dir nicht sagen«, räumte er ein.

Ich ließ den Kopf sinken und holte tief Luft. Mein ganzes Leben war eine Abfolge von Ereignissen gewesen, die dieser Mann in Gang gesetzt hatte. Selbst meine Begegnung mit Belle.

»Das musst du verstehen«, fuhr er fort und begann allmählich zu nuscheln. »Ich habe nicht alle Entscheidungen in der Hand. Nicht alles kann ich kontrollieren.«

»Du hast mich mein Leben lang immer etwas anderes glauben gemacht«, zischte ich. Ich streckte den Arm vor und stieß dabei mein Glas um. Heute Nacht würde hier nicht nur guter Scotch vergossen werden.

»Du willst die Wahrheit wissen?«, fragte er. »Ich werde dir so viel erzählen, wie ich kann. Denn sogar jetzt, in diesem Moment, bin ich noch den Mächten verpflichtet, die über mir stehen.«

»Warum hältst du dich daran, obwohl du weißt, dass du heute deinen letzten Atemzug tun wirst?«

»Nenn mich altmodisch.« Mit zitteriger Hand füllte er erneut sein Glas. »Dein Vater kam zu mir und hat mich um Arbeit gebeten. Er wusste, was ich tat. Er wollte das Geld, und wie die meisten anständigen Leute dachte er, er wäre nicht korrumpierbar. Genau wie du betrachtete er sich als einen Mittler zwischen dem Gesetz und meinen Verbrechen. Anfangs war er das auch, aber dein Vater liebte das Geld, Smith.«

Ich hob mein Glas vom Teppich auf und schenkte mir noch einmal ein. »Erzähl mir was Neues.«

Geld war für meinen Vater immer wichtiger gewesen als ich oder meine Mutter. Er verbrachte seine ganze Zeit an der Seite seines Arbeitgebers. Er hatte Geburtstagsfeiern verlassen und war selbst zu Weihnachten aus dem Haus gegangen, weil Hammonds Bedürfnisse mehr für ihn zählten als meine. Mir war immer klar gewesen, welchen Platz ich auf der Prioritätenskala meines Vaters

einnahm.

»Bedauerlicherweise bekam er – wie alle Anständigen – irgendwann Gewissensbisse.«

»Dir selbst ist so etwas wohl nie passiert?«

Hammond senkte den Kopf. Der Seitenhieb saß. »Ich hatte nie Probleme damit, und nachdem ich Zeuge wurde, wie andere Leute an ihrem Gewissen litten, kann ich nicht behaupten, dass mir das leidtut.«

Und doch saß er jetzt hier und entschuldigte sich für die Verletzungen, die er mir in meinem Leben zugefügt hatte. Er hatte komplizierte Moralvorstellungen, aber sie waren durchaus vorhanden.

Hör auf, befahl ich mir selbst. Ich weigerte mich, die Dinge aus seiner Perspektive zu sehen.

»Zunächst reichte mehr Geld, um seine Skrupel zu zerstreuen«, fuhr Hammond fort. »Doch ich wusste, dass das nicht lange gutgehen konnte. Schließlich stellte ich ihn vor die Wahl: Entweder musste er verschwinden, oder er würde alles verlieren.«

»Er hat sich ja wohl kaum für den Tod entschieden«, knurrte ich. »Das Einzige, was ihn interessierte, waren sein Haus und seine Autos.«

»Er hat sich um dich gesorgt«, korrigierte mich Hammond. »Und um deine Mutter. So war das. Er hatte die Wahl zwischen seinem und eurem Tod. Es war eine recht einfache Entscheidung.«

»Und ich soll dir glauben, dass du nicht befohlen hast, Georgia und mich zu töten?« Der Zorn, der seit meinem Eintreffen in mir köchelte, brach aus mir heraus. »Das kannst du mir nicht erzählen!«

»Ich hatte keine emotionale Bindung zu deinem Vater«, gab Hammond unumwunden zu. »Aber ich respektierte ihn. Vielleicht habe ich ihn sogar gemocht.«

»Ich dachte, du warst sein bester Freund.« Allmählich trat Verwirrung an die Stelle meiner Wut. Sollte ich plötzlich glauben,

mein Vater sei als guter Mann gestorben? Als Märtyrer? Dass ich ihm am Ende mehr als sein eigenes Leben bedeutete, in dem es nie einen Platz für mich gegeben hatte? Das würde ihn auch nicht zurückbringen, selbst wenn ich mich entschied, Hammonds Version der Ereignisse zu glauben. Außerdem war es gefährlich, irgendetwas zu glauben, was dieser Mann behauptete. Das wusste ich aus bitterer Erfahrung.

»Er war wohl für mich noch am ehesten das, was man einen Freund nennt. Ich kann dich verstehen, falls du das merkwürdig findest. Männer wie ich haben viele Verbündete und viele Feinde. Freunde haben wir nicht.« Hammonds Blick wurde glasig, er hing seinen Erinnerungen nach.

»Warum Margot?«, wollte ich wissen.

»Im Laufe der Jahre habe ich irgendwie angefangen, dich als meinen Sohn zu betrachten.«

Ich lachte. »Ich weiß. Und du warst eine beschissene Vaterfigur.«

»Die meisten jungen Männer hätten es genossen, einen Freifahrtschein zum Vögeln und zum Trinken zu bekommen«, sagte er.

»Und das ist genau der Grund, warum du nie mein Vater warst.« Als ich jünger war, hielt ich es noch für normal, aber als ich älter wurde, fing ich an, die Situation als das zu erkennen, was sie war: pervers. Hammond hatte mich verdorben, genau wie Georgia, weil er versuchte, uns zu seinen Marionetten zu machen. »Es war ein Fehler von dir, uns in die Szene einzuführen.«

»Warum das, mein Sohn?«

Ich ballte die Fäuste. Ich war nicht sein Sohn, war es nie gewesen. Auch nach all den Jahren begriff er es einfach nicht. »BDSM hat etwas mit Macht zu tun. Und wie man sie kontrolliert. Macht ist eine Gabe, und ich habe gelernt, verantwortungsvoll damit umzugehen. Georgia hat dieselbe Lektion gelernt: Männern wie dir nicht zu trauen.«

»Als ich deinen Verrat entdeckte, habe ich mich gefragt, was falschgelaufen ist. Danke, dass du es mir sagst, auch wenn es jetzt zu spät ist, es besser zu machen.«

»Vielen Dank, dass du gescheitert bist«, sagte ich kalt. »Ich habe dich durchschaut. Nur deshalb bin ich heute Nacht hier.«

»Um deine Frau zu beschützen?«, riet er. »Das ist nicht nötig. Niemand wird euch ein Haar krümmen.«

»Nicht, nachdem ich dich umgebracht habe.« Ich fühlte nichts, als ich das sagte, nur Leere.

»Das ist unnötig. Aber wenn du es tust, ist es auch in Ordnung. Der Tod wirkt freundlicher, wenn ein vertrautes Gesicht dahintersteht. Deshalb bin ich auch hier und nicht zu Hause, weißt du? So wollten sie es haben. Du bist doch nicht aus freien Stücken hier, Smith. Man hat dich in diese Position bugsiiert. Merkst du denn nicht, dass du immer noch eine Marionette für sie bist?«

Er hatte inzwischen fast die ganze Flasche Whisky intus, was dafür sorgte, dass er kaum noch Sinnvolles von sich gab. »Es wird kein Vergnügen sein, Hammond.«

»Das ist es wohl nie.« Er hob das Glas. »Ein Toast auf unsere Freiheit.«

Doch ich hob mein Glas nicht. Ich trank ein Glas mit ihm, aber eine gemeinsame Feier sollte es nicht werden. »Du hättest dich schon längst befreien können. Dann wäre mir einiges erspart geblieben.«

»Sei nicht albern. Wenn du dir einbildest, ohne mich wäre alles vorbei, dann ...«

Er brachte den Satz nicht zu Ende, weil es an der Tür klopfte.

»Erwartest du noch jemanden?«, fragte ich.

»Alle Geister der Weihnacht statten mir heute ihren Besuch ab.«

Wenn ich diese Tür öffnete, war die Gelegenheit vorbei, mit ihm allein zu sein. Ich zog meine Handschuhe fester. Jetzt war es sowieso schon egal. Zu viele Leute wussten, wohin ich gegangen

war. Nicht einmal Alexander konnte es für mich vertuschen. Sobald die Sache bekannt wurde, würde die Presse hinter der Story her sein, und das Unterhaus würde Hammonds Mörder zweifellos konsequenter verfolgen als ihn selbst.

Am Ende musste ich mich nicht entscheiden. Die Tür ging auf, und Belle kam herein. Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass sie hier war. Die letzte Stunde hatte ich mit Hammond über die Vergangenheit gesprochen, und jetzt trat meine Zukunft durch die Tür. In dem spärlich beleuchteten Raum schimmerte ihr Haar; sie wirkte wie ein Engel, der herabgestiegen war, um mich aus der Finsternis zu erretten. Aber dies war eine Hölle, aus der es kein Entrinnen für mich gab, solange der Torwächter noch lebte.

Ihre Blicke huschten zu meinen Händen, die hellen Augen weiteten sich, als sie meine Handschuhe sah. Sollte sie auch nur den geringsten Zweifel daran gehabt haben, was sich hier abspielte, war er jetzt ausgeräumt. »Du musst das nicht tun.«

»Da liegst du falsch, meine Schöne«, sagte ich leise. Ich wünschte, es gäbe einen anderen Weg, sie zu schützen, doch den gab es nicht. »Du solltest gehen.«

»Ich gehe nirgendwohin.« Sie stemmte die Hände in die Hüften und schaute mir tief in die Augen. »Ganz gleich, was du vorhast, ich sitze im selben Boot. Es lohnt sich wohl kaum, jemanden umzubringen, um mich zu beschützen, wenn ich dafür ebenfalls im Gefängnis lande.« Sie presste die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen und wagte es, mir hier die Stirn zu bieten.

»Wenn ich einmal unterbrechen dürfte«, sagte Hammond.

Einen Moment lang hatte ich ihn völlig vergessen.

»Was Sie zu sagen haben, interessiert mich einen feuchten Kehricht«, sagte Belle zu ihm gewandt. »Ich bin nicht hier, um Ihnen das Leben zu retten. Sein Leben will ich retten.«

»Du hast dir eine außergewöhnliche Frau ausgesucht«, sagte Hammond zu mir.

Eine außergewöhnlich dickköpfige Frau. Ich begriff nicht, wie sie es in der Zeit, bevor wir uns kannten, geschafft hatte, unbeschadet durchs Leben zu kommen.

»Sie halten jetzt die Klappe«, verlangte Belle.

Wahrscheinlich hätte ich sie schon vor Monaten auf ihn ansetzen sollen. Gegen Belle hatte er nicht die geringste Chance.

Sie durchquerte das Zimmer und setzte sich neben mich. Dann griff sie in ihre Tasche, holte einen kleinen Gegenstand hervor und stellte ihn auf den Schreibtisch.

Die Kupferpatrone.

Unser aller Blicke konzentrierten sich darauf.

»Ich habe das in deiner Hosentasche gefunden«, flüsterte sie.
»Und ich wusste, warum du sie hattest.«

Sie war ein Symbol gewesen, sonst nichts. Bei unserem hastigen Aufbruch aus Stuart Hall hatte ich das Jagdgewehr zurückgelassen, aber die Patrone behalten – sie sollte mich daran erinnern, dass meine Entscheidung feststand.

»Die Patrone steht für meine Entscheidung, Stuart Hall zu verlassen und Hammond zu suchen.«

Ich bezweifelte nicht, dass sie sich den Rest meines Plans denken konnte.

»Wenn es doch bloß so einfach wäre, Price. Das ist es aber nicht.«

Doch, es war so einfach. »Ich würde jedes Verbrechen begehen, damit du in Sicherheit bist. Das ist meine Entscheidung.«

»Bildest du dir etwa ein, dass ich dich gehen lasse?« Sie nahm meine Hand und drückte sie. »Wenn du da drinhängst, dann hänge ich auch drin.«

»Nein.« Ich schloss die Augen und entzog ihr meine Hand. Sie zu beschützen, hatte nicht nur mit ihrer Sicherheit zu tun, sondern auch damit, ihre Reinheit zu bewahren. In meiner sündhaften Welt war sie die einzige unschuldige Person, die mir jemals begegnet war. Ich

weigerte mich, diese Unschuld zu zerstören.

»Du hast eine Wahl«, erinnerte sie mich. »Und ich habe sie ebenfalls. Wir können von hier fortgehen. Nach New York, oder nach Paris, oder nach Minnesota.«

Ich hob eine Braue und musste unwillkürlich grinsen. »Warst du schon mal in Minnesota?«

»Lenk nicht ab«, befahl sie seufzend. »Du hattest die Patrone vergessen. Hast du auch nur einmal nach ihr gesucht?«

Das hatte ich nicht. Was sie sagte, entsprach der Wahrheit. Ich hatte nicht nach der Patrone gesucht, weil mir meine beiden Hände reichten, um sein Leben zu beenden.

»Du hast dich geändert, Smith. Und ganz egal, was Hammond getan hat: Du hast etwas Besseres verdient, als wieder in seine Welt hinuntergezogen zu werden.«

Ich blickte auf und bemerkte, dass Hammond mich beobachtete.

»Hör auf sie. Du hast ein Gewissen. Du hast etwas, für das es sich zu leben lohnt. Wirf es nicht weg«, riet er mir.

»Du bist der Letzte, von dem ich mir etwas sagen lasse.« Er würde alles tun, um seine Haut zu retten. Schließlich hatte er das immer getan.

»Und ich bin die Erste, von der du dir etwas sagen lässt«, sagte Belle und machte mich sanft wieder auf sich aufmerksam. »So sollte es jedenfalls sein.«

»So ist es auch«, versicherte ich ihr und lächelte.

»Dann hör auf, dir von ihm in unser Leben hineinpfeifen zu lassen«, bat sie mich inständig.

Ich strich ihr über die blasse Wange. Ich war hin- und hergerissen zwischen dem Mann, der ich sein wollte, und dem, der ich sein musste. »Ich weiß nicht genau, was ich brauche und was ich will.«

»Mich.«

»Ganz schön eingebildet«, entgegnete ich, nahm die Patrone vom Schreibtisch und steckte sie in die Tasche.

»Wenn du ihn umbringst, entscheidest du dich für ihn und nicht für mich.« Sie schluckte schwer und stand auf. Dann warf sie mir einen langen, stummen Blick zu und steuerte auf die Bürotür zu.

Er oder sie – das war keine Frage.

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss, und weder Hammond noch ich sagten etwas. Nach einem Augenblick stand ich auf und durchquerte das Zimmer.

»Du tust das Richtige«, rief Hammond mir hinterher. »Das wirst du sehr bald verstehen.«

Aber mir war egal, was er dachte. Der kühle Nachtwind strich mir übers Gesicht. Belle stand am Ende der Straße und blickte zu mir her. Sie rührte sich nicht von der Stelle, als ich auf sie zuging. Immer schneller wurde ich, bis ich schließlich rannte. Dann hatte ich sie endlich erreicht, schloss sie in die Arme, wirbelte sie im Kreis herum und setzte sie wieder auf dem Boden ab.

»Ich habe mich für dich entschieden«, sagte ich. Der erste Schnee begann zu fallen und bedeckte die Welt wie ein weicher, winterlicher Segen.

Wir hatten uns füreinander entschieden.



26

Den nächsten Morgen verbrachten wir mit Toast und Konfitüre im Bett. Nach den letzten paar Wochen brauchte ich nichts nötiger, als einfach mal wieder mit meiner Frau im Bett herumzuliegen, und angesichts der Ereignisse der letzten Nacht tat etwas Ruhe gut. Sie hatte nicht ausdrücklich gesagt, dass sie bereit sei, es erneut zu probieren, doch wir hatten schon zu üben begonnen. Wenn irgendjemand ein Weihnachtswunder verdiente, dann wir.

Gegen Mittag kroch Belle aus dem Bett und kehrte vollständig bekleidet wieder zurück. »Wir sollten etwas unternehmen.«

»Ich bin absolut deiner Meinung, meine Schöne, aber ich glaube nicht, dass wir für das, was mir vorschwebt, angezogen sein müssen.« Ich schlug die Decke zurück und strich einladend über meinen Schwanz.

»Draußen«, sagte sie knapp, ohne auf mein offensichtliches Angebot einzugehen.

»Sex in der Öffentlichkeit.« Ich zuckte mit den Schultern. »Ich bin dabei.«

»Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du ein Sexmonster bist?«

Ich bedachte sie mit einem durchtriebenen Grinsen. »Aus deinem Mund klingt das wie ein Kompliment.«

»Zieh dich an«, befahl sie.

»Wir sind erst einen Monat verheiratet, und schon bist du immun gegen mein heißestes Lächeln.« Ich schüttelte den Kopf und kämpfte mich aus dem Bett. »Die Flitterwochen sind anscheinend vorbei.«

»Sie haben gerade erst angefangen«, versprach sie und huschte aus dem Zimmer, bevor ich sie ins Bett zurückzerren konnte. »Und falls du einen kleinen Ansporn brauchst: Den Slip habe ich weggelassen.«

»Das ist kein Ansporn«, rief ich ihr hinterher. »Nichts anderes habe ich erwartet.«

Ich ging zum Wandschrank und starrte auf die Anzüge, die dort fein säuberlich auf der Stange hingen. Nach einer Weile ließ ich sie links liegen und holte eine Jeans aus der Schublade. Dann griff ich mir ein Hemd und zog beides über. Später wollte ich ihr die Kleider vom Leib reißen und sie unter die Dusche mitnehmen, wo ich ihr heimzahlen konnte, dass ich diesmal eine Runde aussetzen musste. Mein Schwanz reckte sich in Vorfreude, als ich mir ausmalte, wie ich ihr den perfekten Hintern abrubbeln und dann so lange versohlen würde, bis er glühte.

»Wohin willst du mich denn entführen?«, fragte ich an der Haustür.

»Ich habe eine sehr gefährliche Mission für dich«, gurrte sie und tätschelte mein Kinn. »Den Schlussverkauf.«

Ich grinste über den Vorschlag. »Meine Schöne, du musst doch nicht auf Schnäppchenjagd gehen.«

»Du bist seit Neuestem arbeitslos«, erinnerte sie mich.

»Habe ich nicht erwähnt, dass ich in meinem Leben keinen

einzigsten Tag mehr zu arbeiten brauche und trotzdem deinen Louboutin-Fetisch finanzieren kann?«

»Falsche Antwort.« Sie schüttelte den Kopf. »Du musst arbeiten, denn *Bless* kann einen Rechtsbeistand gebrauchen.«

»Aber bevor ich mich verpflichte, will ich einen Blick auf die Zusatzleistungen werfen.« Ich strich mit der Hand über ihr Hinterteil und verpasste ihr einen schnellen Klaps.

»Ich bin sicher, dass du sie sehr ...« Sie verlagerte ihr Gewicht und ließ ihre Hand über meinen Schritt gleiten. »... attraktiv finden wirst.«

Daran hatte ich keinen Zweifel. »Das würde ich mir gern jetzt gleich genauer ansehen.«

Ich wartete gar nicht erst ihre Reaktion ab, sondern legte mir Belle über die Schulter und steuerte auf die Treppe zu. Sie leistete keinen Widerstand, was bedeutete, dass ich ihr schneller als gedacht den Hintern versohlen konnte. Anscheinend gab es dieses Jahr gleich zweimal Bescherung. Bevor ich die zweite Stufe erklimmen konnte, stoppte mich ein aufdringliches Klopfen an der Tür.

»Wenn das nicht mindestens das Christkind persönlich ist ...«, grummelte ich.

Belle machte sich frei und eilte zur Tür. Davor stand Brexton Miles. Seine schwarzen Budapester waren frisch poliert, und der dunkle Wollmantel endete kurz über dem Knie. Gestern hatte er sich überzeugend als Edwards Freund ausgegeben. Heute ließ er jedoch keinen Zweifel daran, dass er in dienstlichen Angelegenheiten gekommen war. Er lächelte höflich, selbst als Belle die Augen verdrehte. Anscheinend hatte sie herausgefunden, warum er am Vortag hier gewesen war.

»Sie beide haben anscheinend noch nicht die Zeitung gelesen?«

»Verkaufen Sie Abonnements?«, gab ich zurück.

»Hammond ist tot.«

Ich hatte es kommen sehen und wartete auf irgendeine emotionale Reaktion in mir: Erleichterung, Traurigkeit, Besorgnis. Aber da war nichts. Ich hatte dem Mann viel zu lange mehr gegeben, als er verdiente.

»Erschossen«, fuhr Brexton fort. »Die Presse hat irgendwie Wind davon bekommen. Was für ein Zirkus! Die Anti-Waffen-Lobby steht schon Gewehr bei Fuß, wenn ich das mal so sagen darf, und das Unterhaus will einen Untersuchungsausschuss einsetzen, weil die Anschuldigungen gegen ihn offiziell gar nicht fallen gelassen wurden.«

»Danke, dass Sie vorbeigekommen sind, um uns zu informieren.« Belle verschränkte die Arme vor der Brust und starrte ihn an. Wir wussten beide, dass die königliche Leibgarde normalerweise keine Hausbesuche machte.

»Haben Sie eine Minute?«, fragte er mich.

Ich nickte knapp. Dann legte ich die Hand auf Belles Schulter. »Ich bin gleich wieder da.«

»Ich glaube, ich rufe mal Clara an und verabrede mit ihr, wann ich Elisabeth sehen kann.«

Ich hob eine Braue. »Hältst du das für eine gute Idee?«

»Ich bin so weit. Und ich will nichts vom Leben meines Patenkindes verpassen.«

Das war die Frau, die ich liebte. Ich fand es furchtbar, dass sie das alles durchmachen musste. Auch ich hatte den Verlust unseres Babys betrauert, doch ich wusste, dass meine Gefühle längst nicht so stark wie ihre waren. Ich hatte ja kaum Zeit gehabt zu begreifen, was eigentlich los war, als mir schon alles wieder genommen wurde. Ich trat zu ihm nach draußen auf den obersten Treppenabsatz und zog die Haustür hinter mir zu.

»Ich fürchte, ich muss Ihnen eine sehr heikle Frage stellen.« Brexton sah zuerst die ruhige Straße hinunter, dann blickte er mir fest in die Augen. »Haben Sie Hammond umgebracht?«

»Ich weiß nicht, ob ich ohne meinen Anwalt auf diese Frage antworten sollte.« Belle und ich wussten, dass ich es nicht getan hatte. Aber jede Menge Indizien sprachen gegen mich, so lange, bis irgendjemand herausfand, wer wirklich den Abzug betätigt hatte. Sobald das feststand, wäre ich der Erste, der dem Mörder die Hand schüttelte.

»Ehrlich gesagt«, fuhr er fort, »bin ich nicht darauf aus, gegen Sie zu ermitteln, Price. Ich habe die Akten gesehen und weiß, was Sie zu den Ermittlungen beigetragen haben. Sie haben sich in große Gefahr begeben. Manche Leute könnten das vielleicht übersehen, aber ich bin Soldat. Wir haben unseren Ehrenkodex.«

»Ich fürchte, ich bin nur ein Zivilist.«

»Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel«, unterbrach er mich. »Sie waren bereit, sich auf unsere Seite zu stellen. Sie haben für die Gerechtigkeit gekämpft. Auf meiner Liste bringt Sie das ziemlich weit nach vorn.«

»Ich habe ihn nicht umgebracht. Aber darauf kann ich Ihnen nur mein Wort geben.« Ich steckte die Hand in die Hosentasche und zog die Patrone hervor, die mir Belle letzte Nacht mitgebracht hatte. »Und das hier. Die habe ich schon seit Wochen ständig bei mir. Ich hatte sie für ihn reserviert. Letzte Nacht hatte ich die Gelegenheit dazu, Brexton. Wissen Sie, warum ich die Patrone heute dabei habe? Sie steht für meine Entscheidung. Als ich Hammond zum letzten Mal sah, lebte er noch.«

Brexton kniff die grünen Augen zusammen. »Ihr Wort genügt mir.«

»Gibt es noch andere Verdächtige?« Ich hatte meine eigene Liste, auf der nur ein einziger Name stand. Wahrscheinlich gab es viele, die ihn tot sehen wollten, doch ich kannte nur einen Menschen, der so nah an ihn herankommen konnte.

»Georgia Kinkaid«, sagte er, als könne er meine Gedanken lesen. »Sie wäre sicherlich dazu imstande. Ich tippe auf sie, aber sie hat

ein wasserdichtes Alibi.«

»Das Sie mir vermutlich nicht mitteilen wollen.«

»Sie soll selbst entscheiden, ob sie es Ihnen sagen will.« Brexton verschränkte die muskulösen Arme.

»Lassen Sie mich ganz offen sprechen. Ich will mit dieser ganzen Geschichte nichts mehr zu tun haben. Es gab mal eine Zeit, da war das alles eine Jagd ohne Rücksicht auf Verluste. Aber jetzt habe ich etwas ...«

»Für das es sich zu leben lohnt?«, beendete er den Satz für mich. Sein Lächeln war ehrlich.

»Ja.« Zu leben und so vieles andere mehr.

»Dann ist es Ihnen wohl gleichgültig, wer ihn umgebracht hat?«, fragte er.

Ich legte die Hand auf den Türknopf. »Ich schätze mal, das Einzige, was mich interessiert, ist, dass der Dreckskerl nicht mehr lebt.«

»Selbst wenn es damit noch nicht vorbei ist?«

Es wäre mir lieber gewesen, er hätte das nicht ausgesprochen, doch er vermochte es ebenso wenig zurückzunehmen, wie ich es ungehört machen konnte.

»Für mich ist es vorbei.« Das war alles, was zählte. Wer auch immer es auf sich genommen hatte, Hammond das Licht auszupusten, hatte nichts mit mir zu tun.

»Wir könnten Sie gebrauchen«, sagte er. »Sie haben Kontakte zu Hammonds Kreisen. Dem Täter ging es um die Macht.«

Hammond hatte so etwas angedeutet. Doch er hatte mir auch ein Abschiedsgeschenk gemacht.

Niemand wird euch ein Haar krümmen. So hatten Hammonds Worte gelautet. Ich konnte nur hoffen, dass er recht behielt.

»Ich stand den größten Teil meines Lebens in seinem Schatten. Jetzt stelle ich mich in die Sonne.«

»Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Dabei ließ er es bewenden. Ich öffnete die Tür, ohne lange darüber nachzudenken. Ich würde jetzt zurück zu meiner Frau gehen. Ehe ich eintrat, drehte ich mich noch mal um und rief ihm zu: »Georgia arbeitet für Sie, nicht wahr?« Er blieb auf der Treppe stehen.

»Wie bitte?«, fragte er leichthin.

»Schon gut.« Georgia und ich gingen unterschiedliche Wege. Vielleicht wollte sie endlich den Pfad der Tugend beschreiten. Ich war mir nicht sicher, ob bei Alexander und seinem neuen Sicherheitsteam immer alles mit rechten Dingen zuging, aber wer war ich schon, die Handlungen eines Königs zu kritisieren?

Er nickte, und ich zweifelte nicht daran, dass er genau verstanden hatte, was ich meinte. »Frohe Weihnachten.«

»Ihnen auch.«

Belle lehnte im Flur an der Wand und biss sich auf die Lippe, als ich hereinkam.

»Es ist alles vorbei, meine Schöne.«

»Stehst du unter Verdacht? Ich kann Clara anrufen. Sie würde mir glauben«, sagte sie hastig.

»Nein, ich werde nicht verdächtigt.« Ich verschwieg ihr, dass Brextons Besuch eine reine Formalität gewesen war. Es war klar, dass ich offiziell als Hauptverdächtiger gelten musste. Jetzt, da er wusste, dass ich nicht verantwortlich war, würde er nach dem größeren Fisch Ausschau halten. Diese Jagd interessierte mich nicht. Insbesondere, weil ich keine Ahnung hatte, wo man anfangen sollte. Für mich stand Hammond an der Spitze der Hackordnung. Letzte Nacht hatte ich den Eindruck gehabt, dass seine Geschäfte weitaus größere Kreise zogen, als ich zuvor vermutet hatte. Ich war in die meisten persönlichen und geschäftlichen Angelegenheiten Hammonds eingeweiht und hatte nie auch nur den geringsten Hinweis entdeckt, dass er mit jemand anderem zusammenarbeitete. Ich konnte Brexton nichts bieten, und wenn er Georgia hatte, dann

brauchte er mich nicht.

»Es ist also vorbei.«

»Ja, meine Schöne.«

Es war vorbei, doch unser Leben fing gerade erst an.



27

Gegen Ende der Woche, als halb London die Kaufhäuser stürmte, um noch rasch Champagner und Hors d'œuvres zu besorgen, machte ich mich auf den Weg ins Büro. Lola hatte mich per Telefon zu einer dringenden geschäftlichen Besprechung gebeten. Erst nach einer Viertelstunde panischen Rätselratens hatte sie mir versichert, dass sie gute Nachrichten hatte. Angesichts der Tatsache, dass ich den Start von *Bless* nahezu vollständig versäumt hatte, wollte ich mir die Chance nicht entgehen lassen, ab jetzt an ihrer Seite zu sein.

Lola stand in einen grauen Kaschmirmantel gehüllt im Eingang. Sobald sie mich sah, hielt sie einen Schal hoch. »Augen zu.«

»Ernsthaft?«

»Ich meine es immer ernst«, sagte sie und verband mir die Augen. »Außer wenn ich es nicht ernst meine.«

»Das fühlt sich an wie in einem dieser Teambuildingtrainings in der Wirtschaft«, sagte ich und ließ mich von ihr ins Studio führen.

»Vertraust du mir?«, scherzte sie.

»Kommt drauf an. Ist das nötig?«, fragte ich und streckte die

Arme vor, weil ich Angst hatte, gleich in einen vollgehängten Kleiderständer zu laufen.

»Nein«, erwiderte Lola. »Aber es macht Spaß, dir zuzuschauen.«

Ich hörte den Schalk in ihrer Stimme. Was im Büro auf mich wartete, musste ziemlich aufregend sein, wenn sie davon so aus dem Häuschen war.

»Es soll auch Leute geben, die sich Silvester freinehmen«, grummelte ich im Spaß.

»Das sind aber keine Workaholics wie wir«, erinnerte sie mich. »Außerdem willst du das hier garantiert nicht verpassen. Okay. Schön die Augen zulassen!«

Sie zog mir den Schal von den Augen, und dann stand ich da und kam mir ziemlich albern vor. »Ich hoffe sehr, dass es keine Überraschungsparty ist.«

»Du hast doch nicht Geburtstag.«

Das stimmte. Ich hörte, wie sie im Raum herumflitzte, und ich versuchte, Rückschlüsse aus den Stellen zu ziehen, an denen ich ihre Schritte hörte. Doch noch bevor ich mit Sicherheit wusste, ob sie sich links von mir oder hinter mir befand, hörte sie ganz auf, sich zu bewegen.

»Bist du bereit?«, rief sie.

»Zu allen Schandtaten bereit.«

»Dann mach mal die Augen auf.«

Ich musste mich erst ein paar Sekunden lang orientieren, dann sah ich es. Auf der Wandtafel, auf der sie die Abonnenten zählte, stand die Zahl 999. Mir blieb keine Zeit zum Jubeln, denn sie wischte die Zahl weg und schrieb mit großen Strichen feierlich 1000 auf die Tafel. Dann trat sie einen Schritt zurück und bewunderte ihr Werk.

Im zweiten Monat unserer Geschäftstätigkeit hatten wir bereits eintausend Kunden gewonnen. Das ging alles viel schneller, als ich es mir jemals erträumt hatte, und ich wusste, dass ich mich bei Lola dafür bedanken musste.

»Das hast *du* geschafft!«

»*Wir* haben das geschafft. Wie oft soll ich dir das denn noch sagen?«, belehrte sie mich.

Ich betrachtete meine Geschäftspartnerin. Sie war bereits für Silvester angezogen und sah hinreißend aus in einem roten Kleid, das aus einem langen fließenden Crêpe-Rock und einem fast durchsichtigen Spitzenoberteil bestand, das zwar ihre Brüste verdeckte, jedoch einen Großteil ihres Dekolletés freiließe. Ihr Haar wirkte neben den leuchtenden Farben und ihrem cremigen Teint fast schwarz. »Ich vermute, du hast heute Abend noch etwas vor.«

»Das habe ich«, sagte sie und seufzte. »Ich kann es kaum erwarten, mal wieder eine Party mit lauter Pärchen zu verbringen.«

Ich legte einen Arm um ihre Schultern und zog sie an mich. »Es werden bestimmt auch ein paar Singles dabei sein.«

»Mit Sicherheit«, bestätigte sie. »Und es sind Idioten. Ich musste erst mit einigen von ihnen ins Bett gehen, bis ich das gemerkt habe.«

»Fahr nach Paris«, sagte ich plötzlich.

»Jetzt sofort?«, fragte sie und lachte.

»Fürs Interview. Lern jemand Neuen kennen. Hab eine Affäre.« Ich zwinkerte ihr zu. Ich liebte London, aber ich konnte nachvollziehen, wie eingesperrt sich eine Frau in dieser Stadt fühlen konnte.

»Du bist das Gesicht von *Bless*, und du musst Kontakte zu einigen der großen Häuser dort aufbauen.«

»Wie ich schon sagte: Ich möchte, dass du diesen Job übernimmst.« Ich zögerte einen Moment, bevor ich mich entschied, ihr den wahren Grund zu nennen. »Wir müssen in Paris Kontakte knüpfen. Ich glaube nicht, dass wir uns in dieser Branche behaupten können, ohne dort Beziehungen zu haben. Aber Smith und ich wollen eine Familie gründen.«

»Oh mein Gott!« Lola schaute mir sofort auf den Bauch und legte

die Hand darauf. »Bist du etwa ...?«

»Nein«, schluckte ich. Man soll die Hoffnung nicht aufgeben.

»Du wirst es in null Komma nichts sein. Ich wette, Smith braucht eine Frau nur anzuschauen, um sie zu schwängern.« Sie warf die Arme in die Luft. »Nicht böse sein. Ich mache nur Spaß.«

»Schon gut«, sagte ich trocken. Smiths Wirkung auf Frauen war mir durchaus bewusst. Schließlich war ich selbst ihm verfallen. Ich konnte nur hoffen, dass sie auch mit dem Rest recht behielt. »Jedenfalls könnte es sein, dass ich in ein paar Monaten richtige Stampfer habe. Deshalb fände ich es gut, wenn du darüber nachdenkst, ob du dich nicht um *Bless* kümmern willst. Nun lass mich nicht betteln.«

»Du weißt, wie man mich rumkriegt.«

Wir kicherten beide los. Wenn sich Hoffnung so anfühlte, könnte ich mich glatt daran gewöhnen.

»Da wir gerade von der Party heute Abend sprechen ...« Lola verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. »Jenny Peckham hat dir ein Weihnachtsgeschenk geschickt, und ich wette, du siehst toll darin aus.«

»Weihnachtsgeschenke vom Edelschneider? Ich hätte schon vor Jahren ins Geschäft einsteigen sollen.« Ich riss ihr das Paket aus der Hand. »Vielleicht sollten wir teilen.«

Lola drehte sich im Kreis. Ihr Gewand folgte ihr mit elegantem Schwung. »Ich habe meins schon an.«

Wenn *das* ihr Geschenk gewesen war, konnte ich es kaum abwarten, meins aufzumachen. Ich hatte überlegt, ob ich mich für heute Abend entschuldigen sollte. Irgendwie hätte ich auch Lust gehabt, mich zu Hause mit Smith einzuigeln und es zu genießen, dass ich mich zum ersten Mal seit langem endlich entspannen konnte. Doch wie konnte eine Frau aufs Ausgehen verzichten, wenn ein neues Kleid ins Spiel kam? Ich hob den Deckel hoch. Als ich das seidene Charmeuse-Kleid darin entdeckte, verschlug es mir den

Atem. Der Stoff schimmerte im Licht, als ich es vorsichtig herausnahm. Es war ein dezenter Champagnerton. An den handbestickten Schultern glitzerten feinste Kristalle.

»Wow!« Lola stand neben mir und betrachtete es ganz genau. »Es ist wunderschön. Eigentlich ein kleines Brautkleid. Perfekt für eine Frischvermählte.«

Ich hielt es mir an, bewunderte den Verlauf der Halslinie, die vom eleganten Schwung der Taille aufgenommen wurde. Das war das Kleid, das ich am Tag unserer Hochzeit für Smith hätte tragen sollen. Heute Abend wollte ich es zum Einläuten des neuen Jahres in Clarence House anziehen. Es sollte das Symbol für unseren Neuanfang sein.



Endlich hatte ich mal keine Probleme bei der Sicherheitskontrolle von Clarence House. Vermutlich war es heute einfacher, weil die Wachposten über eine Gästeliste verfügten. Doch als ich in den Privatweg abbog, revidierte ich meinen Eindruck. Rings ums Haus wimmelte es von Sicherheitsleuten. Anscheinend vertraute Alexander nicht mehr darauf, dass der Zaun ungebetene Gäste fernhielt. Nach allem, was er durchgemacht hatte, konnte ich ihm das nicht verdenken. Ich hoffte, er würde jetzt, wo Hammond nicht mehr da war, wieder lockerer werden.

Aber das war wohl Wunschdenken. Meine beste Freundin hatte einen der mächtigsten Männer der Welt geheiratet, es konnte nie wieder alles normal werden. Immer würde es Wachen und Tore geben. Mein eigenes Happy End hatte mich nicht meine persönliche Freiheit gekostet. Doch seit ich Smith kannte, war so viel geschehen, dass ich Clara darüber sträflich vernachlässigt hatte. Natürlich wurde es viel schwieriger, kurz auf ein Glas Wein vorbeizuschauen, wenn man sich dafür jedes Mal einer Sicherheitsüberprüfung unterziehen

musste. Doch das waren nur Ausflüchte, und ich wusste es. Ich war dermaßen mit Smith beschäftigt gewesen, dass ich unsere Freundschaft auf Sparflamme gehalten hatte. Als Clara Alexander kennenlernte, hatte sie dasselbe getan, aber ich war dabei, als sie heiratete, hatte beim ersten Ultraschall ihre Hand gehalten und neben ihr gesessen, als Alexander seinen Vater bestattete.

Vielleicht hatte das schiere Ausmaß des Leids und der Tragödien, die sie im letzten Jahr erleben musste, mich davon abgehalten, sie mit meinen eigenen Sorgen zu behelligen. Ja, ich hatte versucht, sie zu schützen – doch ich konnte nicht bestreiten, dass ich ihr auch aus dem Weg gegangen war, besonders, seit wir aus Stuart Hall zurück waren.

Ich fand Clara in ihrem Zimmer vor. Das Haar floss um ihre Schultern, und sie wiegte Elisabeth etwas zu beflissen.

Ihrem leisen Wimmern nach zu urteilen, war Elisabeth nicht gerade empfänglich dafür.

»Ich bin noch nicht mal zum Duschen gekommen.« Clara war den Tränen nahe, und ich machte mich sofort nützlich und nahm ihr Elisabeth vorsichtig aus den Armen.

Ich stand auf und schaukelte das Baby, bis es sich wieder beruhigte. Das war zwar keine große Hilfe, doch immerhin versiegten bei beiden die Tränen.

»Du kannst gut mit ihr umgehen«, sagte Clara leise.

Ich schluckte und suchte nach der Stärke, die ich noch am Nachmittag besessen hatte. Wie konnte ich so viel Liebe für das Kind empfinden und mich dennoch so quälen?

»Aber nicht so gut wie du«, sagte ich nach einem Moment.

Clara tat das Kompliment mit einer Handbewegung ab. »Ich bin ihre Mutter. Das ist nicht gerade Hexerei.«

Ich biss mir auf die Lippe, denn ich spürte die Magie – es war wie ein Wunder und für mich zurzeit noch unerreichbar.

»Lässt sich Alexander immer noch nicht dazu bewegen, ein

Kindermädchen einzustellen?« Ich musste das Thema Mutterschaft meiden. Unglücklicherweise schien es jedoch gerade in jedem Gespräch aufzutauchen.

Sie schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt bin ich auch noch nicht so weit. Meine Mutter hat eine Zeit lang auf sie aufgepasst, aber du weißt ja, wie Madeline mit ihrer Zeit geizt.«

Madeline war zwar ein anderes Kaliber als meine Mutter, »mütterlich« konnte man sie aber auch nicht gerade nennen. Das war etwas, das Clara und mich zu Beginn unserer Freundschaft miteinander verbunden hatte.

»Lola war beschäftigt«, sagte sie gedankenverloren, »und dann ist da natürlich noch Edward. Ich habe allerdings den Eindruck, dass er sich gerade querstellt, weil er Davids Kinderwunsch ablehnt. In ein paar Wochen soll die Krönung stattfinden, und ich glaube, ich werde den Kinderwagen selbst in die Kirche schieben müssen.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Es ist meine Schuld, dass du nicht mehr Hilfe hattest. Tut mir leid.«

»Wieso deine Schuld?«, lachte Clara mich aus.

»Deine Schwester war damit beschäftigt, mir mit *Bless* zu helfen, und ich war nicht da, um Edward in den Hintern zu treten.« Und ich selbst war auch nicht da gewesen. Ich hätte ihr zur Seite stehen sollen. Das hatte ich immer getan.

»Du hattest selbst genug um die Ohren«, sagte Clara. Doch ihr Blick war unruhig, und sie vermied es, mir in die Augen zu schauen.

»Und?«, hakte ich nach. Da war noch mehr. Wie sollte ich unsere Freundschaft wieder kitten, wenn ich nicht einmal wusste, wie gravierend ich sie wirklich belastet hatte?

»Du wirktest nicht sonderlich interessiert.«

Ich zuckte zurück und erstarrte. Elisabeth ließ einen leisen Protestschrei verlauten, weil wir uns nicht mehr bewegten, doch ich konnte nur noch den Kopf schütteln.

»Ich liebe sie«, flüsterte ich.

»Das sehe ich in deinem Gesicht, wenn du sie hältst«, seufzte Clara.

Vorhin erst hatte ich den Mut gefunden, Lola zu gestehen, dass ich mir ein Baby wünschte. Es war das erste Mal, dass ich es mir selbst eingestanden hatte. Ob ich es jetzt auch noch über mich bringen konnte, über meine Fehlgeburt zu reden, wusste ich nicht. Die Wunde war noch so frisch, dass ich schon Angst bekam, sie wieder aufzureißen, wenn ich nur daran dachte. Ich war über den Berg, weil ich mir jeden Gedanken daran versagt hatte.

»Was es auch sein mag«, sagte Clara, »ich bin für dich da.«

Was sie eigentlich ausdrücken wollte, war klar. Ich hatte ihr beigestanden, als es in ihrem Leben drunter und drüber ging. Wie konnte ich dann glauben, dass sie nicht ebenso für mich da wäre? Doch so einfach war das nicht. Ich wollte ihr nichts verheimlichen, die Erinnerung sollte nur nicht wieder aufleben.

Ich zwang mich zu lächeln. »Es ist alles in Ordnung.«

»Blödsinn«, gab sie zurück.

Ich hob eine Braue. »Da spricht eine zukünftige Königin.«

»So geht das nicht«, warnte sie. »Du hast was. Ich kenne dich, Belle Stuart – Belle Price, wollte ich sagen. Ach, ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen.«

»Willst du es wirklich wissen?« Ich ging zum Bett und setzte mich auf die Ecke neben sie, ohne Elisabeth aus den Armen zu lassen.

»Das will ich wirklich. Ich habe ein paar von den Dingen erfahren, die dir passiert sind, und fand es schrecklich, dass ich nicht für dich da war«, sagte sie. »Ich weiß aber, dass noch mehr dahintersteckt. Edward glaubt das auch. Wir hatten beide zu viel Angst, dich zu fragen.« Clara rückte etwas näher und streckte die Arme aus, um mir das Baby abzunehmen, aber ich drehte mich weg.

»Ich hatte eine Fehlgeburt.« Laut auszusprechen, was geschehen war, war überraschenderweise nicht so schmerzhaft, wie ich erwartet hatte. Ich hatte damit gerechnet, dass es wehtun würde,

und das tat es auch. Doch es war nicht mehr diese herzerreißende, niederschmetternde Qual, sondern diesmal nur ein milder Schmerz.

Clara sagte nichts, nahm mich nur stumm in die Arme. So blieben wir für eine Weile sitzen. Elisabeth schlief friedlich in meinen Armen, und ihre Mutter hielt mich fest. Nach ein paar Minuten verebbte der Schmerz, so als hätten sich die zerbrochenen Teile meines Herzens wieder zusammengefügt.

»Mir fehlen einfach die Worte«, gab sie schließlich zu.

»Das ist schon in Ordnung.« Ich hatte einen Kloß in der Kehle, doch ich weigerte mich, in Tränen auszubrechen.

»Jedenfalls besser, als irgendetwas Furchtbares zu sagen.«

Ich musste unwillkürlich lachen. Sie stimmte ein, doch unsere Heiterkeit verflog so rasch, wie sie gekommen war.

»Ich möchte dich tausend Dinge fragen.«

Ich sah sie an und nickte. »Und ich glaube, ich will dir alles beantworten.«

Clara legte ihre Hand auf meine und drückte sie. »Du musst nicht alles mit dir allein ausmachen.«

Sie hatte recht. Das musste ich nicht. Ich hatte mir eingebildet, es wäre meine Pflicht, allein mit meiner Trauer fertigzuwerden. Doch auf diese Weise hatte ich mich nur isoliert. Mit Clara zu reden, erleichterte mich. Ich musste das nicht alles allein bewältigen. Diese Gewissheit stärkte mein Vertrauen, dass ich es schaffen würde.

»Hattet ihr es darauf angelegt?«, fragte sie.

»Ich glaube, Smith hat Supersperma«, beichtete ich. »Und als dann mein Leben bedroht war und jemand versucht hat, mich umzubringen – da habe ich ein paar Pillen vergessen.«

»Das kann ich verstehen.« Sie hielt inne. »Ich wünschte, du hättest es mir gesagt.«

»Es ist nur ... Du hast dasselbe durchgemacht, bloß dass die Geschichte bei dir ganz anders ausgegangen ist«, flüsterte ich.

»Deine Geschichte ist noch nicht vorbei«, erinnerte sie mich.

Und dann ließ ich alles heraus. All die Ängste, die ich seit meiner Begegnung mit Smith durchlitten hatte, all das Hässliche und Schöne. Ich berichtete detailliert von unserer improvisierten Hochzeit, bis hin zu dem Umstand, dass ich dabei meinen Pyjama getragen hatte.

»Das habe ich noch keinem erzählt.«

»Es beweist nur, wie du der Mode voraus bist«, spottete sie.

Ein Klopfen an der Tür schreckte uns aus unserem Gespräch auf. Alexander steckte den Kopf herein und grinste breit, als er aus seinen blauen Augen seine Frau ansah.

»Soll ich die Kleine mal nehmen, damit du duschen kannst?«, fragte er.

Clara wollte etwas sagen, doch ich schaltete mich ein: »Ich habe sie. Dir würde eine Dusche offensichtlich auch ganz guttun. Und überhaupt: Wie wäre es, wenn ich etwas häufiger vorbeischaue? Ich muss unbedingt mehr Zeit mit meiner Patentochter verbringen.«

Clara und Alexander blickten einander an.

»Ja«, sagte Clara und hob abwehrend die Hand in seine Richtung. »Falls du einen Einwand hast, will ich ihn nicht hören.«

»Keine Einwände meinerseits«, sagte er amüsiert. »Erst recht nicht, wenn das bedeutet, dass wir zusammen unter die Dusche gehen können.«

»Ich tu mal so, als hätte ich das nicht gehört«, rief ich.

Aber da waren die beiden schon in die heiligen Gefilde ihres Badezimmers abgerauscht. Ich blickte hinunter zu Elisabeth. »Jetzt sind nur noch wir beide übrig, meine Kleine.«

Sie lächelte im Schlaf, an mein Herz geschmiegt. Ich hatte heimgefunden, nicht nur zu Smith, sondern auch zu allen anderen in meinem Leben. Hier wollte ich bleiben.



28

Als Alexander und Clara endlich wieder auftauchten, döste ich, Elisabeth gemütlich an die Brust gekuschelt, in einem Sessel am Kamin.

»Habt ihr euch gut amüsiert? Ich habe mich so gelangweilt, dass ich eingeschlafen bin.«

Alexander nahm mir Elisabeth ab und grinste mich breit an. »Hab Dank dafür.«

Anscheinend hatte ich mich gerade freiwillig gemeldet, um bei ihren Schäferstündchen die Rolle des Kindermädchens zu übernehmen. Wenigstens waren die Wände dick.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat«, flötete Clara, als sie hereinstürmte. Die leichte Röte, die ihre Wangen überzog, war unverkennbar.

»Ich fühle mich geradezu wie die Orgasmusfee.« Ich streckte die Arme aus und stand auf, um meine Glieder zu lockern, die noch etwas steif waren, nachdem ich so lange das Baby gehalten hatte.

»Du kannst«, sagte Clara und deutete mit dem Kopf in Richtung

Badezimmer. »Die Gäste kommen in einer Stunde, deshalb muss ich jetzt russisches Roulette mit meinem Kleiderschrank spielen.«

Ein kurzer Blick in den Spiegel bezeugte, dass ich nur mein Make-up und den Lippenstift aufzufrischen brauchte. Und das Frisurproblem war noch nicht gelöst. Immerhin wusste ich schon, was ich anziehen wollte. Ich hatte Schmetterlinge im Bauch, als ich den Reißverschluss des Kleidersacks herunterzog, in dem ich vor dem Aufbruch bei *Bless* mein Kleid verstaut hatte. Ich fühlte mich sofort glamourös, als ich es überstreifte. Ich hatte beschlossen, mich im Badezimmer umzuziehen, damit Clara nicht fragte, wieso ich keinen Slip trug. Und auch jetzt ließ ich die Unterwäsche im Kleidersack. Wenn es nach mir ging, würden wir das neue Jahr mit mehr als nur einem Kuss einläuten.

Als ich aus dem Bad kam, steckte Clara den Kopf aus dem begehbaren Kleiderschrank, weil sie mich etwas fragen wollte. Doch dann starrte sie mich nur noch an.

Ich strich mit den Händen nervös über den Seidenstoff. »Zu viel?«

»Nicht im Entferntesten«, erwiderte sie und schüttelte den Kopf. »Du siehst unglaublich aus. Smith wird seine Hände nicht von dir lassen können.«

»Das war der Plan«, zwinkerte ich.

»Jetzt kriege ich deinetwegen aber Komplexe wegen meines Schwangerschaftskörpers«, sagte sie mit einem Seufzer.

Ich trat zu ihr, und sie hielt diverse Kleider hoch, ohne sich entscheiden zu können. Dass Dutzende zur Auswahl standen, war schon mal nicht schlecht, doch ihre Sorge, nicht gut auszusehen, minderte das nicht.

»Hat Alexander aufgehört, leidenschaftlich mit dir zu vögeln?«, fragte ich.

Sie schnaubte nur und zog ein schwarzes Samtkleid von der Garderobenstange. »Ich hatte schon Angst, er würde mir

wegsterben, als er sich nach Elisabeths Geburt sechs Wochen mit dem Sex gedulden musste.«

»Das heißt, einer der heißesten Männer auf Erden – und ich zitiere hier gleich mehrere Zeitschriften – ist von dir besessen.« Ich ließ die Worte wirken, bevor ich weiterredete. »Du könntest eine Jogginghose anziehen, wenn dir danach ist, und dir trotzdem deiner Wirkung auf ihn sicher sein.«

Sie presste sich das Samtkleid an die Brust und streckte mir die Zunge heraus.

»Sehr erwachsen«, zog ich sie auf. Gerade erst ging mir wieder auf, wie sehr ich es vermisst hatte, einfach so mit Clara zusammen zu sein. Als wir auf der Uni waren, war das normal gewesen. Jetzt war es schwer, die Zeit dafür zu finden. Meine Liste mit guten Vorsätzen fürs neue Jahr war gerade um einen Punkt länger geworden.

»Ich könnte das hier nehmen«, sagte sie. »Oder sehe ich dann aus, als würde ich zu einer Beerdigung gehen?«

»Es ist eine festliche Abendgesellschaft. Da passt es perfekt.«

Sie zog es an, und ich fragte: »Soll ich mein Haar hochstecken oder lieber offen tragen?«

»Was gefällt denn Smith am besten?«

»Das war noch nie ein Thema«, gab ich zu. Einerseits küsste mich mein Gatte gern auf den Hals. Andererseits zog er mir aber auch gern an den Haaren. Profitieren würde ich so oder so.

»Also, wenn ich dir denselben Rat gebe, den du mir gegeben hast, dann könntest du dir vermutlich auch einfach einen Pferdeschwanz machen. Der Mann ist total in dich verknallt.«

Das beruhte auf Gegenseitigkeit. »Ist das so offensichtlich?«

»Anders ausgedrückt: Schöner könnte es kaum sein«, fasste sie es bündig zusammen. »Hilf mir mal mit dem Reißverschluss.«

Eine halbe Stunde später standen wir vor dem Spiegel und bewunderten unsere Erscheinung. Claras haselnussbraune Locken

waren zu einer eleganten Welle hochgesteckt, was den anmutigen Schwung ihrer Halspartie zur Geltung brachte. Ihr rabenschwarzes Kleid war vorn ausgeschnitten und entblößte ihre blasse Haut.

Ich hatte mein Haar offen gelassen, sodass es am Rücken über mein Seidenkleid fiel. Der Stoff schmiegte sich an meine Brüste, und ich fühlte mich auf eine wundersame Weise zugleich sexy und alterslos.

»Wir sehen absolut brauchbar aus«, verkündete ich.

»Brauchbar? Das ist das Ziel?«, kam Edwards joviale Stimme von der Tür.

Ich schleuderte ein Handtuch in seine Richtung, aber er duckte sich weg. »Ein Gentleman hätte geklopft. Wenn wir jetzt nackt gewesen wären?«

»Tut mir leid, Ladys. Auch wenn ihr noch so brauchbar seid – ich bin nicht interessiert.«

Clara sah ihn über den Spiegel an. »Das wird David gerne hören.«

Er verschränkte die Arme und zog eine Braue hoch. In seinem Smoking gab er eine stattliche Figur ab. Er hatte sein sonst zerzaustes Haar geglättet und die Brille zu Hause gelassen. Die Abwesenheit seiner beiden charakteristischen Merkmale veränderte ihn und brachte seine kräftige Kinnpartie und die gerade Nase gut zur Geltung.

»Heute Nacht wirst du Herzen brechen.« Ich umarmte ihn vorsichtig, um ihm kein Make-up aufs Jackett zu schmieren.

»Das ist ein Kreuz, das ich leider tragen muss«, sagte er mit gespielterm Pathos. Dann fummelte er an seiner Fliege herum.

»Hör auf«, befahl ich ihm. »Du machst es nicht besser.«

Als ich sie ihm richtete, genoss ich den Moment in vollen Zügen. Bis vor kurzem waren diese beiden Menschen fast alles für mich gewesen. Jetzt stand ich im Begriff, mit Smith ins neue Jahr zu gehen, und es bedeutete mir unendlich viel, die beiden

dabeizuhaben. Wir hatten uns, jeder für sich, ein eigenes Leben aufgebaut – mit unseren Liebsten, für die wir kämpfen mussten –, und doch waren wir einander verbunden geblieben.

Edward bot uns seine Arme. Clara und ich hakten uns unter und rahmten ihn ein. Er drehte uns zum Spiegel, und in den Spiegelbildern meiner besten Freunde sah ich, dass wir alle dasselbe dachten: Ganz gleich, was das nächste Jahr uns bringen mochte, wir würden es zusammen durchstehen, so wie wir auch den Stürmen dieses Jahres getrotzt hatten.

Edward verzog den Mund zu einem Grinsen. »So gern ich uns auch betrachte, wir sollten uns lieber auf der Party blicken lassen.«

Als wir in die Vorhalle kamen, blieb Clara unvermittelt stehen. »Ich habe noch etwas vergessen. Geht ihr zwei schon mal vor. Ihr dürft eure Männer nicht warten lassen.«

»Sie hat sich bestimmt auf eine schnelle Nummer mit Alexander verabredet«, flüsterte Edward, als sie wieder in ihre Suite entwand.

»Schnell?«, wiederholte ich trocken und erinnerte mich daran, wie lange die beiden heute Nachmittag geduscht hatten. »Wir werden die ganze Party verpassen, wenn wir auf sie warten.«

Als wir an die Treppe kamen, blieb Edward stehen und verschränkte seine Finger mit meinen. »Ich kann es gar nicht oft genug sagen, aber ich bin wirklich froh, dass mein Bruder auf die Idee gekommen ist, in aller Öffentlichkeit deine beste Freundin abzuknutschen.«

»Es war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft«, pflichtete ich ihm bei.

Er schüttelte den Kopf, ein Lächeln umspielte seine Lippen. Trotz seiner unfassbar männlichen Ausstrahlung blitzte ein jugenhafter Schalk in seinen Augen.

»Was ist?«, fragte ich. »Was führst du im Schilde?«

»Nichts.« Das war gelogen. Er unternahm noch nicht mal den

Versuch, es zu verbergen.

»Spuck's aus, Königliche Hoheit.«

»Dafür ist es jetzt zu spät«, ließ er mich wissen und sah über meine Schulter. Ich verdrehte den Kopf, um seinem Blick zu folgen. Clara war mit einem Bouquet aus zarten Calla-Lilien zurückgekehrt.

»Was ist hier los?«, fragte ich noch einmal, doch langsam dämmerte es mir.

Als mir Clara den einfachen Strauß überreichte, wusste ich, dass ich recht hatte.

»Ihr habt versucht, ohne uns zu heiraten«, sagte sie.

»Und wir dachten, wir sollten einmal eine Hochzeit erfolgreich über die Bühne bringen, bevor ich an die Reihe komme«, fügte Edward hinzu.

Clara schüttelte den Kopf. »Hör nicht auf ihn.«

Sie beugte sich vor, um mich zu umarmen, ließ aber ausreichend Platz zwischen uns, damit die Blumen nicht zerdrückt wurden.

Ich konnte kaum fassen, was geschah, aber als mich Edward am Arm zupfte und mich zum Treppenansatz führte, zögerte ich nicht.

Unten stand Smith und strahlte zu mir hoch. Er hielt die Hände gefaltet vor sich, als müsse er sich schwer zurückhalten, nicht zwei Stufen auf einmal zu nehmen und zu mir zu kommen. Sein Smoking war ihm perfekt auf den Leib geschneidert und brachte seine breiten Schultern zur Geltung. In seiner Einstecktasche entdeckte ich einen champagnerfarbenen Seidenzipfel. Unsere Blicke begegneten sich, und es durchfuhr mich wie ein Blitzschlag. Ich hatte es schon gespürt, als ich zum ersten Mal in seine stürmischen grünen Augen geblickt hatte. Damals begriff ich noch nicht, dass ich keine simple körperliche Reaktion erlebte, sondern eine Offenbarung.

Mein Lebensweg hatte mich zu diesem Mann geführt. Von jenem Tage an war er an meiner Seite. Diese Erkenntnis wuchs in meiner Brust, bis mein ganzer Körper von meiner Liebe zu ihm erfüllt war.

Es hatte keinen Sinn, mich zurückhalten zu wollen. Smith hatte

mich geöffnet. Und er hatte schon an jenem ersten Tag in seinem Büro damit begonnen. Mein Weg zu mir führte über ihn.

»Ich kann nicht glauben, dass ihr das wirklich arrangiert habt«, flüsterte ich Edward zu, als wir die erste Stufe hinabstiegen.

»Wir waren das nicht«, sagte er bestimmt. »Doch wir haben geholfen. Dein Mann ist romantischer, als er vorgibt.«

Und dieses wunderbare Rätsel von einem Mann gehörte zu mir.

Ohne meine Zwölfzentimeterabsätze wäre ich vielleicht schon die Treppe hinunter und in seine Arme gelaufen. Doch weil ich jede Stufe mit Bedacht nahm, entdeckte ich noch mehr. Es war nicht die High-Society-Party, auf die ich mich heute Abend eingestellt hatte, aber sie war trotzdem von perfekter Exklusivität. Hinter Smith stand eine kleine Gruppe vertrauter Menschen. Doch ich brachte es jetzt nicht über mich, die Ansammlung aus Freunden und Familienmitgliedern genauer zu studieren. Ich hatte nur noch Augen für ihn.

Als wir unten ankamen, gab Edward mit einem Seufzer meinen Arm frei und nahm meine Hand. Smith trat zu uns und ließ sie sich von ihm geben. Die schlichte Geste raubte mir den Atem.

»Willst du mich heiraten?«, flüsterte Smith.

»Das habe ich schon«, erinnerte ich ihn, als er meine Hand an die Lippen führte und zärtlich küsste. »Und ich würde es wieder und wieder tun.«

»Damit bin ich völlig einverstanden, meine Schöne.« Er zog mich an seine Seite, und wir verschränkten unsere Hände zu einem unzertrennlichen Griff. Nie mehr wollte ich ihn loslassen.

Alexander stand hinter uns, und wir drehten uns zu ihm um. »Mir ist nicht entgangen, dass ihr beide in Amerika geheiratet habt«, sagte er mit einer Stimme, die in jeden Winkel hallte. »Das kann ich natürlich nicht auf sich beruhen lassen. Lasst es uns noch mal versuchen.«

Alle lachten und schufen so die perfekte Stimmung für unsere

zweite Hochzeit. Ich hatte Smith erwählt, als die Welt um uns düster und unerbittlich zu sein schien. Damals hatte ich mich an dem Glauben aufgerichtet, dass wir einander helfen konnten, alles durchzustehen. Später war mein Glaube ins Wanken geraten, und dennoch hatten wir zusammengehalten und nie aufgegeben.

Jetzt, umgeben von der Liebe all jener, die uns diesen Augenblick geschenkt hatten, leisteten wir noch einmal unsere Schwüre. Vor ihnen wurden wir erneut vermählt.

Da waren keine Vorbehalte, keine Zweifel. Als Alexander mich aufforderte, jene beiden einfachen Worte auszusprechen, trug meine Stimme sie klar durch den ganzen Raum.

»Ich will.«

»Ich würde euch jetzt eigentlich auffordern, die Ringe zu tauschen«, sagte Alexander laut, »aber als ich Smith gebeten habe, sie mir zu besorgen, antwortete er: ›Wer unsere Ringe will, muss sie uns von den Fingern schneiden.««

Rings um uns ertönten Lachsalven. Ich zersprang innerlich fast vor Freude, als Smith meine Hand drückte und über meinen Ehering strich. Er hob eine Braue.

»Bist du mir böse?«, fragte er mich leise.

Wie könnte ich. Nachdem ich Mut gefasst und diesen Ring übergestreift hatte, wusste ich, dass ich ihn niemals wieder ablegen wollte.

»Dann zeig jetzt allen, dass du ihn zu deinem treusorgenden Ehemann genommen hast«, verlangte Alexander.

Zu den Jubelrufen der Menge hielten wir unsere verschränkten Hände in die Luft. Woanders im Raum mochten Tränen fließen, doch in meinem Herzen war kein Platz dafür. Im letzten Jahr hatte ich gelitten und Angst gehabt. Heute feierte ich.

»Sie dürfen die Braut jetzt küssen«, forderte Alexander Smith auf. »Wieder«, fügte er hinzu.

Aber da hatte mein Mann schon die Hand um meinen Nacken

gelegt, und als sich unsere Lippen trafen, erfasste mich eine friedliche Gewissheit.

Ich hatte meine Bestimmung gefunden.



29

Die Menge um uns erwachte zum Leben, und als ich es endlich über mich brachte, meine Frau wieder freizugeben, stürmten die Gäste auf uns ein. Wohin ich mich auch wandte, streckten sich mir Hände entgegen oder wurde ich umarmt. Eine eigene Gästeliste hatte ich nicht beigesteuert. War doch bis heute Abend die einzige Person, auf die ich hatte zählen können, die Frau gewesen, die gerade neben mir stand. Doch das war nun bedeutungslos, als die Menschen, die Belle liebten, mich in ihrer Mitte willkommen hießen. Ich hatte mein Leben damit verbracht, für die Taten meiner Familie zu büßen, und jetzt hatte sie ihre Familie freigiebig mit mir geteilt.

Auch als wir durch die kleine Menge schritten, hielt ich ihre Hand fest. Als all die Glückwünsche verebbt waren, zog ich sie in eine Ecke. Ich wollte einen kurzen Moment mit meiner Frau allein sein, doch bevor wir dort ankamen, erwischten uns Clara und Alexander.

Clara umarmte sie leidenschaftlich, versuchte jedoch nicht, mir meine Frau zu entführen. Nach der Art zu urteilen, wie Alexander seine Hand in ihrem Rücken hielt, kannte sich Clara gut mit

besitzergreifenden Männern aus.

Alexander streckte den freien Arm vor und klopfte mir auf die Schulter. Wir wechselten kein Wort, während unsere geliebten Frauen glücklich miteinander tuschelten. Er und ich waren nicht immer auf einer Wellenlänge gewesen, doch wir hatten unsere Gemeinsamkeiten in der Liebe zu unseren Frauen entdeckt.

Es dauerte nicht lange, bis sich Edward und David zu uns gesellten. Ich schaute mir die beiden an und schnappte mir kurzerhand Belles Bouquet. Sie drehte sich verwundert zu mir um und prustete los, als ich es David in die Arme schleuderte.

»Ich habe mir gedacht, wir könnten die Sache mit dem Blumenstraußwurf abkürzen«, informierte ich die Gruppe, »und ihn gleich jemandem geben, der ihn dringend braucht.«

»Ich erwarte eine Einladung«, übertönte eine Stimme das Gelächter, und wir machten Platz für Belles Tante.

Jane kannte mich kaum, was ich seit Weihnachten zu ändern suchte. Ihr Wohlwollen mir gegenüber beruhte allein auf ihrem Instinkt. Ich schuldete ihr mehr als nur einen kleinen Dank – denn ich verdankte ihr mein Leben. Weil Belle das Leben für mich bedeutete. Ich reagierte sofort, als sie mich näher zu sich winkte.

»Sie haben sie erobert«, flüsterte sie.

Ihre Worte bedeuteten mir so viel. Denn das hatte ich. Mit Hilfe aller hier Versammelten.

»Wenn ihr nichts dagegen einzuwenden habt, hätte ich jetzt gern einen Moment mit meinem Mann allein«, verkündete Belle. Wissende Blicke wurden getauscht, bevor uns meine neu gewonnene Familie freigab. Anscheinend hatten sie alle Verständnis für den unersättlichen Appetit aufeinander, der mit wahrer Liebe einhergeht.

Belle drehte sich um und erstarrte augenblicklich. Ich löste den Blick von meiner Frau, sah auf und entdeckte die einzige Person aus meiner Vergangenheit, die heute Abend zugegen war.

Georgia kam auf uns zu und ließ Brexton bei einer Gruppe von Menschen zurück, die ich nicht kannte.

Die beiden hatten einander nie verstanden. Doch nun ließ Belle meine Hand los und umarmte sie.

»Tu ihm nicht weh«, sagte Georgia, als sie sich freimachte. »Er ist einer von den Guten.«

Sie seufzte, als hätte der Gefühlsausbruch sie allzu sehr mitgenommen, und entfernte sich.

»Das werde ich nicht«, versprach Belle.

»Wir kommen hier nie mehr weg«, flüsterte ich zu meiner Frau, als die ersten Bluesnoten von »Wild Horses« ertönten. »Aber ich habe eine Idee.«

Ich zog Belle in meine Arme, und wir begannen zu tanzen. Ein paar andere folgten unserem Beispiel, doch sie blieben Schemen im Hintergrund, während ich meine Frau hielt.

»Wie hast du es nur geschafft, dass Clara etwas von den Rolling Stones spielt?«, fragte sie mich.

»Durch mein Entgegenkommen in ein paar anderen Punkten«, gab ich zu. »Gerade macht sich eine Band bereit. Wir haben nur diesen Song.«

Sie lachte, und es war die allerschönste Melodie, die ich jemals gehört hatte. »Ich muss mich dafür bei ihr bedanken.«

»Ich glaube, da ist eine Menge, für das wir ihr zu danken haben.« Ich zog sie noch näher und senkte die Lippen an ihr Ohr. »Zum Beispiel die Chance auf eine vernünftige Hochzeitsnacht.«

»Wir sind schon fast zwei Monate verheiratet«, wandte sie ein.

»Ich finde, angesichts der jüngsten Ereignisse kann man ruhig sagen, dass wir noch immer in den Flitterwochen sind.« Ich knabberte an ihrem Ohrläppchen, und sie stöhnte leise. Das feine Geräusch wurde vom Dröhnen der Musik übertönt. Nur ich hatte es vernommen, und das war genau so, wie ich es mochte. Sie gehörte zu mir. Ich hatte um sie gekämpft und sie erobert. Jetzt wollte ich ihr

jeden Tag, der mir im Leben blieb, beweisen, dass ich sie verdiente.

»Vielleicht kommst du von nun an auch besser mit meinen Freunden aus.«

Ich wirbelte sie herum, warf sie leicht nach hinten und raubte ihr einen kurzen Augenblick den Atem.

»Ich werde es versuchen, meine Schöne.« Ich zwinkerte ihr zu. Dass ich mir das fest vorgenommen hatte, wollte ich ihr nicht eingestehen.

»Mit dir hat man nichts als Ärger, Price.«

»Deshalb stehst du doch auf mich, Mrs. Price.«

Sie hob die Brauen. »An meinen neuen Nachnamen habe ich mich noch nicht gewöhnt.«

»Später ...« Ich beugte mich vor und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich werde dir so viele Orgasmen verschaffen, dass du deinen alten Namen vergessen hast und es hinnimmst, Mrs. Price genannt zu werden.«

»Dann steht ein Doppelname wohl nicht zur Debatte.« Doch mein neandertalerhafter Trieb, sie zu besitzen, schreckte sie nicht im Mindesten ab. Es war, als klinge eine Spur von Lust in ihrer Stimme.

»Es gefällt dir, oder?«, fragte ich und presste ihren schmalen Leib an meinen Schwanz, der sich leicht wölbte. »Dass ich dich ganz besitzen muss.«

»Es gibt mir das Gefühl, dass ich die Zügel in der Hand halte«, sagte sie mit einem kehligen Kichern, als ich ihren Hals küsste.

»Das tust du, meine Schöne.« Ich arbeitete mich an ihr Schlüsselbein vor. »Aber nur, bis ich die Seile und die Leine auspacke.«

»Wenn du so weitermachst, werden wir noch bei unserer eigenen Party rausgeworfen.« Doch sie machte keine Anstalten, mich zu stoppen.

Das übernahm ich, sorgte für eine anständige Walzerposition und hinreichend Abstand zwischen unseren Körpern, damit ich nicht

übermäßig erregt wurde. Noch ein paar Sekunden länger, und das Tier in mir hätte sie nackt auf dem Tanzboden genommen.

»Du kannst den Namen Stuart behalten, wenn du willst«, bot ich ihr an, während wir anmutig durch den Raum kreisten – gerade so schnell, dass ich nur ihr Gesicht und kein anderes erkennen konnte, was exakt meinen Absichten entsprach.

»Offen gestanden hänge ich nicht an dem Namen«, räumte sie mit leiser Stimme ein. »Und jetzt, da das Anwesen weg ist, ist es für mich Zeit, mich von der ganzen erbärmlichen Familiengeschichte zu befreien.«

Das war eine Regung, die ich nachvollziehen konnte. Trotz meiner üblen Vorahnungen hatte ich ihre Mutter eingeladen. Dass sie die Einladung ausschlug, hatte mich nicht überrascht.

Es war der Band erfolgreich gelungen, die Menge zu zerstreuen, und ich wirbelte Belle im Kreis, immer näher zur Tür, die in den hinteren Garten führte.

Niemand bemerkte, wie wir hinausgingen. Es war zwar ungewöhnlich warm für die Jahreszeit, doch die Nacht war kühl. Ich löste meinen Arm von ihr – allerdings nur, um mein Jackett auszuziehen und es ihr über die Schultern zu legen. Dann zog ich sie wieder an mich.

»Ich fürchte, wir können nur in die Kälte flüchten.«

»Mir ist aber gar nicht kalt«, flüsterte sie.

Das ging mir genauso. Es war unmöglich, etwas anderes zu spüren, als die Wärme ihres Körpers an meinem. So verharrten wir aneinandergeschmiegt und blickten zu den Sternen hinauf.

»Die hast du mir geschenkt«, sagte sie mit sanfter Stimme und sah mir dabei in die Augen.

»Ich werde dir noch viel mehr schenken«, versprach ich ihr.

Ich wollte ihr mein Leben geben, jeden Atemzug – meine Seele. »Ich glaube, wir werden den Countdown verpassen«, warnte ich sie.

»Du bist der einzige Mensch, den ich um Mitternacht küssen will«,

sagte sie atemlos. »Eigentlich dachte ich sogar ...«

Sie brauchte den Vorschlag nicht auszusprechen.

Dass es kalt war, zählte nicht. Keiner von uns spürte, wie kalt es war, als ich ihr Kleid an hob und ihre nackte Muschi entblößte. Ich hob sie in meine Arme, und Belle schlang ihre Beine um meine Taille. Sie bäumte sich nicht auf und drängte auch nicht, mir näherzukommen. Selbst als die letzten Sekunden des Jahres dem Ende entgentickten, war ich mir gewiss, dass wir beide dasselbe verspürten.

Uns blieb alle Zeit der Welt.

Ich trug sie in die Schatten der herrschaftlichen Residenz und lehnte sie an die helle Stuckfassade. Ihre Finger suchten meinen Gürtel, lösten ihn geschickt und befreiten meinen Schwanz. Belle verlagerte ihr Gewicht und öffnete sich mir, dann drang ich in sie ein. Wir bewegten uns leise im Mondlicht. Ich verschränkte den Blick mit ihrem, und aus zweien wurde eins.

Sie war mein Anfang, meine Unendlichkeit, und da war nichts mehr, was uns noch trennte.

Drinne begann der Countdown, die Rufe der Menge wurden vom Wind leise zu uns herübergetragen, und mit jeder Sekunde stieß ich weiter vor, drang tief in sie ein.

Das neue Jahr begann mit ihrem Schrei. Ich spürte ihre zuckenden Muskeln, die mich umschlossen, und fand die eigene Erlösung in ihr, als die ersten Noten von »Auld lang Syne« ertönten.

Wir verdankten einander alles. Als das Feuerwerk über unseren Köpfen die Verheißung des Neubeginns zelebrierte, legte ich zu einem stummen Schwur meine Lippen auf ihre.

Sie war die Belohnung, die ich nicht verdiente, das Licht, das mich aus der Dunkelheit geleitet hatte.

»Du hast mein Herz gestohlen«, flüsterte ich.

»Und ich geb es niemals wieder her«, versprach sie.



Dank

Zuallererst ein großes Dankeschön allen Leserinnen und Lesern, denen Smith so ans Herz gewachsen ist wie mir.

Lindsey, es tut mir leid, dass du das hier nicht als Erste bekommen hast.

Melissa Gaston, du bist mein Rettungsanker. Hab Dank, dass du mein Leben so viel leichter machst.

Einen Riesendank an Sharon, die für ihre Geduld einen Orden verdient. 2016 erobern wir gemeinsam! All meine Liebe und all mein Dank gehen ans Sassy Savvy Fabulous Team – Linda, Jesey und Melissa. Für meine Öffentlichkeitsarbeit und mein Marketing seid ihr die Besten!

Ich danke euch, Bethanie und Josh, für euer unfehlbares Lektorat bis zur letzten Minute. Irgendwie wisst ihr immer, was ich eigentlich meine, auch wenn ich es nicht so ausdrücken kann. Ohne Freunde und ein paar gute Drinks geht gar nichts. Danke, Laurelin, Sierra, Melanie, Tamara und Kayti, dass ihr immer für mich da seid.

Den Frauen vom FYE sei gesagt: Lasst 2016 unser Jahr werden!

Ein großes Dankeschön geht an die Ladys vom Königshof. Euretwegen habe ich jeden Morgen Lust aufzustehen.

Danke all den Bloggern, die meine Serie mit viel Enthusiasmus und Wohlwollen begleitet haben. Ihr habt so viel für mich getan.

Mein Dankeschön geht an die Superagentin Mollie Glick, dass sie mich dabei unterstützt zu schreiben, was ich will, und an Joy Fowlkes, die dafür sorgt, dass alles glatt über die Bühne geht. Meine Auslandsagentin Jessica Regal ist göttlich. Ich kann es gar nicht erwarten, alle meine schmutzigen Wörter in anderen Sprachen gedruckt zu sehen.

An meine Palm-Springs-Crew Amy Jackson, Michelle Leighton, Addison Moore, Samantha Young, Chelsea Fine, Michelle A. Valentine, Amy Bartol, Raine Miller: Danke, dass ihr eine beständige, mächtige Inspirationsquelle für mich seid.

Ohne die Unterstützung meiner Familie könnte ich das alles nicht leisten. Danke, Kinder, dass ihr während meiner Arbeit an diesem Buch zweimal die Grippe bekommen habt – ihr habt die Dinge für mich ins richtige Licht gerückt. Und Dank auch an meinen Mann, der definitiv meine Muse ist. Ich liebe dich.



BONUS- MATERIAL

- *12 Fragen an Geneva Lee*
- *Grußwort von Geneva Lee*





12 Fragen an Geneva Lee

Weshalb wurden Sie Autorin?

Als Kind liebte ich Bücher, aber dachte nie daran, dass ich selbst eines schreiben könnte. Als ich älter wurde, dachte ich mir Hintergrundgeschichten zu fremden Menschen aus. Eines Tages beschloss ich, dass es an der Zeit ist, keine Angst mehr zu haben und tatsächlich ein Buch zu schreiben. Eine Autorin zu sein ist der beste, aber auch der härteste Job der Welt. Ich kann mir nicht vorstellen, etwas anderes zu machen.

Woher nehmen Sie die Inspiration für Ihre Romane?

Von überall her! Ständig habe ich Ideen. Zu viele Ideen. Die Idee zu der Royals-Saga kam mir, als ich eine Klatschzeitung am Kiosk sah. Ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlen würde, in die Royal Family einzuheiratet und zuzusehen, wie das eigene Leben zum öffentlichen Schauspiel wird.

Wer sind Ihre Lieblingsautoren? Und Warum?

Um ehrlich zu sein, da gibt es sehr viele. Jane Austen ist eine meiner ständigen Favoriten. Ich liebe es einfach, wie sie diese verschachtelten Geschichten mit so interessanten Charakteren verwebt. Und ich bin ein großer Fan von Deborah Harkness und Sylvia Day.

Welche Bücher haben Sie zuletzt gelesen?

Zuletzt habe ich die Hacker-Serie von Meredith Wild gelesen und die Bücher absolut geliebt. Ich habe auch ein Vorab-Exemplar von Laurelin Paiges *First Touch* gelesen, und es hat mich die ganze Nacht wachgehalten.

Haben Sie ein Lebensmotto?

Alles ist möglich.

Was machen Sie, wenn Sie nicht schreiben?

Ich denke an das Schreiben! Ich bin Mutter, das heißt, dass ich den Großteil meiner Freizeit bei Fußballspielen und Tanzstunden verbringe. Ich reise auch oft. Ich liebe es, neue Orte zu besuchen und neue Menschen kennenzulernen.

Fünf Dinge über Sie, die wir noch nicht wissen ...

1. Ich habe meine Highschool-Liebe geheiratet.
2. Ich hasse Kokosnuss.
3. Ich mag den Strand lieber als die Berge, nehme aber im Zweifel beides.
4. Venedig ist meine Lieblingsstadt.
5. Ich schreibe dies hier in einem Flugzeug ;-)

Wie würden Sie die Royals-Saga in einem Satz beschreiben?

Eine junge Amerikanerin gerät in eine verbotene Affäre mit einem

Royal Bad Boy.

Was lieferte die Inspiration für den Roman?

Ich war fasziniert von der Geschichte, wie sich Prince William und Kate Middleton kennenlernten. William ist ungefähr in meinem Alter, und ich kann mich erinnern, dass ich in der Highschool auf ihn stand. Als ich älter wurde, hatte ich noch immer Fantasievorstellungen von einem Prinzen, jedoch einem, der etwas geheimnisvoller und auf jeden Fall sexier war. Also schrieb ich eine Geschichte über ein Mädchen, das sich in den künftigen König von England verliebte. Es ist ein Märchen für Frauen.

Wer ist Ihre Lieblingsfigur im Roman und warum?

Oh! Das ist eine schwere Entscheidung! Natürlich liebe ich alle meine Hauptfiguren, aber ich sage Edward, Alexanders Bruder. Für mich ist er sehr real, und ich liebe es, wie er Clara im Lauf der gesamten Serie hilft, während er gleichzeitig seine eigenen Dämonen bekämpft.

Welche Szene war am schwierigsten zu schreiben?

Das kann ich nicht beantworten, ohne das Ende zu verraten. Aber das Ende war sehr schwer für mich. Ich musste mich sofort hinsetzen und am nächsten Royals-Roman arbeiten. Mir fehlten meine Figuren.

An welcher Geschichte schreiben Sie im Augenblick?

Derzeit arbeite ich am siebten Roman der Royals-Saga, der noch einige Überraschungen bereithalten wird. Außerdem habe ich noch ein paar andere Projekte in Planung, aber darüber kann ich im Augenblick noch nichts verraten.



Grußwort von Geneva Lee

Liebe Leserinnen,

ich bin unglaublich dankbar, dass ihr Alexander und Clara, Smith und Belle und den Rest der Royals in eure Herzen und in euer Leben gelassen habt. Eure Begeisterung für ihre Geschichte ist überwältigend und hat mich mehr als ein Mal zu Tränen gerührt. Ich habe mit diesen Charakteren einige Jahre gelebt, sie sind wie eine Familie für mich geworden. Dass ich meine geliebten Figuren mit euch teilen kann, bedeutet mir mehr, als ihr euch vorstellen könnt.

Ich hätte mir nie träumen lassen, dass es mit den Royals nach drei Büchern weitergeht, geschweige denn dass es sieben Bände geben würde! Ich kann es kaum erwarten, noch eine Geschichte über sie mit euch zu teilen. *Royal Destiny* dreht sich um eine weitere königliche Hochzeit: Um Edwards! Das Roman setzt ein paar Monate nach dem Ende von *Royal Forever* ein und folgt den

Liebesgeschichten dreier Paare: Alexander und Clara, Smith und Belle sowie Edward und David. Es ist mir eine Riesenfreude, euch zu verraten, dass die Geschichte überwiegend aus Alexanders Sicht erzählt wird!

Alexander, der um die Sicherheit seiner Familie kämpft, hat Schwierigkeiten, seine Verantwortung als König mit den Anforderungen als Ehemann und Vater in Einklang zu bringen. Doch je mehr er über die Hintergründe des Attentats auf seinen Vater herausfindet, desto stärker wird sein Bedürfnis, die Kontrolle zu behalten, vor allem über Clara. Sein Wunsch, sie zu beschützen, entwickelt sich immer mehr zur Obsession, und während sie die dunklen Sehnsüchte in sich selbst entdecken, müssen beide lernen, sich zu beugen, um nicht zu brechen.

Smith und Belle, die sich erst allmählich von ihren körperlichen und seelischen Wunden erholen, müssen sich von den quälenden Geistern ihrer Vergangenheit befreien, bevor sie wieder nach vorn blicken können. Als Belle keine Antworten darauf findet, warum sie ihr Kind verloren hat, versinkt sie in Trauer. Smith weiß, dass nur er ihr das Licht spenden kann, das sie braucht, um aus der Dunkelheit herauszufinden, aber ist er dazu in der Lage? Und kann er ihr die eine Sache geben, die ihr Herz wirklich braucht, um zu heilen?

Als Edward endlich ein Hochzeitsdatum festlegt, sieht Alexander in der Hochzeit die Chance, Clara zurückzugewinnen. Während die Welt über die bis dato umstrittenste königliche Eheschließung spekuliert, müssen die Freunde zusammenhalten, um zu beweisen, dass die Liebe jedes Hindernis überwinden kann.

Ich kann es kaum erwarten, euch diese Geschichte zu präsentieren. Dieses Buch ist für jene Leserinnen gedacht, die wissen wollen, was auf der dunklen regnerischen Straße geschah, die sich nach einem Happy End für Tante Jane sehnen und für jene, die einfach nur Lust

haben, noch ein bisschen mehr Zeit unter Alexanders Herrschaft zu verbringen.

Ihr habt mir geholfen, meinen Traum zu verwirklichen, und ich freue mich sehr darauf, *Royal Destiny* 2017 mit euch zu teilen.

Alles Liebe

Geneva